

Die Lehre von den letzten Dingen.

Eine

wissenschaftliche Kritik,

aus dem Standpunct der Religion unternommen

von

Dr. Friedrich Richter

von Magdeburg.

Zweiter Band.

Die letzten Dinge in objectiver Rücksicht oder die Lehre vom jüngsten Tage.

Berlin, 1844.

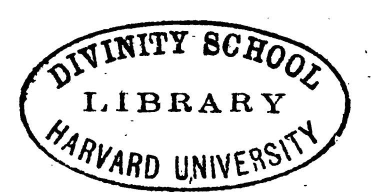
Richter'sche Buchhandlung.

Die Lehre vom jüngsten Tage.

Dogma und Kritik

von

Friedrich Richter.



Berlin, 1844.
Richter'sche Buchhandlung.

Seiner Excellenz,

Herrn Dr. Friedrich Eichhorn,

Königl. preuß. wirklichen geheimen Staatsminister,
Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten,
Ritter hoher Orden 2c. 2c.

ehrerbietigst gewidmet.

Hochgebietender Herr,
Höchstgeehrtester Herr Minister.

Ew. Excellenz höchstgeschätzte Protection nimmt der Unterzeichnete für den vorliegenden Abschnitt seiner Arbeit in sachlicher, wie in persönlicher Rücksicht unterthänig und ehrerbietig in Anspruch, indem er Hochdenselben diesen Band öffentlich dedicirt.

Es ist auf dem Gebiet der Wissenschaften überall jetzt die Zeit der Bewegung. Darf man sich glücklich schätzen, dieser Zeit anzugehören, so müssen sich in Preußen vorzugsweise die unter die Auspicien Ew. Excellenz gesetzten Facultäten Glück wünschen, der Obhuth eines Mannes vertraut zu sein, dessen Humanität und Vaterlandsliebe, dessen ächt religiöser Sinn und vielseitige wissenschaftliche Bildung

jedem edlen und redlichen Streben für die Wahrheit Schutz und Gedeihen sichern.

Das theologische Gebiet ist dasjenige, auf welchem sich zur Zeit die Erschütterungen, Schwankungen und Fortschritts-Bewegungen am fühlbarsten machen. Die Theologie, zum Theil noch einen Anblick darbietend, wie vor 200 Jahren die Medicin, ist im Begriff, den Rang einer selbstständigen Disciplin einzunehmen, sich einerseits von der Lehnsherrschaft der Philosophie frei zu machen, sich andererseits von Naturkunde, Astronomie, Politik und der sogenannten allgemeinen Bildung nicht mehr beschämen zu lassen. Ein solcher Befreiungskampf führt Opfer im Ge-

folge, sachliche und persönliche. Sobald die christliche Theologie sich wissenschaftlich zu basiren beginnt, wird auch in der Kirchenlehre, wie im christlichen Leben das Bedürfniß einer neuen Formation empfunden. Wenn die Idee, der unsere Religion ihre Entstehung und Selbstbehauptung verdankt, wenn die Messias-Idee geeignet ist, eine sichere Basis für die wissenschaftliche Erfassung und Entwickelung dieser Religion zu bilden: so liegt in der Congruenz oder Divergenz mit und von jener Idee auch das Kriterium der Messianität, der Christlichkeit, wonach der Kanon zu sondiren, Symbol und Dogma zu normiren, der Cultus zu restauriren, Leben, Sitte und Verfassung zu constituiren sind.

Die vollständige Lösung einer solchen Aufgabe mag Arbeit für mehrere Generationen sein; die Aufgabe selbst hingestellt zu haben, soll man nie unzeitig und unnütz schelten dürfen. Praktisch, wie ich bin, habe ich das Interesse der Wissenschaft so wenig, als das der Kirche zu trennen vermocht von dem Interesse des Staates, welchem ich Leben, Bildung und die Richtung auf diese bestimmte Weltanschauung verdanke. So aber habe ich nur auf Umwegen, nicht ohne mehrfache Abweichung von der Heerstraße, nicht ohne große Opfer zur Erkenntniß jener Aufgabe gelangen können.

Die an Stelle der Vorrede diesem Bande angefügte

Nachschrift umfaßt übersichtlich die Geschichte meines Ringens, meiner Schicksale. Geruhen Ew. Excellenz, auch davon hochgeneigtest Einsicht zu nehmen und mir nach Ihrem Ermessen in der einen oder andern Weise Ihren Beistand zu gewähren. Ich habe dem preußischen Interesse meine Zeit, mein Vermögen, alle meine Kräfte gewidmet bis zu einem Aufwande, der jetzt meine Gesundheit bedroht. Ich beanspruche dafür keinen außerordentlichen Dank oder Lohn; ich wünsche nur, von der Fürsorge der Regierung überhaupt nicht ausgeschlossen zu sein; ich will nur nicht gezwungen werden, in gewaltsamen Veränderungen meiner Lage meine Hülfe zu suchen, Angesichts und

innerhalb eines Staates, hinter dessen Entwickelung die meinige wahrlich nicht zurückgeblieben ist, dem meine Unternehmungen vielmehr nach dem Zeugniß anderer Staaten zur Ehre gereichen; es ist mir lediglich um den Weg einer organischen Vermittelung zu thun, wenn ich wage, meine Bestrebungen dem höchstverehrlichen Wohlwollen Ew. Excellenz öffentlich zu empfehlen.

Unseres jetzt regierenden Königs Majestät haben in Allerhöchstihrer christlichen Obsorge für Kirche und Staat selbst die fernsten Orte und Zeiten großmüthigst bedacht. Das Jerusalemer Bisthum, der Cölner Dombau, die Berufung und Unterstützung so vieler talent- und verdienst-

vollen Männer anderer Staaten, ja noch letzlich die Wiederherstellung des Schwanenordens, das Alles hat es der Welt laut bekundet, daß es dem hocherleuchteten Monarchen mit Förderung von Wissenschaft, Kunst und Religion heiliger Ernst ist. Wäre es wohl nach Huldbeweisungen solcher Art noch erlaubt, der Annahme Raum zu geben, Se. Majestät könne und wolle sich indifferent behaupten gegen noch tiefer gehende Entwickelungen, die sich im Schooße des Ihr angestammten Volkes angebahnt haben? es müsse und werde nicht vielmehr das Herz des großgesinnten Landesvaters wahrhaft mit Freuden erfüllen, unter den Seiner Pflege von Gott befohlenen

Geistern sich Bestrebungen regen zu sehen, die bescheiden nur eine mäßige Wartung ansprechen, um dieses Königs Regierung zu einer nicht allein für Preußens Glück und Ehre, nein, zu einer für den Gang der Weltgeschichte entscheidenden zu machen? O gewiß! es bedarf nichts als eines vorurtheilslosen liebreichen Hinweises auf die edlen Keime und Blüthen, die unter den Augen Sr. Majestät zur Frucht streben, um für sie selbst die Allerhöchste Theilnahme zu gewinnen.

Noch einmal, Excellenz, sein Sie so gnädig, für mich und meine Angelegenheiten, wenn es nothwendig würde, Fürsprecher zu werden bei unserem Allergnädigsten Herrn,

und genehmigen Sie die Versicherung, daß ich, möge das Resultat sein, welches es wolle, Ew. Excellenz für so viel Güte und Liebe stets dankbarst verpflichtet bleiben werde. Sein Sie überzeugt, höchstgeehrtester Herr Minister, daß ich, selbst unabhängig von allen persönlichen Rücksichten, mich immer glücklich schätzen werde, wenn Hochdieselben an der Arbeit, die ich Ihrem unbefangenen und unparteiischen Urtheil unterstelle, eine Befriedigung finden, indem Sie darin eine zwar neue und vielleicht sehr kühne, aber in sich durchaus folgerichtige und jedenfalls fruchtbare Auffassung des Christenthums erkennen. Wie auch die Verhältnisse entscheiden mögen, stets werde ich Ihnen die Gesinnungen der

größesten Hochachtung und Ehrerbietung bewahren, mit welchen ich bin, hochgebietender Herr,

Ew. Excellenz

unterthänigst Diener

Friedrich Richter.

Berlin, am 1sten Januar 1844.

Inhalts-Uebersicht.

Zweiter Theil:
Die letzten Dinge in objectiver Rücksicht oder die Lehre vom jüngsten Tage.

Druckfehler.

Die häufige Abwesenheit des Verfassers vom Hause während des Druckes hat Veranlassung gegeben zu einigen Inconsequenzen in Orthographie und Interpunction, so wie zu einigen Accentfehlern, welche der aufmerksame Leser leicht herauserkennen wird. Dagegegen bittet man, folgende Fehler vor der Lectüre berichtigen zu wollen:

S. 6	Z. 19	vergeistet	st.	vergeistert.
— —	— 21	Associations-	vor	Causalitäts-Gesetz.
— 7	— 14	das Einzelne	st.	den Einzelnen.
— 9	— 22	der	—	dies — Gemeingeist.
— 11	— 17	bethätigt	—	bestätigt.
— 16	— 14	diese	—	dieser.
— —	— 17	wider	—	wieder.
— 17	— 20	Beidem	—	Beiden.
— 37	— 6	fast	—	nur.
— 44	— 24	Jesus	—	Jesu.
— 49	— 27	so weit	—	so.
— 84	— 12	der	—	deren.
— 95	— 30	ὁ	—	ὀχ.
— 111	— 9	alte	—	alle.
— 128	— 26	den	—	die.
— 135	— 28	auch st. euch	und	vor st. von.

Einleitung.

Die wissenschaftliche Behandlung und Erledigung eines Glaubensartikels, der für die Mehrzahl der Betheiligten noch immer die Geltung einer geoffenbarten Heilswahrheit behauptet, scheint, wenn Wissenschaft und Offenbarung gleicher Weise in Würde und Recht bleiben sollen, am besten mit einer Feststellung desjenigen Verhältnisses eingeleitet zu werden, welches der Natur der Sache nach beide Erkenntniß- und Mittheilungsformen zu einander einnehmen. Auf dem Standpuncte der Entgegensetzung der einen gegen die andere, wird gewöhnlich für die eine oder andere ein Vorzug und damit auch ein gewisser Vorrang in Anspruch genommen. Es fehlt nicht an Solchen, die, obgleich sie selbst auf ihre wissenschaftliche Bildung keinen geringen Werth legen, sich dennoch mit derselben freiwillig der Offenbarung unterordnen, wie andrerseits die Erfahrung auch Beispiele vom Gegentheil genug vor Augen führt.

Jene Ersteren pflegen zuzugeben, daß die Wissenschaft, soweit es ihr um Gott und das Verhältniß des Menschen zu Gott zu thun ist, mit der Offenbarung Gegenstand und Inhalt wesentlich gemein habe; aber sie lassen dann diesen Inhalt und Gegenstand wenigstens der Wissenschaft erst von der Offen-

barung überliefert werden und erkennen einen weiteren Vorzug der letztern überdies darin, daß sie (die Offenbarung) ihr Wissen von Gott selbst unmittelbar mitgetheilt empfange. Dagegen ist zunächst daran zu erinnern, daß es der Natur des Geistes — und die Geistigkeit wird Gott doch von allen Parteien zuerkannt — durchaus widerspricht, sich ohne alle Vermittelung mitzutheilen, und daß andrerseits, wenn mit der Unmittelbarkeit nur die einfachste Form der Vermittelung bezeichnet sein soll, in diesem Sinne auch die Wissenschaft sich unmittelbarer Mittheilungen von Gott rühmen darf. Ist dies erwiesen, so wird man der Wissenschaft zugestehen müssen, daß auch sie den Werth der Offenbarung haben oder erlangen kann, wohingegen der Offenbarung nicht abgesprochen werden soll, daß auch sie einen wissenschaftlichen Kern und Gehalt in sich schließt.

Die Thatsache der göttlichen Erscheinung, womit gewöhnlich alle Offenbarung beginnt und worauf sie immer wieder zurückkommt, also diese einfachste Weise sinnlicher Kundgebung und Wahrnehmung, pflegt am häufigsten dafür angeführt zu werden, daß die Offenbarung ihr Wissen unmittelbar von Gott habe und also gegen die Wissenschaft im Vortheil, im Vorrecht stehe; aber eben diese Thatsache spricht gerade für das Gegentheil. Denn von welcher Art nun auch — ihre Wirklichkeit vorausgesetzt — die Form der göttlichen Erscheinung gewesen sein soll, ob eine vollkommene oder theilweise Menschengestalt, ob Schall oder Stimme, ob Licht oder Feuerflamme, ob ein Wolken-, Wasser- oder sonstiges Naturgebilde: immer wird man bekennen müssen, daß eben diese Form dem sich offenbarenden Geiste nur zum Mittel seiner Offenbarung gedient habe, daß er nicht diese

Form selbst gewesen sei, daß der dem Weltall inwohnende Gott nicht einen Augenblick diese seine Welt verlassen und, unbekümmert um deren Fortbestand für so lange, sich zu jenem Einzelbilde umzugestalten für gut befunden habe. Verlegt man die Erscheinung aber aus der äußeren Sinnenwelt in die innere Anschauung und Vorstellung, sei es selbst nur traumartige Vergegenwärtigung, so ist auch eben damit schon die Schwelle des Gedankens betreten, und man befindet sich nun mit der wissenschaftlichen Erkenntniß auf gleichem Grund und Boden, auf dem Gebiete des Bewußtseins, ohne dessen Erschließung ja selbst die sinnliche Erscheinung eine leere, zweckverfehlende und fruchtlose, also nimmer wahre Offenbarung sein würde. Alle wahrhafte Offenbarung wurzelt demnach, wie die Wissenschaft, auf dem Boden des Bewußtseins und ist immer nur durch bewußte Geister an bewußte, durch Menschen an die Menschen gekommen; denn selbst wo, wie bei Bileams Esel, die bewußtlose Natur in die Handlung aufgenommen wird, da sind es doch wieder Menschen, welche die Sprache des Thieres vernommen und sie den Menschen mitgetheilt, gedeutet haben.

Andrerseits vermag nun aber auch die Wissenschaft, wenn sie ihren Entwickelungsgang bis zu den ersten Anfängen zurückverfolgt, in solchem Sinne ebenfalls ihren Ursprung von Gott selbst herzuleiten, und daß sie sich stets in einem solchen unmittelbaren Verhältniß zu Gott befinde, darzuthun. So wenig der Mensch sich leiblich vom Leibe des Alls je loszureißen im Stande ist, so wenig ist er befähigt, geistig den Zusammenhang mit dem Geiste des Ganzen — und dieser ist es doch, den wir allein Gott nennen — zu verleugnen. Wie ich stehe und gehe, trage ich die

Erde an meinen Füßen, die Luft, und was in und über ihr ist, auf Haupt und Schultern mit mir umher. Himmel und Erde lassen nicht von mir, und ich kann sie nicht verlassen, wenn ich nicht von mir selbst lassen soll. Körperlich befindet sich also der Mensch in stetem Zusammenhange mit der Körperwelt, und seine Schwerfälligkeit erliegt dem Schwerpunkt seines Wandelsterns im Schlummer, im Rausch, im Siechthum, im Tode ganz augenscheinlich. Das Band aber, welches ihn geistig mit dem Geist des Alls in Einheit erhält, ist kein loseres oder geringeres. Wie es der Welt-Körper, der Stoff überhaupt ist, der sich im Menschen zum Menschen-Körper verleiblicht: so ist es auch der Welt-Geist, Gott selbst, der sich im Menschen-Geist zu menschlichem Bewußtsein und zum Bewußtsein seiner selbst bestimmt und hierin zu Wort kommt. Dieses Wort war nicht nur im Anfang bei Gott, sondern es ist noch immer bei ihm und er bei demselben. Er selbst ist dieses Wort, und der Vorzug des Menschen besteht darin, Organ des göttlichen Wortes zu sein. Dieselbe Macht, die im Krystall sprießt, im Gewächs treibt, im Thier sich verlebendigt, dieselbe Macht vergeistet sich im Menschen zum Gedanken und Entschluß, zum Begriff und Selbstbegriff, und zwar nach demselben (Assimilations-, Causalitäts-, Associations-) Gesetz der Bewegung, nur in Form der Freilassung des Einzelwesens. Wie aber der einzelne Körper dieser nur wird und ist in der Wechselwirkung mit den seiner Entwickelung sich zuneigenden oder widerstrebenden Stoffen: so wird und ist der einzelne Geist nur im Zusammenwirken mit andern Geistern, mit allem Geist, von deren und von dessen Entgegensetzung und Anschließung er seine Bewährung, seine Wahrheit und Geltung empfängt.

Dies ist der Hergang (Proceß) der Selbstbethätigung des allgemeinen, wie des einzelnen Geistes. In der Wechselwirkung beider tritt oft der eine gegen den andern so entschieden zurück, daß dieser vor jenem, oder jener vor diesem kaum noch erkannt wird. Wenn der Prophet wider Willen der Stimme Gottes horchen und sie dem Volk verkünden muß, scheint die Bedeutung seiner Einzelnheit (Individualität) ganz vernichtet zu sein, und doch rechtfertigt sie ihre Nothwendigkeit wieder auf das Befriedigendste, da eben an diesen und an keinen Andern der Ruf Gottes ergeht, der Ewige also seiner, so zu sagen, nicht entbehren kann. Jeder aber, der einmal aus Rücksichten der Pflicht, der Ehre oder sonst im Bewußtsein einer höheren Nothwendigkeit gegen seinen menschlichen Willen zu handeln veranlaßt war, kann von einem solchen jeweiligen Uebergreifen des Allgemeinen über den Einzelnen, und umgekehrt dieses über jenes, Zeugniß geben. Rücksichtlich der Macht des Denkens, als des Allgemeinen, über und gegen den Willen, als des Besondern, macht auch der Alltags-Mensch eine bestätigende Erfahrung, der, wenn er von einem einzelnen Gedanken lebhaft ergriffen ist, trotz allem Vorsatz nicht Ruhe und Schlummer findet, als bis sich ihm die mit jener Erregung angezogene Gedankenreihe völlig abgewickelt und zu einem befriedigenden Ganzen geschlossen hat. Beweises genug, daß die geistige Zeugungskraft des Gedankens keine minder mächtige und nicht geringerer Abkunft ist, als die des natürlichen Schaffens! —

Die Quelle, aus welcher alles Wissen von Gott seinen Ursprung herleitet, wäre demnach kein unterscheidendes Merkmal weder für die Wissenschaft, noch für die Offenbarung, und eben

so wenig würde daraus für letztere sich ein Vorzug ergeben. Eine augenfällige Verschiedenheit zwischen beiden zeigt sich dagegen auf den ersten Blick, sobald wir auf die Erscheinungsform sehen, in welcher die eine und andere ihre gewonnene Erkenntniß zur Darstellung und Anwendung bringt. Hier tritt der erst als haltlos aufgegebene Unterschied von Mittel- und Unmittelbarkeit aufs Neue hervor, aber diesmal mit unwiderleglichem, durch die Zustimmung von Jahrtausenden bestätigtem Recht, nämlich nicht mehr in der Beziehung auf Gott, sondern in der auf die Welt. Dem Diener der Offenbarung ist die unmittelbare Anwendung seines Wissens auf das Leben unabweisliches Bedürfniß, während der rein wissenschaftliche Denker eine solche unmittelbare Wirksamkeit nicht etwa nur nicht bedarf oder sie verschmäht, sondern ihrer gewöhnlich gar nicht fähig ist. Dieser schließt sich innerhalb der Grenzen des Erkennens ab, theilt die Ergebnisse seines Forschens und Denkens in der einfachsten Weise, welche die Darstellung des Gedankens erlaubt, einer kleinen Anzahl Befähigter mit und überläßt es, den Zusammenhang mit den ihm im Rücken liegenden Entwickelungsstufen aufgebend, ruhig der Welt, ob und wie und durch wie viel vermittelnde Zwischenglieder sie sich die Früchte seiner Arbeit zu Nutz machen will. Dieser Ab- und Zurückgezogenheit vom alltäglichen Leben gegenüber hält der Mann Gottes als Werkzeug göttlicher Offenbarung den unmittelbaren Zusammenhang mit dem Volksleben fest, behauptet seinen Standpunkt mitten im persönlichen, leiblichen Verkehr mit der Gesammtheit, bleibt mit allen Entwickelungs- und Bildungsstufen, als eben so vielen Gestalten der Wirklichkeit, in inniger Gemeinschaft und greift selbstthätig in ihre Weiterförderung ein.

Nicht alle Menschen, nicht alle Völker und Zeiten haben Offenbarungen. Nur die großen Epochen im Menschen- und Völkerleben und namentlich dessen Uranfänge sind durch Offenbarungen ausgezeichnet, und nur Menschen von großer, von entschiedener Persönlichkeit sind es, die als unmittelbar von Gott beauftragt, als Verkündiger seines Willens und als erste Vollstrecker desselben erscheinen. Sie treten nicht rein als Lehrer auf, sie handeln zugleich. Ihr Werk gehört so wesentlich zur Offenbarung, als ihr Wort. Ihre Geschichte ist so wichtig, als ihre Lehre. So sehr liegt ihnen das Anwenden und Umgestalten und Neuerschaffen am Herzen, daß sie oft mitten im Wege des Erkennens anhalten und, das Ziel in Ahndungen vorausnehmend, die Gefahr eigenen Irrthums, wie fremder Mißdeutung nicht scheuend, zurückeilen, um unverzüglich von dem gewonnenen Fund die Welt in Kenntniß zu setzen und ihn zu ihrem Heile zu verwenden. Auffallende Handlungen und Werke geheimer Kunst werden nicht verschmäht, den Sinn der Menge anzulocken, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, ihren Beifall zu erzwingen. Daher das Plötzliche, Gewaltsame, Wundervolle im Erscheinen der Offenbarung, entgegengesetzt dem ruhigen, folgerechten, stufenweisen Fortschreiten der Wissenschaft.

Es ist dies Gemeingeist, der die Offenbarung von der Wissenschaft, die im Allgemeinen beharrt, unterscheidet. Damit sind die Vorzüge, wie die Mängel eingestanden, welche der einen, wie der andern Erkenntniß- und Mittheilungsform anhaften, die sich aber durch gegenseitige Ausgleichung und Ergänzung zu der höheren Stufe einer wahrhaften Einheit Beider, zu der des religiös-wissenschaftlichen Standpunkts verklären.

Der Gemeingeist ist es, der den Mann Gottes erfüllt, treibt und regiert und den er der geistverlassenen Gemeinde von Neuem einzuhauchen beflissen ist. Er tritt daher in Zeiten auf, in welchen das Bewußtsein der Gesammtheit sich nur in Wenigen erfaßt oder sich auf ihn allein beschränkt hat, und dies verleiht ihm vor den Uebrigen das überwiegende Ansehn und eine wahre Uebermacht. Die Offenbarung ist demnach das Sich-inne-werden des Gesammtgeistes im Einzelnen und dessen Mittheilung durch diesen Einzelnen an die Gesammtheit. Für sich vermag sich die Offenbarung nicht von dem Boden abzulösen, auf dem sie erwachsen ist. Sie steht und fällt mit der Gesammtheit, aus der sie hervorgegangen, deren Anschauungsformen die ihrigen sind und in deren Förderung sie ihre Bestimmung, in deren Behauptung sie ihre Bewährung erblickt. Weil sie an alle Entwickelungsstufen anknüpft, aus jeder entnimmt, an jede darreicht, keine einzige verloren geben will, so geschieht es, daß ihr noch viel Endliches, Zufälliges, Beschränktes anhaftet, was nur für die besonderen Zeiten und Umstände Wahrheit hat und wovon sie nur die reine, über jede bestimmte Gesammtheit hinausgreifende Allgemeinheit der Wissenschaft befreien kann. Da sie aber andererseits die höchste Entwickelungsstufe des Gesammtgeistes, also auch die des wissenschaftlichen Bewußtseins, nicht von sich ausschließt, kann sie zeitweise selbst zur Obmacht über die Wissenschaft werden, indem sie die zwischen derselben und dem Leben hereingebrochene Entfremdung aufhebt und der Wissenschaft wieder zu einer lebendigen, gedeihlichen und fruchtbaren Gestaltung verhilft. Schon diese Anknüpfungspunkte, die sie der Wissenschaft und die diese ihr bietet, deuten auf einen

wissenschaftlichen Gehalt, welcher der Offenbarung inwohnt. Ohne einen solchen könnte sie einem schwärmenden Zeitalter zur Unterhaltung und Reizung dienen, nie aber auf die Dauer einem Volke Nahrungsquell für seine geistigen Bedürfnisse werden, nie in späterer Zeit vor dem Richterstuhl der Wissenschaft ihre Rechtfertigung und Heiligsprechung erwarten.

Der Gewinn aber, den die Wissenschaft aus dem Inhalt der Offenbarung zieht an neuen Gedanken über Gott und Welt, an neuen Bestimmungen des Verhältnisses zwischen Gott und Menschen, wird um so ergiebiger und nachhaltiger sein, je umfassender, je in sich reicher und freier der Gemeingeist selbst ist, als dessen Vertreterin sich die Offenbarung darstellt. Die vollendetste Offenbarung würde das Bewußtsein eines Gemeingeistes aussprechen, welcher von dem Geist der Menschheit, weiterhin von dem des Weltalls nicht verschieden wäre.

In solcher Vollendung hat sich jedoch keine Offenbarung geschichtlich bestätigt. Das Heidenthum, wenn dessen Blüthe in Griechenland und Rom Offenbarung genannt werden darf, vergötterte die Welt seines Gesichtskreises und vermenschlichte die ihm zum Bewußtsein gekommene Gottheit künstlerisch in Göttergestalten, sittlich und wissenschaftlich zu festen Verhältnissen und gediegenen Anschauungen der Wirklichkeit; aber es vermochte nicht, jene göttlichen Mächte zur Einheit eines die Welt begeistenden Gottes zusammenzufassen, noch die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen als eine Welt und die Menge der Völker als eine in allen ihren Gliedern gleich berechtigte Menschheit zu denken. Der römische Volksgeist strebte eine Umfassung aller Völker an, aber er blieb eben nur bei dieser äußeren Umfassung stehen, und kann daher

mit solcher nur als wegbereitend angesehen werden für die geistige Erfassung der Menschheit, wie sie sich später das Christenthum zum Zweck setzte. Das Judenthum aber, das seinen Ursprung zwar und seine Bedeutung an die Thatsache der Offenbarung Gottes als des einen die Welt regierenden Geistes anknüpfte, brachte es nicht einmal zu jenem äußerlichen Durchbruch der Völkerscheide. Thatsächlich eignete es sich den Gott der Welt wiederum ausschließlich zu und erklärte ihn eben damit für das, was er im Grunde war, für das Selbstbewußtsein des Jüdischen Volkes. Nur nach einer Seite hin blieb der Jehovah des Judenthums außer dem Bewußtsein seines Volks und zwar nach der wichtigsten, indem seine vollendete Offenbarung als eine zukünftige, alle Völker der Erde bezwingende verheißen, aber, als der Gegenwart noch verborgen, vom Messias erst erwartet wurde.

An diese Verheißung und Erwartung knüpfte das Christenthum an und stellte sie in der Person seines Stifters als erfüllt und verwirklicht dar. Jesus machte die Messias-Idee zu seinem Lebensprincip, oder diese Idee verleiblichte sich vielmehr in ihm dergestalt, daß auch im jüdischen Sinne in ihm das Wort (der Verheißung) Fleisch ward. Die Urkunden darüber enthalten selbst in ihrer sagenhaften Form Andeutungen der Geschichte dieser Verleiblichung, so daß, wenn wir Jesum Christum noch so ideell fassen — er war Idee vor seinem Erscheinen und ward wiederum Idee nach seinem Hingange — wir darüber den historischen Christus, woran vielen Alles gelegen scheint, nicht verlieren. Wurden die messianischen Weissagungen bei den letzten Propheten immer bestimmter und inhaltsvoller, zeigte Daniel schon die Zeit an, in der er erscheinen werde: so wies Johannes der Täufer

bereits mit Fingern auf ihn. Das evangelium infantiae des Lukas bringt Jesum und den Täufer nicht allein für ihre Personen, sondern auch für ihre Familien in nahe Beziehung. Danach war also der heilige Geist, der diese Familien und die messiasgläubigen Juden des Zeitalters regierte, eben darauf aus, wahr zu machen, was seit Jahrhunderten für wahr erkannt war. Kann man in jenem evangelium infantiae das Bestreben nicht verkennen, den natürlichen Hergang in der Verleiblichung des Wortes vorstellig und anschaulich zu machen, so muß man ein solches Bestreben auch ehren und sich durch die Formen, in denen es nach den Schranken des Zeitalters allein geschehen konnte, nicht zur Verwerfung jener Bestrebungen selbst verleiten lassen. — Allein nach den Schicksalen, die Jesus zu erdulden fand und die gleich ihm so viele seiner Anhänger zu erleiden hatten, konnte man auch die mit der Erscheinung Christi empfangene Offenbarung noch nicht für die letzte und höchste erkennen, sondern erwartete diese abermal von der Zukunft und einer jenseitigen Weltordnung. Damit war dann einer After-Offenbarung Raum gegeben, die das ihr vom Christenthum eröffnete und offengelassene Jenseits mit morgenländischer Prachtfülle ausstattete und, ihren Anhängern einen Vorschmack jener Sinnenherrlichkeit schon im Diesseits gewährend, mit jüdischem Gottverkündigungs- und römischem Welteroberungs-Eifer zur Unterjochung der Völker auszog, damit aber auch dem Christenthum den kaum gewonnenen Boden streitig machte. Wenn dieses nun in den wilden Kämpfen mit dem Islam nicht allein seine Selbstständigkeit behauptete, sondern demselben auch Obmacht und Vorrang selbst äußerlich wieder abgewann, außerdem aber seinen Bestand trotz aller Wir-

ren und Zerwürfnisse, die sich in seinem Innern erzeugten, Jahrtausende hindurch zu sichern stark genug war: so spricht dies schon an und durch sich selbst für einen im Christenthum vorhandenen gesunden, dauerhaften Kern, der sich denn auch bereits in seinem Uranfange bekundet.

Indem Jesus sich als den vom Judenthum ersehnten Gottgesandten darstellte und selbst als menschgewordener Gott gefaßt ward, mußte diese gottmenschliche Offenbarungsform überhaupt bald für die einzig wahre, dem Begriff Gottes und der Bestimmung der Menschheit allein würdig entsprechende erkannt werden. Wenn er aber zugleich die vom Heidenthum erstrebte, aber nicht erreichte Umfassung aller Völker zur Einheit dadurch begründete, daß er den Menschen als Menschen Gottes werth geschätzt und alle Welt des in ihm erschienenen Heils theilhaftig wissen wollte: so ist nicht abzuleugnen, daß das Christenthum oder, wenn man lieber will, das verwirklichte Messiasthum nur in der Selbstbethätigung des Allgeistes, nicht in der eines besonderen Volksgeistes die wahre Gottesoffenbarung suchte und sie dem Keim und Anfange (Princip) nach auch bereits in sich schloß. Kann aber, da sich das Selbstbewußtsein als die höchste und letzte Entwickelungsstufe des geschaffenen Geistes ausweist, Gott nur in der Gesammtheit selbstbewußter Geister und als Selbstbewußtsein dieser seine vollendetste Offenbarung feiern, dann ist es klar, daß in der Menschheit, so lange unsere Erfahrung auf uns Menschen beschränkt bleibt, die Menschheit selbst diese höchste und letzte Gottesoffenbarung für die Menschheit sein muß.

Gegeben ist sie mit dem Christenthum, wie gesagt, nur dem Keime nach, nur andeutungs- und anfangsweise. Der Stifter

des Christenthums, als Einzelwesen durch Raum und Zeit bedingt, wie jeder andere Mensch, hatte so wenig, als die Gelehrtesten seines Volkes, so wenig als die Weisesten des Zeitalters, dem er angehörte, eine Anschauung oder Erfahrung vom Umfange und Inhalte des Weltalls oder nur des Erdballs und der Menschheit. Hätte Jesus diesen Erdkreis als ein in sich abgerundetes, auf Vollendung in sich angewiesenes Ganze überschauen können, hätten sich die Welttheile und die Meere in ihrer natur- und weltgeschichtlichen Bedeutung vor seinen Blicken entfaltet, hätte sich ihm der Himmel als der unermeßne Raum für die Bewegung unzähliger Himmelskörper dargestellt, und wäre ihm das Gesetz der Bewegung dieser Weltmassen selbst bekannt gewesen: so würde er ohne Zweifel einerseits seiner Religion eine viel bestimmtere Ausdehnung und Anwendung auf das menschliche Geschlecht im Ganzen gegeben, aber andererseits sich auch enthalten haben, seine und seiner Gläubigen Schicksale mit dem Geschick jener himmlischen Mächte zu verflechten. Dies leugnen heißt: den historischen Christus leugnen; denn zu seiner Zeit und auf seinem Standpunct mit einer solchen Weltkenntniß ausgerüstet, hätte er aufgehört, Mensch zu sein und auf die Bedeutung eines Erlösers für Menschen Anspruch zu haben. Sein großes Verdienst, sein unübertrefflicher Vorzug ist es, daß er als dieser Einzelne dennoch in unerschöpflicher und darum untrüglicher Allgemeinheit am Allgeist festhielt (Math. 11, 27; 24, 14. Joh. 1, 18.) und die mit dem Messiasthum gegebene Idee einer Religion der Menschheit dadurch in's Leben zu fördern suchte, daß er die Schranke des Judenthums durchbrach, womit zugleich, weil dieses alle übrigen Völker von sich ausschloß, die Schranke jedes besondern

Volksthumes aufgehoben war (Math. 28, 19 und 20). Die Verwirklichung dieses Gedankens, in alle Welt hinzugehn und alle Völker zu lehren und zu taufen, ward die Aufgabe seiner Nachfolger. Die weitere Verwirklichung, aus den der allgemeinsten Anwendung fähigen und dazu bestimmten Ur- und Grundgedanken des Christenthums, aus der Idee des Messiasthums selbst, die Weltreligion zu entfalten, war und ist Sache der Zeit, die, wenn alle andere Bedingungen erfüllt sind, allein den ihr anvertrauten Kern zur Entwickelung und zur Reife bringen kann.

Als jene einzelne, der Endlichkeit unterworfene, durch Raum und Zeit bestimmte, durch Zufälligkeiten aller Art beschränkte Erscheinung ist also der Stifter des Christenthums noch keinesweges der volle Ausdruck der durch ihn gesetzten Idee. Sein Leben geht nicht vollkommen in dieser Idee auf; seine Lehre ist noch mit einer Mannigfaltigkeit von Gedanken und Vorstellungen behaftet, die dem Grundgedanken seiner Offenbarung fremd sind, zum Theil ihm widersprechen. Aber schon damit that er Großes und genug, daß er, wozu er sich bestimmt sah, wozu er in die Welt gesandt, gesetzt, gekommen war, es wagte, die Erwartungen seines Volkes auf sich anzuwenden und ihnen nachzuleben; daß er von sich zeugte, er sei der seit Jahrtausenden verheißene, erwartete, ersehnte Erretter. Mit den Worten: „Ich bin's, den ihr suchet!“ war nicht nur seinen Feinden schlagend begegnet, sondern der Welt überhaupt ihr Heil gewiesen. Sie durfte nun nicht mehr im Fernen, Verborgenen, Jenseitigen, Zukünftigen suchen; sie durfte von jetzt an vielmehr nur an der in ihrer Mitte erschienenen Gottesoffenbarung festhalten.

Daß Jesus mit seiner Versicherung, er sei der Messias, trotz seinem reinen Wandel, trotz seiner erhabenen Lehre, trotz so vielen Wunderwerken keinen allgemeinen Glauben fand, lag in der Natur der Sache und geschah zum Heil der Menschheit. Viele hatten ganz andere Vorstellungen vom Messias, welche die Erscheinung Jesu nicht rechtfertigte. Den Meisten mochte es mit der Messiaserwartung überhaupt kein rechter Ernst sein. Ihnen kam, wann und wie er erscheinen mochte, der Messias immer noch zu zeitig und ungelegen. Die sinnliche Erscheinung hat an sich selbst etwas Unbefriedigendes. Sie gehört immer nur wenigen Einzelnen, selbst diesen nur auf kurze Zeit an und giebt immer nur Bruchstücke ihres Wesens zu erkennen. Wer von ihr übergangen bleibt, fühlt sich verletzt, und wer von ihr angegangen wird, findet sie oft lästig, beschämend, während dem Abgeschiedenen, der Allen angehört, die ihn bedürfen, dessen Leben vollendet zum Begriff vorliegt, leichter und lieber gehuldigt wird. So dürfte es geschehen, daß die Juden unserer Tage, die etwa noch einen Messias und Rückkehr nach Palästina erwarten, sich sehr unbehaglich, ja wohl unglücklich fühlen würden, wenn es einmal mit Beidem Ernst würde, ihr Messias wirklich erschiene und sie nach dem gelobten Lande zurückführen wollte. Die jüdischen Oberen, die zur Zeit Jesu an die römische Hoheit, wie an die Meinung des Volkes gebunden waren, hatten jedenfalls das Recht, wenn nicht die Verpflichtung, ehe sie Jesu folgten, zu sehen, wohinaus es mit dieser Messiaserscheinung wollte, ob man sich damit vor den Römern oder vor dem Volke blosstellen würde, ob sich für den Staat oder die Religion ein Gewinn davon erwarten liesse u. dergl. mehr. Andererseits war Jesus nicht

minder zu dem Recht der Geschichte, wenn er bei seiner Erklärung beharrte und sich als Messias zu benehmen fortfuhr. Das Judenthum hatte sich ausgelebt und im Kampf mit anderen Völkern seine Altersschwäche und Gebrechlichkeit an den Tag gelegt. Der Inhalt seines religiösen Bewußtseins, die Schwungkraft seiner Großthaten, war erschöpft bis zur Hoffnung auf den Messias, die sich jetzt zur heißen Sehnsucht gesteigert hatte. Für diesen End- und Zielpunct der ganzen Mosaischen Stiftung war damit die Zeit herbeigekommen. Entweder konnte dem Volke noch geholfen werden; dann mußte das Auftreten des Messias zum schärfsten Sporn der erschlafften Kräfte, zum stärksten Hebel der gesunkenen Größe dienen. Oder es fand sich bereits so mark- und kraftlos, so an sich selbst verzweifelt, so in sich selbst verloren, daß es sich nicht wieder ermannen konnte; dann eben war es Zeit, daß der Messias, die volle edle Frucht vom Lebensbaume dieses Volksgeistes, dem Stamme Juda entnommen und der ganzen ihrer bedürftigen Welt zur Labung und Erquickung überantwortet wurde. Jesus that, was er nach Zeit und Umständen und unter den beschränkten Verhältnissen, welchen er angehörte, thun konnte. Er kündigte das Reich Gottes als gekommen und sich als demselben angehörig an, that Zeichen und Wunder, forderte zur Buße auf, verlangte Glauben für sich und lud ein, ihm zu folgen. Dies war von seiner Seite einstweilen genug. Was mehr geschehen sollte, mußte von den Juden geschehen. Herstellung der alten Gottesherrschaft (Theokratie) lag in der Messias-Idee. Wäre Jesus damit durchgedrungen, so würde sein Reich, wenn auch kein Reich von dieser Welt im schlimmen Wortsinne, doch jedenfalls ein sinnliches Messiasreich, obschon vielleicht von der

edelsten und besten, von einer wahrhaft christlichen Verfassung im jetzigen Sinne des Worts geworden sein. Da er bei zu wenigen, zu unbedeutenden Männern Glauben, Theilnahme und Nachfolge fand, konnte diese sinnliche Seite nicht zur Ausbildung kommen. Das Reich Gottes, das äußerlich nicht durchzuführen war, verinnerlichte sich daher; das Messiasthum ward ein rein geistiges, ward das, was heute das Christenthum ist, und dies offenbar zum Besten der Menschheit. Denn hätte Jesus so allgemein, wie er es anstrebte, unter den Juden Anerkennung gefunden, so würde er schwerlich zu der übersinnlichen, weltumbildenden Macht gelangt sein, welche ihm nach der Aufopferung jener zeitlichen und persönlichen Herrlichkeit zu Theil ward. Das Leidende und Gedrückte wäre alsdann aus seinem Leben verschwunden. Der unmittelbare Zusammenhang, die fast ausschließliche Gemeinschaft mit den Untergeordneten, Zurückgesetzten, Bedrängten im Volk würde allmälig verloren gegangen, die Heil- und Lehrthätigkeit rein priesterlichen, prophetischen und königlichen Verrichtungen gewichen und aus dem „Lamm, das der Welt Sünde trägt," wenn auch in veredelterer Gestalt, ein anderer Moses und Muhamed geworden sein. Mit dem Schwerdte würde das Messias-Evangelium nicht die Ausbreitung erlangt haben, die ihm das Kreuz verschaffte. Apostel, die von Thronen predigten, konnten nicht den Völkern frommen. Nur vom Armen nimmt der Arme Lehre an, und nur der Weisheit, der die Macht fehlt, schenkt eifersuchts- und furchtlos auch der Mächtige Gehör und Duldung. So ward die von den Propheten dem jüdischen Volke zugedachte Auszeichnung, Ehre, und Macht das Eigenthum dieses Einen und seiner Nachfolger.

Schlechthin verzichtet hat Jesus auf den Beifall der Hoch-

gestellten und Gebildeten seines Volkes gewiß nicht. Daß er aus ihnen nicht die Zahl derer erlas, die in seiner unmittelbaren Umgebung bleiben, die seine Lehre, seine Absichten, seine Hoffnungen dem Volke mittheilen und ihn, wohin er selbst nicht dringen konnte, vertreten sollten, dafür gab es der Gründe wohl mancherlei und viele. Wie sich in unsern Tagen schwerlich oder selten dem Volksunterricht oder der Heidenbekehrung widmet, wer einen höher geehrten, ihn reichlich nährenden Lebensberuf hat, so auch damals. Ueberdies wollte Jesus Jünger haben, die nichts mehr in der Welt zu verlieren hatten, denen sein Wort nicht nur zur Anregung und Erbauung diente, sondern für die seine Lehre zugleich wahrer Unterricht und eine ganz neue Botschaft war, und die ihn nicht nur als Gottgesandten verehrten, sondern ihm als ihrem Meister wirkliche Dienste und förmliche Handreichung leisteten. Daß sich daneben zwischen Jesus und manchem wohlhabenderen, höher gebildeten und einflußreicheren Manne ein Verhältniß gebildet habe, ließe sich mit Wahrscheinlichkeit annehmen, selbst wenn sich in den uns erhaltenen Urkunden keine genauere Andeutungen (wie Joseph von Arimathia, Nikodemus u. dergl.) davon vorfänden. Wo Gelehrte, wie Paulus, Denker, wie der oder die Verfasser der Johanneischen Schriften, und später die Alexandriner, Anschlußpuncte für sich wahrnahmen, da wird ohne Zweifel auch mancher tiefer blickende Zeitgenosse Jesu Befriedigung für sich gefunden haben. Die Masse der jüdischen Aristokratie konnte sich dagegen mit dem Messias, wie er ihr entgegen kam, nicht befreunden. Sie bildete gegen den Vereinzelten eine Macht, der er, wie er ohne Aufwand von Scharfsinn voraussehen konnte, am Ende erliegen mußte. In unerschütterlichem Vertrauen auf die Gerech-

tigkeit seiner Sache und den Beistand Gottes, für dessen ächten und bewußter Weise ersten Sohn er sich erkannt hatte, sprach er dennoch aber mit Zuversicht aus, daß eine Zeit kommen werde, da ihn der Vater vor allen Feinden rechtfertigen und mit großer Macht verherrlichen werde.

Wie es sich mit diesen Erwartungen und Vorausverkündigungen Jesu im Einzelnen verhalten habe, wird uns im Verlauf der nachfolgenden Kritik vorzugsweise beschäftigen. Hier sollte nur daran erinnert werden, daß nach seinem eigenen Eingeständniß der Stifter der christlichen Religion die durch ihn der Welt zu Theil gewordene Gottesoffenbarung noch nicht für vollendet ansah, ausreichend zwar für die Bedürfnisse der Menschheit nach der Seite dessen, was er zu thun gelehrt und wofür er selbst das Beispiel gegeben, aber noch unzureichend in der Rücksicht, daß das von ihm gestiftete, also den ersten Anfängen nach gesetzte Messias-Reich nun Leben und Gestalt unter den Menschen gewinnen sollte. Es fehlte dem Menschensohne und seinen Verehrern noch die Macht und Herrlichkeit, mit welcher ausgerüstet er den Seinen das Wiederkommen versprach. Man verstand das wörtlich und buchstäblich. So faßte die Mehrzahl seiner nächsten Nachfolger die Sache. Die Apostel — und Paulus zumeist — halten die Wiederkunft Christi für das Wesentlichste im christlichen Glauben. Die Hoffnung darauf muß ihnen Alles ersetzen, was sie um ihres Messiasglaubens willen verloren gegeben. Die Aussicht, über Kurz oder Lang vor dem Richterstuhl Christi zu erscheinen, ward den ersten Christen selbst ein Antrieb zur Heiligung, ein Sporn, über sich selbst zu wachen, in Entbehrungen und Erduldungen auszuharren, den ärmeren Mitchristen Gutes

zu thun, gegen die Gleichständigen Liebe, Verträglichkeit und Sanftmuth zu üben. Die ganze Christus-Religion im Unterschiede vom Mosaismus und vom Heidenthum trägt selbst in den paulinischen und mehreren katholischen Briefen das Gepräge einer Veranstaltung, die allein dazu geschaffen worden, sich auf den grossen Tag des Herrn würdig vorzubereiten. Der Grundton im Leben der urchristlichen Gemeinde ist im Hinblick auf dies Ereigniß ein tief-ernster, ein feierlich-rührender. Unter den Sinnbildern, mit welchen die Christen der ersten Jahrhunderte Haus und Zimmer, Geräthschaften und Kleinodien zu schmücken liebten, fand der Hahn seine Stelle als Bild der Wachsamkeit auf den Tag des Herrn, der nicht müde werdenden Hoffnung auf seine Wiederkunft. Entsprossen daraus auch später und namentlich unter den Verfolgungen und Martern, denen die Bekenner und Verehrer des Gekreuzigten sich ausgesetzt sahen, überschwängliche, üppige Einbildungen, wie die vom tausendjährigen Reiche, so fehlte es doch auch nicht an tiefsinnigeren Geistern, die jene Hoffnungen vergeistigten und die Verklärung und Verherrlichung ihres angebeteten Meisters nicht in Raum und Zeit, sondern in den Sphären des Bewußtseins, im christlichen Gemüth suchten und fanden, ein Aufschwung, dessen sich auch der Apostel Paulus bisweilen wenigstens fähig zeigt.

Thatsächlich aber blieb als Lehr- und Glaubens-Artikel doch die einmal von Jesus selbst angedeutete und eingeständene Lücke in der Offenbarung des Gottesreiches. Wie die früheren Juden von der Zeit vor und nach dem Messias als von zwei ganz von einander verschiedenen Weltordnungen sprachen, so befestigte sich in der christlichen Kirche der Unterschied zwischen

der Zeit vor und der nach der erwarteten Wiederkunft Christi zu einem neuen Diesseits und Jenseits, und dieser Gegensatz blieb selbst noch dann ein unüberwundener, als alle Schranken und Beengungen, die zuerst zu einer solchen Entgegensetzung Anlaß gegeben, verschwunden waren. Daß die christliche Kirche die herrschende in der gebildeten Welt ward; daß ihre Priester in einem Glanze stralten, der den des alten jüdischen und heidnischen Tempeldienstes verdunkelte; daß Könige und Kaiser Jesum Christum als ihren Herrn verehrten und ihre Macht von ihm zu Lehen trugen; daß alle Welt sich mit dem Bilde Christi und seiner Heiligen in Gold und Edelsteinen schmückte; daß zu Rom, in der Welthauptstadt, dem alten Heerlager des Antichrists, sich ein dreifach gekrönter Statthalter Christi auf Erden erhob, zu dessen Füßen sich die weltlichen Herrscher beugten: das Alles galt dem frommen christlichen Verlangen noch nicht für eine genügende Verherrlichung Christi. So lange man ihn nicht selbst leibhaftig auf einem dieser Throne prangen sah und die Blutzeugen seiner Sache auf Stühlen neben ihm, so lange fand man ihn auch noch nicht in der ihm gebührenden, seinem Werthe angemessenen Verklärung.

Die protestantische Kirche verzichtete auf diesen Prunk einer königlichen Verehrung ihres Herrn, aber sie verzichtete nur darauf — für diese Welt. Das Jenseits blieb und ward bald um so nöthiger und wichtiger, je leerer das Diesseits an christlicher Herrlichkeit erschien. Erst die Aufklärung neuerer Zeit entkleidete den König der Wahrheit, der sich dieser Namens-Auszeichnung vor dem römischen Landpfleger nicht geschämt hatte, des Restes königlicher Pracht, welchen ihm die Kirchenverbesserer

wenigstens für das Jenseits noch gelassen hatten. Aber auf den so erledigten Thron erhob der Aufgeklärte nun sein Ich. Unbekümmert darüber, ob in einer jenseitigen Weltordnung derjenige zu Ehren und Herrlichkeit gelangen werde, der zuerst die Stiftung eines Gottesreiches sich zur Herzenssache gemacht und sich selbst dafür der Welt zum Opfer gebracht hatte, unbekümmert um seine Wiederkehr, um seine Todtenerweckung und sein Gericht, ja diese Dinge alle am ersten und bestimmtesten leugnend, ist der Weise des Jahrhunderts zufrieden, wenn er nur für eine unvergängliche Dauer seiner eigenen lieben Person in irgend einer „Jenen-Welt" sich ein Plätzchen gesichert weiß. So sind Himmel und Hölle, Engel und Teufel überwunden, nur nicht das Ich und das Jenseits.

Es ist der gegenwärtigen Kritik ihrem ersten Theile nach auch von Männern abweichender Ueberzeugung nachgerühmt worden, daß sie den Egoismus, sofern er Motiv zum Glauben an Unsterblichkeit geworden ist, aus allen Schlupfwinkeln verjagt habe (Rosenkranz und Hase). Demnach dürfte von den genannten beiden Mächten auch das Ich in der Theorie wenigstens für bereits besiegt gelten, und wir hätten es also nur noch mit dem Jenseits allein zu thun. Die abstracte Form desselben, Unsterblichkeit der Seele und persönliche Fortdauer als solche, ist eben in jenem ersten Theile zur Erledigung gekommen und, wie ich annehmen darf, mit nicht schlechterem Erfolge beseitigt, als das derselben zum Grunde liegende Motiv, die Egoität. Wenn wir uns nunmehr zur Aufgabe stellen, die letzten Dinge nach ihrer Ausbildung in den concreten Vorstellungen, wie sie die Lehre der alten Kirche vom jüngsten Tage und dem, was damit zusammen-

hängt, ausgebildet hat, so fürchte ich um so weniger, mit diesem Unternehmen jenen falschen Aufklärern beigesellt zu werden, denen es nur entweder um Aufspreizung ihrer eigenen Wenigkeit oder allein um Untergrabung des Bestehenden oder endlich um Beides zugleich zu thun war. Es ist das ein Geschäft, zu welchem man ohnehin ungern und eben nur im Bewußtsein einer religiös-sittlichen Verpflichtung schreitet. Daß eine solche aber für uns vorhanden ist, wird jeder Unbefangene zugeben. Kein solcher wird es bestreiten, daß die Menschheit eine höhere geistige Stufe einnimmt, wenn sie nicht nur ohne Rücksicht auf Lohn, sondern auch ohne Aussicht auf einen Anhalt außerhalb ihrer selbst, d. h. außerhalb dieser Welt, frei sich in und durch sich selbst bestimmt, fortentwickelt und vollendet. Kommt das Ergebniß unserer Untersuchung auch zunächst nur dem Kreise zu gut, in welchem es selbst zum Dasein gelangt, und welchem am ersten Fähigkeit und Empfänglichkeit dafür zugemuthet wird, so bleibt doch die Wahrheit als solche, wenn ihre Anwendung einmal freigegeben, der ganzen Menschheit gesichert. Mit dem Fall des Jenseits fällt auch die letzte, die drückendste Scheidewand zwischen Volk und Volk, diejenige nämlich, welche für Ewigkeiten den Gläubigen vom Ungläubigen, den Christen vom Heiden, den Tugendhelden vom armen Sünder trennt. Die durch die Erdoberfläche von Natur zu einem großen Gemeinwesen verbundene und umgrenzte und so auf sich angewiesene Menschheit wird, bevor sie mit andern Weltordnungen anknüpft, zunächst den Bund mit sich selbst befestigen, sich in sich selbst der Gegenwart ihres Gottes versichern und hier das Reich Gottes verwirklichen, so daß ferne Enkel vielleicht ohne Ueberraschung und Beschämung sich

einst mit den Bewohnern eines andern Sterns zu messen wagen dürfen.

Im Grunde aber ist es nur Gott, der geehrt wird, wenn seine Menschheit so zu neuen Ehren gelangt. Er ist es, der uns noch Alles zu rechter Zeit erlangen und erfinden ließ, den Orient, wie das Christenthum; die Buchdruckerkunst, wie die Kirchenverbesserung; America, wie den Compaß; das Fernrohr, wie die Welten des Sonnensystems; das dochtlose Gaslicht, wie den gespannlosen Dampfwagen und das Lichtbild ohne Bildners Hand. Gott selbst ist es, der die Gedanken schafft, wie die Dinge. Der lichtvolle Begriff und der heilige Entschluß sind sein Werk, wie der leuchtende Diamant und der sprudelnde Silberquell. Ein geistvolles Wort und eine edle Handlung offenbaren uns seine Gegenwart herrlicher, als alle Schätze aus den Eingeweiden der Erde. Dem redlichen Forscher und freimüthigen Bekenner wird und muß es gleich gelten, ob man seine Rede des Namens göttlicher Offenbarung für werth erkennt. Läge in der Unmittelbarkeit der ersten Empfängniß, in der Ahnung, in der lebendigen und entschiedenen Empfindung, wie der Sache, so des Berufs für sie, etwas von Werth: wie leicht könnten wir Träume und Stimmen aus dem Knaben und Jünglingsalter zur Zeugenschaft bringen! Wem aber die Wahrheit als solche göttliche Geltung hat, der wird nur prüfen, ob seine Rede wahr sei und sich, findet er sie wahr, von ihrer Anerkennung nicht abhalten lassen, wenn sie auch der Einsicht und Fürheilighaltung eines früheren Jahrtausends widerstritte. Das Wissen hat die Wissenschaft, das Handeln die wahre Menschenliebe mit der Offenbarung gemein. Der religiöse Standpunct, der in der Liebe wurzelt und dem das

wissenschaftliche Bewußtsein, nur zur Erkenntniß- und Mittheilungsform dient, kann sich der Offenbarung nicht unterordnen; er findet sich grundsätzlich mit ihr in Einheit; er will, wie ein gutherziges Kind, von der alten Mutter nur das entfernen, was sie entstellt und was ihre Würde beeinträchtigt; er will sie nur mit solchen Gedanken und Anschauungen bereichern, die sie nach ihrem eigenen Selbstbegriff in jüngeren Jahren forderte. So liegen wir im Kampf mit einem Theil des christlichen Glaubens und der christlichen Urkunde, bleiben aber in Einheit mit dem Geist der christlichen Kirche, welcher Geist der Wahrheit und der Liebe ist, mit dem Grundgedanken des Stifters, der die Wahrheit selbst heißt, mit der Idee des Messiasthums, wie sie sich als Aufhebung und Verklärung des besondern Volksthums vor und in und nach der Erscheinung des Messias selbst ausgesprochen hat. So bekämpfen wir das Christenthum aus dem Christenthume und um des Christenthums willen, als ächte Christen, die wir sein und bleiben wollen.

Nicht in der Bibel allein finden wir Gotteswort; welches Buch möchte das erschöpfen! Aus Zeiten und Menschengeschlechtern lesen wir die Worte, nach ihnen zählen wir die Schritte Gottes. Wenn es den Aposteln genug war, daß geglaubt wurde, Jesus sei der Christ und als solcher gekreuzigt, gestorben, begraben, auferstanden, gen Himmel gefahren, von wannen er wiederkommen werde, zu richten die Lebendigen und Todten; so fordern wir jetzt den Glauben, daß Jeder zu Gott in das Verhältniß der Kindschaft treten könne, welches Christus zu ihm eingenommen, in das der Ebenbürtigkeit und inneren Einheit, welchem Gott nicht mehr der draußen stehende, den Knecht belauernde

Herr ist, wie im Judenthum; verehren in dem Messias nicht mehr den Ranggenossen eines Moses und Elias, sondern den Wendepunct der Weltgeschichte in sittlicher Rücksicht; suchen seine Verklärung nicht mehr im Wolkenhimmel, der für uns aufgehört hat, Himmel zu sein, sondern in den Herzen und im Bewußtsein freier Menschen. Unsere Erkenntniß und unser Machtverhältniß sollen allein der Maaßstab unserer Zurechnungsfähigkeit sein, und was wir nicht begreifen, soll auch keine Gewalt über uns haben. Gerade das Unbegriffene und Unbegreifliche, das Jenseitige und Unbestimmte, was am Christenthum verblieben, ist das Gespenstische daran, was die Denkenden aller Zeiten davon zurückgeschreckt hat. Können uns zur Zeit nur wenige folgen, wohlan! so gebe es Christen, welche die Ankunft ihres Messias, wie die Juden, noch erwarten, und es gebe solche, welche die Vollendung als geschehene und fortwährend sich vollbringende feiern! Ist die Masse der Erhebung jetzt und nimmer fähig, so soll die höchste Stufe menschlicher Religiosität wenigstens ihre Vertreter finden. „Der Vater will auch haben, die ihn also anbeten!" (Joh. 4, 23. 24.) d. i. im Geist und in der Wahrheit.

Kritik

der

Lehre von den letzten Dingen.

Zweiter Theil:

Die Lehre vom jüngsten Tage.

Die Lehre vom jüngsten Tage, welche uns im zweiten Theile unserer Kritik beschäftigt, umfaßt die objective Seite des Dogma von den letzten Dingen, nämlich die Artikel von der Wiederkunft Christi, der Auferweckung nebst dem Weltgericht und dem Weltuntergange oder der Welterneuerung. Der jüngste Tag bildet für diese Gruppe von Vorstellungen den gemeinsamen Boden, insofern er die Zeit der Handlung bezeichnet. Ohne ihn würde sie nicht nur eine zeitlose, sondern auch ohne Einheit sein, falls man diese Einheit nicht in dem handelnden Subjecte finden möchte, welches allerdings in allen einzelnen Acten dasselbe, nämlich Jesus Christus ist. Wir werden demnach, bevor wir die Kritik der einzelnen Artikel verfolgen, uns über den jüngsten Tag im Allgemeinen zu verständigen suchen, sodann die Wiederkunft Christi in Untersuchung nehmen, hierauf die viel umfassenden Vorstellungen von der Auferstehung und dem Gericht durchgehen und zuletzt dem Gedanken des Weltendes die ihm gebührende Fassung zu geben suchen.

I. Vom jüngsten Tage im Allgemeinen.

Der kirchliche Sprachgebrauch hat dafür entschieden, den Zeitpunct, um welchen sich das Drama der letzten Dinge bewegt, mit dem Namen des jüngsten Tages zu bezeichnen. Diese Bezeichnung schon ist auffallend und ungenau, indem sie eigentlich das nicht ausdrückt, was der Glaube damit ausgedrückt wissen will, wenn selbst nur die Bedeutung des Endes festgehalten werden soll, wie in dem Ausdruck „jüngstes Gericht", wofür die neuere Dogmatik „Endgericht" gewählt hat.

Den jüngsten Tag und das jüngste Gericht haben wir lediglich der römischen Kirche zu verdanken, deren dies novissima und novissimum judicium der Apostel der Deutschen wahrscheinlich nicht wörtlich genug übersetzen zu können fürchtete, während mit den rebus novissimis, ein allgemeiner Begriff, womit sich wohl erst ein späteres, gelehrteres Zeitalter beschäftigte, der deutschen Sprache weniger Gewalt angethan wurde. Die ἔσχατα ἡμέρα des N. T. belehrt uns, daß der letzte Tag, das Ende der Tage gemeint ist. Die römische Kirche übersetzte — ich weiß nicht, ob sprachwidrig — jedenfalls unlogisch; die deutsche that es ihr sclavisch nach. Das Neueste statt des Letzten zu setzen, geht dem Sachbegriffe nach nur an, wenn von etwas Vergangenem die Rede ist, wie etwa „die letzten Nachrichten, die letzten Briefe"; nicht aber, wenn das Letzte in die Zukunft verweist. Adverbialisch sind jüngst, neulich, letzt noch jetzt auch im Deutschen Synonima. Wollte man sich also hier an dem Buchstaben der alten Kirchenlehrer halten, so ließe sich ihnen leicht die Ketzerei unterschieben, daß sie den jüngsten Tag als schon vergangen, das jüngste Gericht als schon gehalten betrachtet hätten, was gewiß ihre Meinung nicht war.

Bleiben wir beim Urtext stehen, so scheint in der wunderbaren Zusammenfügung das ἔσχατα die Hauptsache zu sein und

ἡμέρα nur einen Zeitpunct im Allgemeinen anzeigen zu sollen. Die ganze Composition gehört der späteren apostolischen Zeit an. Dem Johannes-Evangelium ist sie eigenthümlich. An anderen Stellen lesen wir dafür ἐσχάται ἡμέραι, καιρὸς ἔσχατος und ἔσχατος τῶν χρόνων, in den Johanneischen Briefen ἐσχάτη ὥρα und bei den Synoptikern, im Hebräerbrief und einigen paulinischen Stellen τέλος und συντέλεια. Demnach also der jüngste Tag nur Bezeichnung einer Endzeit, und zwar noch unbestimmt, welcher! Indeß hält der Apostel Paulus und stellenweis auch der Sprachgebrauch der Evangelien wiederum an dem zweiten Gliede der Zusammensetzung, an dem Hauptworte ἡμέρα fest, mit einer adjectivischen Bestimmung, welche den so bezeichneten Zeitpunct als einen bewußten, hinlänglich bekannten voraussetzt (ἡμέρα ἐκείνη, κυρίου, χριστοῦ, ἀποκαλύψεως etc.), so daß man doch versucht werden könnte, den Tag hier für Bestimmung des Zeitraumes zu halten und etwa anzunehmen, es sei die Meinung der neutestamentlichen Schriftsteller gewesen, es solle Alles, was für jene Endzeit vorbehalten worden, binnen 12 oder 24 Stunden zur Erledigung kommen. Wer buchstäblich glaubt, daß die Welt binnen 6 Tagen geschaffen worden, dem kann es keine Schwierigkeiten machen, sich zu denken, daß sie in einem Tage wieder vergehen werde; es wird ihm vielmehr neben und vor diesem Ereigniß noch Zeit genug für die andern daran geknüpften Verrichtungen übrig bleiben. Zum Zerstören wird ohnehin weniger Zeit erfordert, als zum Aufbauen, und wie alle Wunder des jüngsten Tages nur als Wirkungen göttlicher Allmacht zu begreifen sein sollen, so wäre es das größte Wunder nicht, wenn der jüngste Tag wirklich nur einen Tag dauerte. In der That mögen manche Kirchenväter und selbst noch Scholastiker, welche die Schnelligkeit, mit der es bei der Auferstehung und dem Gericht zugehen soll, nicht scharf genug auszudrücken wissen, einem solchen Gedankengange gefolgt sein. Einigen, denen ein Tag doch etwas zu kurz zugemessen schien, erlaubten sich, dafür wenigstens 3 Tage anzusetzen. Die Angabe muhamedanischer Lehrer, die in diesem Puncte wohl den christlichen Glauben

nicht unberücksichtigt ließen, schwanken beiläufig zwischen einem halben Tag und 50,000 Jahren. Nach den Sibyllinischen Orakeln giebt es im tausendjährigen Reich gar keine Nacht mehr, sondern Gott schafft dafür einen langen Tag. Danach wäre dann selbst die Beziehung auf das Tageslicht im Gegensatz zur Nacht vom Begriff des jüngsten Tages nicht ausgeschlossen geblieben.

Was die neutestamentlichen Schriftsteller und Lehrer betrifft, so brauchen wir es nicht auf sie kommen zu lassen, daß sie sich in dieser Beziehung fabelhaften Annahmen sollten hingegeben haben. Sie fanden den Typus der Lehre vom jüngsten Tage, wie der von den letzten Dingen überhaupt, ziemlich ausgebildet im Judenthum vor und fügten aus ihren Mitteln nur die Anwendung auf Christum hinzu. Es giebt schon im A. T. eine Art jüngsten Tages, den Tag der Ankunft des Messias und des Gerichts, womit die späteren Juden auch die Auferstehung verbanden (Joh. 11, 24). Nun wissen wir, daß יוֹם im Hebräischen häufig nur einen Zeitpunct überhaupt bezeichnet, mit dem Genitiv der Sache aber den Zeitpunct eines bestimmten Ereignisses, wie mit dem der Person die Zeit einer gewissen Handlung oder eines Leidens. Hiernach das hellenistische ἡμέρα in solchen Zusammenstellungen erwogen, würde von Neuem ergeben, daß es ganz allgemein nur einen Zeitabschnitt, eine Epoche, und zwar in unserem Falle eine letzte, abschließende ausdrücken soll.

Die Frage aber ist: welches Ende oder welche Vollendung soll der jüngste Tag anzeigen? einen Abschnitt im Leben des Einzelnen? das Ende der Welt? den Abschluß der Zeit überhaupt, so daß nach diesem letzten Erdentage die Ewigkeit anginge? oder das Ziel der Wirksamkeit Christi? — Wir können uns hierfür nicht bei den kirchlichen Schriftstellern Raths erholen, denn diese befassen sich, selbst wo sie sich weitschweifigen Untersuchungen über die letzten Dinge überlassen, doch nicht mit dem Rahmen, der allen jenen Bildern zur Einfassung dient, und das N. T. läßt es wenigstens ungewiß, ob eine der drei genannten Beziehungen dem jüngsten Tage mehr zukomme, als die andere, vielmehr gebraucht es den Ausdruck in allen drei Beziehungen, ja der

vierte Evangelist sogar in einer vierten, wovon im Nachfolgenden die Rede sein wird.

Wenn uns aus dem Munde eines Religionsstifters das Wort „der letzte Tag“ begegnet, so liegt es allerdings nahe, dabei an das Ende der Welt zu denken. Wer uns über das Wesen Gottes, über sein Verhalten zur Welt, über die Bestimmung des Menschen Belehrungen geben will, von dem erwarten wir auch, daß er die äußersten Pole aller Weltentwickelung, die Anfangs- und End-Puncte derselben, nicht mit Stillschweigen übergehe, da eben sie manchen Gesichtspunct darbieten, das sittliche Leben zu kräftigen. In solcher Weise erinnert auch wohl Jesus an das Ende, aber er thut dies nie ohne Rücksicht auf sich selbst und seine eigene Sache; ja Letzteres scheint sogar sein Hauptaugenmerk zu sein, so daß der natürliche Verlauf des Weltendes nur als Nebensache, als etwas Beihergehendes erwähnt wird. Jesus kennt noch keinen Weltuntergang und keine Welterneuerung in dem Sinne, wie die Apostel, namentlich Petrus und der Apokalyptiker, davon reden. Ihm ist es nur, wie auch die synoptischen Bezeichnungen *τέλος* und *συντέλεια* darauf hindeuten, um die Vollendung seines Werkes, um seine Verherrlichung zu thun. Er für sich mag sich sonach noch nicht von der Weltanschauung seines Volkes entfernt haben, welches in dem Ende dieser Welt nur das Ende seiner Leiden und Bedrückungen sah. Bekanntlich theilte der messiasgläubige Jude die ganze Weltzeit in zwei große Hälften, in zwei Hauptperioden, in die vor- und nach-messianische, ohngefähr wie wir jetzt die Jahre ante und post christum natum zählen. Jene, das עוֹלָם הַזֶּה, hatte, wie das spätere *αἰὼν οὗτος*, — *καιρὸς*, *κόσμος οὗτος*, schon die Nebenbedeutung des Mangelhaften, Vergänglichen, Entarteten, Schlechten, wohingegen diese, das עוֹלָם הַבָּא, *αἰὼν ὁ μέλλων*, *ἐκεῖνος*, *ἐρχόμενος*, aller Trefflichkeit und Herrlichkeit voll war. Bildete sich daraus auch nach und nach die Ansicht von zwei räumlich unterschiedenen Weltordnungen, wovon die diesseitige den Nebenbegriff des Jammerthales nach sich zog, so waren doch ursprünglich damit nicht zwei von einander gesonderte

Welträume, sondern nur zwei verschiedene Zeiträume gemeint. Wir haben aber unserem Religionsstifter schon die höhere Auffassung zuerkannt, daß er auch da, wo er selbst ein sinnlich-herrliches Messiasreich für sich in Anspruch nahm, dies doch immer zugleich als ein sittlich-vollkommenes habe darstellen wollen. Mithin kann in seinem Munde und besonders unter Hinzunahme dessen, was er sonst von diesem herrlichen Reiche aussagt, das *τέλος* und *συντέλεια* und *ἡμέρα ἐκείνη* nur den Schlußpunct der sittlich-unvollkommenen, der unmessianischen, um nicht zu sagen unchristlichen, oder wenigstens der sinnlich-unzureichenden messianischen Weltzeit bedeuten.

Die apostolische Lehrweise hob zwar die letzt angedeutete sinnliche Seite besonders stark hervor und bildete sie dahin aus, daß sie mit dem Untergang der alten sittlichen oder vielmehr unsittlichen Welt auch die Vernichtung der Sinnenwelt, des alten Himmels und der alten Erde, zugleich setzte, aber im geraden Gegensatz dazu erlaubte man sich auch wiederum eine Anwendung dieser Lehre, die, wenn sie von Jesus selbst herrühren oder nur sein Beispiel für sich haben sollte, hinlänglich beweisen würde, daß es ihm mit der objectiven, doch immer noch mehr oder weniger jüdischen Auffassung des Endes gar kein rechter Ernst gewesen wäre. Es ist dies die Art und Weise, wie der vierte Evangelist mit dem jüngsten Tage umgeht. Wenn der Apostel Paulus, und zwar Anfangs gewiß nicht ohne einen Anflug von Kühnheit, sich eine allegorische Behandlung der Auferstehungslehre erlaubt, wobei die der Vergangenheit angehörige Auferstehung Jesu und die zukünftige der Gläubigen zu dem Bilde einer gegenwärtigen Auferstehung des neuen sittlichen Menschen aus dem Grabe des alten Adam in einander fließen: so schaltet mit einer ähnlichen, nur weit größeren Freiheit der Evangelist Johannes über den ganzen Schatz der Lehre von den letzten Dingen allegorisch, indem er ihn dem Kreise gegenständlicher, sinnlich-wahrnehmbarer Anschauungen, damit aber auch der Zukunft enthebt und ihn dagegen der inneren Erfahrung, dem Bewußtsein und der subjectiven Empfindung, also der Gegenwart eines jeden

Gläubigen anheim giebt. Auf diese Weise verfährt er nicht nur mit der Auferstehung, wovon wir bereits Proben gaben (Th. I. S. 209 ff.), sondern auch mit dem jüngsten Tage, mit der Wiederkunft Christi, mit dem Gericht, der ewigen Seligkeit und der Verdammniß. Der jüngste Tag, der im Johannes-Evangelium immer in Verbindung mit der Auferweckung oder Auferstehung vorkommt, ist mit dieser letzteren namentlich im 6ten Capitel die beständige Begleitung des dort besprochenen Thema vom Himmelsbrod, von der Speise des ewigen Lebens. Die Worte „ἀναστήσω αὐτὸν ἐν τῇ ἐσχάτῃ ἡμέρᾳ“ sind da, wie das „θέλημα τοῦ πέμψαντός με“, zu einer stehenden Formel, zu einem mehrfach wiederkehrenden Stichwort geworden und können nach dem Zusammenhang nichts Anderes bezeichnen, als eben den Zeitpunct im Leben des Einzelnen, wo er sich der Richtigkeit dieses seines Einzellebens bewußt, zugleich aber auch der Unvergänglichkeit des ihm durch Christus mitgetheilten höheren, geistigen und göttlichen Lebens theilhaftig und gewiß wird. Die Auferweckung durch Christum am jüngsten Tage erscheint hier nicht als eine bloße äußere Folge, sondern als eine innere, mit Nothwendigkeit aus der Thatsache, daß man sich das Leben Christi angeeignet, hervorgehende und daran haftende Wirkung des christlichen Glaubens. Jene thatsächliche Aneignung des Lebens Christi stellt sich dabei selbst in einem Klimax immer innerlicherer und innigerer Ergreifung des dargebotenen Gutes dar. Zunächst, v. 39, wird nur gesagt, es sei der Wille seines Senders, daß Alles, was er ihm gegeben, nicht untergehen, sondern am jüngsten Tage auferweckt werden solle. Dies bestimmt sich aber sogleich, v. 40, dahin, der Wille des Senders sei, daß jeder den Sohn sehende und an ihn glaubende das ewige Leben habe, und daß Jesus ihn am jüngsten Tage auferwecken werde. Im 44sten Vers, der abermals mit denselben Stichworten schließt, wiederholt sich eigentlich nur der 39ste, jedoch mit dem Unterschiede, daß statt des δέδωκε das gehaltvollere ἑλκύσῃ gewählt ist, was in sofern, als es nicht von einem äußeren, gewaltsamen Herbeiziehen, sondern nur von dem Zuge innerer Nothwendigkeit ver-

standen werden kann, ebenfalls eine noch größere Verinnerlichung des Sachverhältnisses ausdrückt. Von v. 51 an wird die bildliche Redeweise noch gehaltreicher und härter, aber, weil sich dem eigentlichen Sinne mehr nähernd, auch um so deutlicher. Wer sein Fleisch ißt und sein Blut trinkt, sagt er v. 54, der hat das ewige Leben und den wird er am jüngsten Tage auferwecken. Unmittelbar darauf erklärt er dies so, daß, wer sein Fleisch esse und sein Blut trinke („ihn genieße" würden wir sagen), in ihm bleibe, wie er in jenem. Wie nun der Leben habende Vater (ὁ ζῶν πατήρ) ihn gesandt habe und er selbst durch den Vater lebe, so werde, wer Christum genieße, auch durch Christum leben. Daß dann das Alles geistig — pneumatisch, nicht psychisch oder physisch — gemeint sei, und zwar das Leben sowohl, als das Genießen, erfahren wir aus v. 63, wo ausdrücklich gesagt wird, daß das Fleisch nichts nütze sei.

Zwar kennt der vierte Evangelist auch einen jüngsten Tag im objectiven Sinne, da, wo er Martha die Erwartung aussprechen läßt, daß ihr Bruder Lazarus auferstehen werde ἐν τῇ ἀναστάσει ἐν τῇ ἐσχάτῃ ἡμέρᾳ. Allein diesen jüdischen jüngsten Tag und diesen jüdischen Auferstehungsglauben läßt er selbst nicht für den wahren und genügenden gelten, da Jesus alsbald sich selbst die Auferstehung und das Leben nennt und hinzufügt, daß, wer an ihn glaube, leben werde, wenn er schon gestorben, oder vielmehr gar niemals sterben werde.

Hiernach leidet es keinen Zweifel, daß auf die Bedeutung des jüngsten Tages als des Endes aller Tage und aller Zeit oder gar als des Weltendes im Unterrichte Jesu eben kein großes Gewicht gelegt sein mag. Er selbst gedenkt desselben, als der Zeit seiner Verherrlichung und der Vollendung seines Werkes, besonders des Gerichts, das nach jüdischer Vorstellungsweise allerdings mit dem Ende des עוֹלָם הַזֶּה zusammentraf. Damit war Anschluß geboten sowohl für die Ausbildung der sinnlichen Seite, — Ende der Erscheinungswelt, als auch für die der sittlichen — Ende des sündigen Lebens, der Egoität. In der letzteren Rücksicht lag dann wieder die doppelte Anwendung offen: objectiv auf

die Vollendung der Gemeinde im Ganzen, wie bei Paulus; subjectiv auf die des Gläubigen in seinem Glauben, wie bei Johannes.

Die Kirche, wie erwähnt, philosophirt nicht über den jüngsten Tag in abstracto, sondern spricht nur in concreto über die einzelnen darunter begriffenen Glaubensartikel. Für sie war jüngster Tag und Wiederkunft des Herrn, Auferstehung, Gericht und Weltende ein und dasselbe. Im Volksglauben scheint sich jedoch mit der Vorstellung des jüngsten Tages vorzugsweise die vom Weltuntergange festgesetzt zu haben, wie die Furcht und Unruhe bezeugt, die sich ganzer Städte und Länder bemächtigte, wenn sich einmal das Gerücht verbreitete, der jüngste Tag sei vor der Thür. Auch in den Glaubenslehren der Neueren fand der locus der dies novissima keinen Platz. Indeß haben doch Einige, an die Johanneische Auffassung anknüpfend, desselben in der Absicht gedacht, um die kirchliche Vorstellung davon zu berichtigen. So erklärt Edelmann (S. 221 seines zu Frankfurt a. M. 1746 erschienenen Bekenntnisses) den jüngsten Tag für denjenigen im Leben des Einzelnen, an welchem der Mensch anfange, aus dem erstaunenden Schlafe der bisherigen Irrthümer aufzustehen, Gott und sich selber zu erkennen und ein vernünftigeres Leben anzufangen. „Wer aus dergleichen Schlaf", sagt er, „wirklich und in der That aufgewacht ist, der wird in seinem ganzen Leben auch keinen jüngeren und fröhlicheren Tag erlebt haben, als diesen; und wenn er ihn wirklich erlebt hat, so wird er auch bei nur halbwege offenen Augen zum wenigsten soviel haben sehen können, daß der Himmel noch nicht die geringste Miene mache, über ihm einzufallen, wenngleich die Pfaffen die Sterne mit Haufen auf die Erde schütteln." Des Côtes nimmt in seiner „Auferstehung der Todten nach der Lehre des N. T." — Kirchheim Bolanden 1791 — den jüngsten Tag für den Sterbetag des einzelnen Menschen, weil er glaubt, daß die ἡμέρα des N. T. wörtlich und buchstäblich von einem Tage verstanden werden müsse. Rosenkranz betrachtet (in der Th. I. S. 212 angeführten Stelle) den jüngsten Tag zwar als Ende der Macht des Raumes und der Zeit, aber auch nur im subjectiven Sinne,

ohngefähr wie Edelmann, durch die Einsicht und den Entschluß dessen bedingt, der diesen jüngsten Tag zu feiern begehrt.

Auffassungen dieser Art haben ihr Wahres und können wohl geistreich und fruchtbar durchgeführt und zur Anwendung gebracht werden. Aber sie geben doch immer nur eine Seite der biblischen Vorstellungsweise. Das Wahre ist, den jüngsten Tag so zu fassen, daß der ganze Umfang des neutestamentlichen und kirchlichen Vorstellungskreises darunter begriffen und doch auch der demselben zum Mittel- und Haltpunct dienende Gedanke klar angedeutet bleibe, nämlich als Negation der Zeit, aber nicht in dem schlechten Sinne des Worts, wie das Volk den jüngsten Tag zum Nimmermehrstag gestempelt hat, namentlich bei schlechten Zahlern, sondern als zeitliche Vollendung, die sowohl in Bezug auf den Einzelnen, als in Rücksicht auf die Kirche, die Menschheit, die ganze Erdenwelt ihre Bedeutung behält, was sich uns bei Betrachtung des Inhalts dieses Artikels herausstellen wird. Es ist dabei überall nicht nur an Bestimmung eines gewissen Zeitpuncts zu denken. Als Umfassung der Fülle aller Zeiten, hört vielmehr der jüngste Tag auf, selbst eine Zeit zu sein und verfällt in unermeßner, nicht mehr von Nacht und Finsterniß durchbrochener Dauer dem Bereich der Ewigkeit, als Ausdruck des Abschließenden, Alles-Umfassenden, Vollendenden, wie wir es im Leben und Wirken des göttlichen Geistes erkennen.

II. Die Wiederkunft Christi.

Der jüngste Tag als zeitliche Vollendung ist eben so sehr die Folge, als zugleich die Bedingung der Wiederkunft Christi. In dieser, als dem Kommen des Herrn, treten beide Glieder (Momente) jener Bestimmung aus einander und sogar in Widerspruch gegen einander, finden aber ihre Aussöhnung in dem außerhalb ihrer vorgestellten, im Grunde aber ihnen inwohnenden, mit ihnen und durch sie gesetzten dritten Gliede der geistigen Erfüllung oder dem Erfülltwerden vom Geiste. Das Kommen, die Wiederkunft ist das Zeitliche, die geschichtliche Entwickelung; das Subject des Kommens aber, die Person Christi, ist die Vollendung, das Geistige, Ewige; Beides zusammen bildet die Verherrlichung Jesu Christi, die ihre Erfüllung eben in der Offenbarwerdung des heiligen Geistes hat.

Der gewöhnlichen Vorstellungsweise, dem zeitlichen Sinne des Alltagsmenschen, liegt es nahe, sich vorerst, wenn nicht für immer und ausschließlich, an der ersten und äußerlichen Seite des Kommens zu halten. Allein um die Wiederkunft als solche, etwa zum Vergnügen oder um den Seinigen mit der plötzlichen Ueberraschung eine kleine Freude zu bereiten, war es dem Stifter des Christenthums gewiß nicht zu thun. Er will nur zu seiner Herrlichkeit eingehen (Luk. 24, 26 u. 27), weil er muß, weil es zur Vollendung seines Werkes gehört, weil es in Mose und den Propheten so geschrieben steht, d. h. aus Gehorsam gegen seine göttliche Bestimmung. Ihm ist es auch nicht einmal um bloße persönliche Rechtfertigung und Befriedigung vor seinen Feinden mit einer leiblichen Sich-zur-Schau-Stellung zu thun. Eben so sind leibliche Auferweckung, auswendige Belohnung und Bestrafung derer, die zu ihm in Beziehung gesetzt sind, nicht die mit seiner Wiederkunft beabsichtigten, nicht die sie bedingenden Zwecke, sondern nachträglich dazugefügte Wünsche und Hoffnungen, Codi-

cille zum Testament Jesu Christi, aber nicht von der Hand des Testators, dem Auferweckung und Gericht etwas viel Innerlicheres, Größeres, Mehrumfassenderes waren, wie wir aus der Auffassung ersehen, welche diese Seite seiner Verherrlichung noch im N. T. selbst erfährt.

Der fromme Glaube, als die Erfassung Christi im Gemüth, versteht die Wiederkunft als etwas nur den Einzelnen Angehendes und sieht sie erfüllt im Augenblick der Wiedergeburt, der neuen Geistesgeburt, oder hofft sie im Zeitpuncte seines Abscheidens von der Welt, in der Sterbestunde, für sich eintreten zu sehen. Eine umfassendere religiöse Weltanschauung erkennt die Verherrlichung des Weltheilandes in den großen Vorgängen der Weltgeschichte, welche die Ueberwindung alles Unwahren, Unheiligen und darum Unchristlichen durch die siegreiche Macht der Wahrheit darstellen. Der absolute — religiös-wissenschaftliche — Standpunct endlich begreift jene Herrlichkeit als die sich offenbarende Obmacht und Herrschaft des Geistes über alles Endliche und Vergängliche und zwar im Einzelnen, wie im Ganzen.

Jede dieser Auffassungsweisen, selbst die letzte und höchste, alle anderen in sich begreifende, hat in der Lehre des N. T. ihre Vertretung. Um vom Aeußerlichsten, unserer Darstellung scheinbar Ungünstigsten anzufangen, wollen wir die Stellen, welche in den drei ersten, sogenannten synoptischen Evangelien von dem in Rede stehenden Glaubensartikel handeln, zunächst in Betracht ziehen, damit dann die apostolische Lehre vergleichen und schließlich den Johanneischen Lehrbegriff entwickeln, wie er sich in den Briefen, der Offenbarung und dem Evangelium Johannis in aufsteigender Stufenfolge ausgebildet und abgeschlossen hat. Der terminus technicus für die Wiederkunft ist in der Hauptstelle der Synopse *παρουσία*, der allerdings auch adventus und reditus Ankunft, Zukunft, Rückkehr in sich schließt, ursprünglich aber doch nur praesentia Zugegensein, Anwesenheit, volle Erscheinung bedeutet. Dieser vollere, gehaltreichere und mehrsagendere Ausdruck hat auch in den neueren Lehrbüchern die reditus verdrängt, und so werden auch wir uns der Kürze und Abwechselung halber

seiner bedienen. Daß indeß mit dem ἔρχεσθαι und ἐλθεῖν nicht weniger gemeint ist, als mit der παρουσία, lehrt der Vergleich der betreffenden Stellen.

So wenig im Allgemeinen auf die Sach- und Zeitfolge und die ganze Anordnung der Darstellung bei den drei ersten Evangelisten zu bauen ist, so macht sich doch, besonders beim Matthäus, in der Reihenfolge schon, in welcher sich die Aussprüche Jesu über seine Parousie erhalten finden, ein Fortschritt bemerkbar. In der Bergpredigt (Math. 7, 21-23. Parall.) ist nur unbestimmt von einer Zeit der Anerkennung Jesu und der Sichtung derer die Rede, die sich zu ihm bekennen. Nach den Merkmalen, die hier das Reich Gottes oder Himmelreich trägt, sollen nur die zu ihm gehören, die den Willen des himmlischen Vaters thun, deren Wandel also, wie es der Apostel Paulus ausdrückt, schon im Himmel ist. Die Darstellung des Lukas läßt darauf schließen, daß dem auftretenden Messias besonders daran gelegen war, sich mit denen auseinander zu setzen, mit welchen er bisher nur in äußerem, leiblichem Verkehr gestanden hatte, wie mit denen, die nur die irdische, zeitliche Form seines messianischen Wirkens faßten, nicht aber die Gesinnung und den Geist. Hier scheint noch an keine durch Leiden, Tod und Trübsal bedingte Parousie gedacht zu sein. Bei der Aussendung der Zwölf zur apostolischen Vorbereitung der Messias-Parousie (Math. 10, 1. ff. Parall.) ist zwar von Widerwärtigkeiten und Verfolgungen die Rede, welche die Jünger auf ihren Reisen erfahren sollen. Allein zum Trost wird ihnen (v. 23.) verheißen: „Ἀμὴν γὰρ λέγω ὑμῖν, οὐ μὴ τελέσητε τὰς πόλεις τοῦ Ἰσραήλ, ἕως ἂν ἔλθῃ ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου." Also abermal noch keine Wiederkunft am Ende der Tage oder nur nach dem Tode, sondern unmittelbare Voraussetzung, die Bedingungen der Parousie des Messias von seiner Seite seien da, und es handle sich nur noch um deren Anerkennung von Seiten des jüdischen Volks.

Anders erscheint die Erwartung Jesu dagegen, wo er die Jünger auf das ihm bevorstehende Leiden aufmerksam macht, und ihnen die Nothwendigkeit desselben zu Gemüth zu führen sucht

(Math. 16, 21. ff. Parall). Hier finden wir zuerst die δόξα τοῦ πατρός erwähnt mit den Engeln und dem Gericht, womit schon der jüdische Messiasglaube die Ankunft des Messias ausgestattet hatte. Aber auch diese Parousie wird als eine nicht zu ferne bezeichnet. Einige von den Anwesenden (τινες τῶν ὧδε ἑστώτων) sollen den Tod nicht schmecken, bis sie den Menschensohn kommen gesehen in seinem Reiche. Lukas hat dafür nur das Reich Gottes ohne den Menschensohn, Markus ebenso nur dies, aber noch mit dem Zusatz ἐν δυνάμει. Die letzteren Beiden verrathen damit eine Ueberlegung, welche Matthäus noch nicht anstellte, wahrscheinlich, weil sie bereits die Erfahrung hinter sich hatten, daß keiner von den Zeugen jener Weissagung sie sinnlich hatte in Erfüllung gehen sehen, und weil sie nun zu der Einsicht gelangt waren, daß die δόξα τοῦ πατρός anders gefaßt werden müsse. Daß Jesus selbst aber diese δόξα innerlich verstanden wissen wollte, daß er sie nur in seinem Hingange zum Vater durch Leiden und Sterben und in den Folgen dieser Aufopferung für die Menschheit suchte, darüber belehren uns theils der Zusammenhang, in welchem wir hier seinen Ausspruch finden, namentlich sein Benehmen gegen Petrus, nachdem er von diesem für den Messias und Sohn des lebendigen Gottes anerkannt ist (v. 23. vgl. mit v. 16), theils der Vergleich mit späteren Aussprüchen, in welchen die δόξα durch andere Bilder anschaulich gemacht wird, zum Beweis, daß Engel, Wolken, Throne u. dgl. m. für Jesu eben nur die Anschauungsformen seiner Parousie bildeten.

Recht, wie die sinnliche Erwartung der Juden es verlangte, sichert Jesus (Math. 19, 28; Luk. 22, 29. u. 30.) den Jüngern bei der Parousie — ἐν τῇ παλιγγενεσίᾳ sagt hier dasselbe — die ersten Plätze nach ihm im Messiasreiche zu. Weil sie um seinetwillen Alles verlassen haben und ihm gefolgt sind, sollen sie, wenn er selbst ἐπὶ θρόνου δόξης αὐτοῦ erscheint, auf 12 Stühlen neben ihm sitzen und die 12 Stämme Israels richten. Nach Lukas aber, bei dem der Rangstreit der Jünger und die Art, wie ihn Jesus schlichtet, auffallend an die Fußwaschung bei Johannes erinnert, wird ihnen, weil sie mit Jesus

in den Prüfungen ausgedauert, zunächst das Reich verheißen, wie es dem Sohn vom Vater verheißen worden. Wenn dies dann so vorstellig gemacht ist, daß sie an seinem Tisch mitessen und mittrinken, auf Thronen sitzen und Israel richten sollen, so wissen wir bereits, was das bedeutet: in der Erniedrigung, wie in der Erhöhung, soll ihr Loos das seinige sein, nämlich die ζωὴ αἰώνιος, wie es am Ende (v. 29.) Alles umfassend ausgedrückt ist.

Schon dieser Schluß trifft mit der pneumatischen Auffassungsweise des Johannes auffallend zusammen. Noch inniger derselben verwandt zeigt sich aber die Verhandlung mit den beiden Zebedaiden, Johannes und Jakobus, welche der Grundtext einer ausführlichen Erörterung des vierten Evangelisten geworden zu sein scheint (Math. 20, 20 ff., Mark. 10, 35 ff. vgl. Joh. 13, 36-38; 14, 1 ff.). Die Zebedaiden, oder deren Mutter für sie, verlangen in dem neuen Messiasreiche die beiden Ehren-Plätze zur Rechten und Linken des Messias. Ihnen entgegnet Jesus nun, was er, wenn seine ganze bisherige Darstellung jener Herrlichkeit keine bildliche war, ihnen nicht entgegnen konnte: „Ihr wißt nicht, was ihr bittet. Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde?" Sie bejahen es. Jesus erkennt selbst an, daß sie es vermögen; allein die Vertheilung der Plätze im Reiche Gottes, versichert er nun, stehe nicht in seiner Macht, sondern sei Sache des Vaters. Wo Jesus sonst sich durch die Macht des Vaters bestimmt erkennt, bezeichnet er damit etwas, was außerhalb seines Begriffes, seiner Sphäre liegt, d. h. mit anderen Worten: er verehrt in solchen Fällen die Macht und das Recht des Geistes in seiner geschichtlichen Selbstbethätigung, und zwar nach der Seite der Vergangenheit so sehr, als für die Gegenwart und für die Zukunft (Joh. 19, 11; Math. 26, 39; Ap. Gesch. 1, 7). Hiernach überläßt er nun auch in unserer Stelle derselben Macht die Bestimmung des Ranges, welchen der eine oder der andere seiner Nachfolger nächst ihm einnehmen soll, nachdem er bereits versichert, die Ersten würden die Letzten und die Letzten dagegen die Ersten sein, auch diese Lehre durch das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberge noch anschaulicher

und eindringlicher gemacht hat. Der Fortgang der Rede beweist uns nun, daß das Reich, um dessen Stamm- und Rangordnung es sich hier handelt, kein jenseitiges, kein Wolkenreich ist, sondern eben nur die geschichtliche Entwickelung des göttlichen Reiches auf Erden selbst, in welchem Niemand zur δόξα der Vollendung kommt, er habe denn zuvor den Kelch des Todes, der Hingebung seiner Einzelnheit an und für die Gesammtheit geleert. Als nämlich die anderen Jünger über die vermeintliche Anmaßung und Bevorzugung der Zebedaiden ihren Unwillen laut werden lassen, wiederholt Jesus nicht, daß sie alle auf Thronen sitzen und Israel richten sollen, so wenig als er dies den Brüdern Jakobus und Johannes in das Gedächtniß zurückzurufen für gut fand; im Gegentheil, er weist jetzt allen Vergleich seines Reiches mit dem eines Fürsten und Herrn zurück; er ermahnt, einen Vorrang nur zu suchen in der Dienstwilligkeit gegen die Mitbrüder; er versichert zuletzt, der Menschensohn selbst sei nur gekommen, nicht bedient zu werden, sondern Andern zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für Viele.

Die Summe seiner Lehre von den letzten Dingen hat Jesus nach den drei ersten Evangelien noch einmal recht ausführlich und im Zusammenhang seinen Jüngern kurz vor seinem Leiden vorgetragen. Diesen Vortrag enthalten die sogenannten Reden über die Parousie im engeren Sinne (Math. Cap. 24 u. 25; Mark. 13; Luk. 21, 5-38; 17, 20-37). Von dem Schicksale, welches Jesus dem Tempel zu Jerusalem verkündigt hat, nehmen die Jünger Veranlassung, ihn nach dem Zeichen seiner Parousie und des Endes der Zeitwelt (τοῦ αἰῶνος) überhaupt zu fragen. Nach Markus und Lukas wollen sie nur die Vorzeichen der dem Tempel angedrohten Zerstörung wissen. Jesus weist die Frage nicht zurück, sondern die Antwort gewährend und also die Sache selbst bestätigend, verweist er sie vorerst nur aus der nächsten Zukunft, indem er die Jünger warnt, sich nicht von falschen Propheten, deren viele aufstehen und sich für den Messias ausgeben würden, verführen zu lassen. Als weitere Vorzeichen werden angegeben allgemein gehaltene Züge weltgeschichtlicher Bewegung: Krieg,

Erdbeben, Hungersnoth, Seuche, aber auch Christenverfolgungen; theils Proben eines Sittenverderbens, wie es schon zu Jesu Zeit unter den Juden um sich gegriffen hatte. Demnächst folgen Schilderungen einer großen Trüb- und Drangsal, die leicht errathen lassen, daß die Zerstörung Jerusalems gemeint sei. Die Warnung vor falschen Messiaserscheinungen wiederholt sich, zum Beweise, daß mit jener Zerstörung noch nicht die Parousie selbst eintritt. Bald nach ihr aber sollen Naturerscheinungen vor sich gehen, Zeichen an Sonne, Mond und Sternen geschehen, welche als unmittelbare Vorboten der Ankunft des Menschen-Sohnes zu betrachten seien. Unter Wehklage aller Geschlechter der Erde erscheint dann dieser endlich selbst. Hier schließt die Weissagung, und die Rede nimmt wieder den Lehrton an. Es wird den Zuhörern geschworen, daß das dermalige Geschlecht nicht vergehen werde, bis daß alles dies geschehen sei; doch wisse um Zeit und Stunde Niemand, auch nicht die Engel im Himmel, sondern nur der Vater allein. Die Menschen würden sich freilich nicht daran kehren, sondern es machen, wie zu Noahs Zeit, so daß dann desto überraschender der Tag des Herrn über die Unvorbereiteten hereinbrechen werde. Es werden sodann, augenscheinlich um das Gesagte eindringlicher und behaltbarer zu machen, Gleichnisse daran geknüpft: vom Diebe, der bei der Nacht, wenn der Hausherr schläft, in das Haus einbricht; vom Herrn, der, plötzlich von der Reise zurückkehrend, seine Knechte überrascht; von den Braut-Jungfern, deren nur die Hälfte so klug war, sich für die ungewisse Ankunft des Bräutigams vorzusehen; endlich von der verschiedenen Vertheilung und Anwendung des Geldes, welches Knechte von ihrem Herrn empfingen, bevor dieser sie verließ.

Mit diesen Gleichnissen, die Lukas gar nicht, oder in anderem Zusammenhang hat, stellt sich die evangelische Lehrweise der Synopse wieder her, und vielleicht ist es nicht zu kühn vermuthet, wenn wir diese Gleichnisse als das Ursprüngliche und die Reden über die Parousie als das Abgeleitete, im Wege der Ueberlieferung Dazugekommene ansehen; denn die Reden selbst enthalten nichts wesentlich Neues, nichts, was nicht Jesus schon

vorher eben so gut und besser gesagt oder zum Theil, wie die Predigt vom Gottesreich auf der ganzen Erde, nicht nachträglich noch beigebracht hätte. Der ganze Vortrag besteht aus zwei nach Ton und Inhalt verschiedenen Partieen, deren erstere aus nachweislich prophetisch-apokalyptischen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, während die letztere ganz von der Art erscheint, wie später die Apostel die Lehre von der Wiederkunft behandeln und benutzen. Sei es indeß, daß Jesus selbst diesen Vortrag gehalten; sei es, daß er die Zerstörung Jerusalems voraussah, als nahe bevorstehend voraussah, so daß die damalige Generation sie noch erleben mußte; sei es, daß er sich daran den Eintritt anderer Weltbewegungen geknüpft dachte, welche dann die συντελεία τοῦ αἰῶνος erst offenbar machen sollten, wie dies Alles von den Propheten des A. T. angedeutet, von der jüdischen Volkssage ausgebildet, von den apokryphischen Visionen des Zeitalters bereits zur Anschauung gebracht war; so würde doch nur der schon mehrfach von uns ausgesprochene Grundsatz hier eine neue Anwendung erleiden, daß Jesus seines eigenen höheren Gehalts nur in den Anschauungsformen seiner Zeit und seines Volkes sich bewußt werden konnte. Allein mitten unter den jüdischen Verheißungen und Erwartungen, die auffallend genug oft wörtlich wieder gegeben sind (vgl. Matth. 24, 21. mit Daniel 12, 1. bei den LXX. und v. 30 dort mit Cap. 7, 13 hier), hätte demnach dann der heiligere Geist, der Jesum erfüllte, den Geist des Judenthums zunichtgemacht; denn unbewußter Weise hätte Jesus alsdann mit der Predigt des Evangeliums auf dem ganzen Erdboden (v. 14.) selbst den Maaßstab angegeben, womit die unbestimmten Zeitangaben (εὐθέως v. 29. und ἐν ἐκείναις ταῖς ἡμέραις bei Markus v. 24. μετὰ τὴν θλίψιν, so wie die γενεὰ αὕτη v. 34. Parall.) gemessen werden sollen und durch den uns auch der (v. 36.) Jesu verborgene Rathschluß Gottes deutlich wird. Ihm selbst waren Umfang und Inhalt der ὅλη οἰκουμένη unbekannte Größen. Aber das wußte er, das wollte er, daß die Botschaft vom Reiche Gottes allen Völkern der Erde verkündet werden sollte. (vgl. Math. 28, 29.). Die Theilnahme der Heiden am Reiche Gottes war zwar schon von den Propheten aus-

gesprochen (Jes. 19, 18-25; Zeph. 3, 9; Mal. 1, 11 u. a. m.), allein immer nur als theilweise, auch nur auf gewaltsamem Wege zu erlangende, oder so, daß diesen eine untergeordnete Stellung angewiesen wurde. Jesus will nun ausdrücklich, daß allen gleicher Weise das Evangelium gepredigt werde, was den Aposteln allerdings Anfangs sehr sauer ankam, so daß sie dazu noch besonderer, sinnbildlicher göttlicher Aufmunterung bedurften (Ap. Gesch. 10, 1. ff.). Paulus dagegen, der auch das *μυστήριον* kannte (Röm. 11, 25.), daß erst das *πλήρωμα τῶν ἐθνῶν* eingehen müsse und dann noch ganz Israel folgen solle, fühlte sich vermöge seiner freieren Bildung und der Art und Weise, wie er zum Christenthum gekommen war, recht eigentlich zum Apostelamt unter den Heiden berufen.

Sollen demnach die Reden über die Parousie für ächt und eigenthümlich christlich gelten, so bildet die Verheißung der Predigt vom Gottesreich auf der ganzen bewohnten Erde den Schlüssel zum speculativen Verständniß derselben. In dieser Ausbreitung der durch die Erscheinung Jesu zu Tage gekommenen Gottesoffenbarung über alle Geschlechter, Völker und Zungen der Menschenwelt fand Jesus selbst erst die Verklärung, die ihm gebührte und die weit über jeden Wolkenthron, über jedes Engelaufgebot, über jedes Gastmal im Paradiese hinausragt. Auf den Menschengeist hatte er gesäet, von diesem sollte und mußte er ärndten, nicht von Engelleibern und Jenseitigkeitsträumereien. Diese Verklärung, die er sich selbst erdacht, sich selbst gewünscht, sich selbst verordnet, sich selbst erworben hat, ist in jedem Sinne des Worts seine Verklärung (*δόξα ἑαυτοῦ*), woran der Vater nur in so Antheil nimmt, daß er zum Wollen das Vollbringen, zur Aussaat das Gedeihen giebt. So steht die Erfüllung auch hier höher und herrlicher da, als die Verheißung und Erwartung. Die Myriaden Menschenherzen, die frei und bewußt und warm dir entgegenschlagen, unsterblicher Meister, die Millionen Geister, die dich denken und dein ewiges, göttliches Leben von Jahrtausend zu Jahrtausend, von Volk zu Volk, von Welt zu Welt fortpflanzen, wie könnte mit dieser Herrlichkeit sich jemals jene messen, die

deine Propheten und Priester dir bereiteten, bevor sie dich von Angesicht zu Angesicht gesehen!

Einen scharfen Gegensatz gegen die Schilderungen der Vorzeichen des Kommens Christi oder des Reiches Gottes in den Reden über die Parousie bildet die Parallelstelle bei Lukas (17, 20-37), damit aber zugleich die beste Bestätigung dafür, daß Jesus selbst diese Parousie durchaus geistig faßte; denn den Pharisäern antwortet er hier auf ihr Wann? „Οὐκ ἔρχεται ἡ βασιλεία τοῦ θεοῦ μετὰ παρατηρήσεως, οὐδέ ἐροῦσιν. Ἰδοὺ ὧδε, ἢ ἰδοὺ ἐκεῖ. Ἰδοὺ γάρ ἡ βασιλεία τοῦ θεοῦ ἐντός ὑμῶν ἐστιν." Gleich, als hätte er es schon vorausgesehen, welchem unseligen, welchem nicht zu stillenden Verlangen die Jünger einst nach seiner Parousie Raum geben würden, fügt er gegen diese gewandt, hinzu: „Es werden Tage kommen, da ihr einen von den Tagen des Menschen-Sohnes zu sehen begehren werdet und werdet ihn nicht sehen!" worauf dann hier, wie bei Matthäus hervorgehoben wird, daß es für seine Parousie eben keinen bestimmten Zeitpunct gebe und — möchten wir gern hinzusetzen — geben könne.

In der Vorstellung von der Wiederkunft ist der Fortgang ihrer Ausbildung und Vollendung in den drei ersten Evangelien und namentlich bei Matthäus der Art, daß sie sich immer mehr von der Räumlichkeit und Zeitlichkeit befreit. Wenn es früher die oberflächliche Betrachtung verletzen konnte, die große Begebenheit den Zeitgenossen Jesu so nahe gerückt zu sehen; wenn in den eigentlich sogenannten Reden über die Parousie zweierlei Zeiten, die nächste und entfernteste, in dieser Rücksicht zum offenen Widerspruch neben einander gestellt zu sein scheinen: so finden wir in der letzten Stelle des Matthäus, die von der Verherrlichung Christi handelt, die Sache so auf die Spitze getrieben, daß sie von da an selbst in ihr Gegentheil umschlägt und sich von der letzten zeitlichen und räumlichen Umschränkung losmacht. Daran festhaltend, daß Leiden und Sterben die Bedingung seiner δόξα, der Weg für ihn zum Vater ist, bekräftigt er im Verhör vor Kaiphas (Math. 26, 64; Mark. 14, 62) das ihm abgenöthigte Bekenntniß seiner Messianität mit den Worten: „Wahrlich,

ich sage euch, von jetzt an werdet ihr den Menschensohn zur Rechten der Macht sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen.“ Diese Versicherung setzt entweder etwas Widersinniges, Undenkbares und darum Unchristliches, oder sie ist das Zeugniß einer Seelengröße und Geistestiefe ohne Gleichen. Für welche von den beiden Auffassungen wir uns zu entscheiden haben werden, kann nach dem, wie wir Jesum bisher fassen gelernt, nicht mehr in Frage kommen. Die Merkmale der Messianität, wie sie die Juden verlangten, sollen allerdings dem Hohenpriester gegenüber hervorgehoben werden, und Jesus, der sich sonst im ganzen Verhör so wortkarg zeigt, versteht sich dazu freiwillig, ohne Aufforderung. Allein längst mit sich darüber einig, daß ein Messias, wie ihn diese Juden zu haben wünschten, ein Unding, ein Gespenst, ein Hirngespinnst, und dagegen ein Messias, wie sie ihn gebrauchten, kein von ihnen gefühltes, kein ihnen zum Bewußtsein gekommenes Bedürfniß sei; längst darüber fertig, daß er mit seinem Leben für Volk und Menschheit genug gethan habe, und daß es jetzt nur der Entäußerung seiner sinnlichen Erscheinung bedürfe, um seine Umgebung zur Einsicht in den Zweck und Gehalt derselben gelangen zu lassen; überzeugt endlich, daß den jüdischen Oberen seine geistigere Erfassung des Messiasthums nicht mehr unbekannt, wenn immer auch vielleicht noch ungelegen und unbequem sein konnte, so viel allerdings voraussetzend und zu bedenken gebend, scheut er sich nicht mehr, dem Hohenpriester die Idee eines leidenden Messias zuzumuthen und ihn in diesem Leiden, wie die Merkmale, so die Verherrlichung seiner Messianität erkennen zu lassen! Für Kaiphas waren die Wolken des Himmels und das Sitzen zur Rechten der Macht die wohl verständlichen Ausdrucksformen dafür, daß der Messias allerdings mit der Kraft Gottes ausgerüstet sein müsse, aber auch ausgerüstet sein werde, und waren sie ihm unverständlich, so mußten sie ihm verständlich werden durch die Worte ἀπ᾽ ἄρτι, die nur Markus nicht verstanden und darum ausgelassen zu haben scheint. Allein diese Worte, in denen die Zeit zum Zeitpunct und mit dieser Punctualität zur Negation ihrer selbst zusammengetrieben ist,

erschließen eben das Verständniß für den höher gebildeten Geist, während der dumpfere Sinn nur bei den Wolken und der Rechten der Macht stehen bleibt, damit seinen Jesus aber auch zum Schwärmer und Lügner herabwürdigt; denn sah nun wirklich Kaiphas des Menschen-Sohn zur Rechten der Macht sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen im fleischlichen Sinne? Die Geschichte meldet uns nichts davon. Hätte er ihn so gesehen, dann würde er ihn nicht haben der Lästerung zeihen und sich darum sein Gewand zerreißen dürfen. So aber konnte er sich dazu berechtigt und herausgefordert fühlen; er that es wirklich.

Mit der Negation des Zeitlichen ist hier aber auch das Räumliche negirt. Das Kommen hat hier nicht mehr die Bedeutung des Daherschreitens und Sich-näheren; es ist mit dem ganzen Bilde nur Ausdruck der δόξα Christi. Seine Parousie wird von jetzt an zur Geistes-Gegenwart. Als solche offenbarte sie sich bereits im Verhör, während der Geißelung und Kreuzigung und im Sterben; denn selbst die Gottverlassenheit, welche Jesus am Kreuze (Math. 27, 46; Mark. 15, 34) bekennt, kann, da er nach den beiden ersten Evangelisten mit diesem Weherufe, den die beiden andern gefürchtet zu haben scheinen, sein Leben aushaucht, nur das Erlöschen des Bewußtseins bezeichnen, welches bei ihm eben mit dem Gottesbewußtsein ein und dasselbe war. Dagegen bekundet er seine Gegenwart als geistige von Neuem bei seinem Abschiede von der Welt nach Matthäus (28, 30) in einer Weise, daß von einem Kommen gar nicht mehr die Rede ist und die Zeit nicht mehr nur negirt, sondern, wahrhaft aufgehoben, als Umfassung aller Zeit, die Parousie als wirkliche Präsenz erscheint: „Ich bin bei euch alle Tage bis zur Vollendung der Zeitwelt."

Das ist also der Verlauf der Parousie in der evangelischen Darstellung. Sie beginnt mit der unmittelbaren Gewißheit ihres Vorhandenseins, sie geht fort in Schwankungen des Wann? und Wie? und Wo? bis zum Widerspruch eines Dereinst gegen das Bald und Binnen-Kurzem. Sie erhebt sich aber zur vermittelten Gewißheit des Jetzt im Angesicht des Todes, der Auf-

hebung alles Endlichen, und vollendet sich auf diese Weise zu ewiger Gegenwart, die Raum und Zeit für immer überwunden hat.

Neben dieser evangelischen Entwickelung der Lehre von der Wiederkunft Christi geht nun die apostolische nebenher. Diese aber kommt für sich nicht über den Widerspruch zwischen Gegenwart und Zukunft hinaus. Paulus, der sich vorübergehend zum Gipfel geistigen Schauens, einer Anziehung Christi, eines Beseelt- und Belebtseins von Christo erhebt (vgl. Th. I. S. 218 ff.), vermag sich eben nicht auf dieser Geisteshöhe zu behaupten. Er stellt das Ringen nach der Vollendung groß und erhaben dar und bildet so die Vermittelung zur Beruhigung über die Parousie, wie diese sich später prophetisch in der johanneischen Offenbarung und dogmatisch im Evangelium Johannis vollbringt. Der Pharisäismus, welcher nach Auferstehung des Leibes verlangt, hindert den Apostel Paulus, sich die Parousie seines Herrn ganz und für immer anzueignen, wie dies bei dem Evangelisten und dem Theologen Johannes vollkommen gelungen erscheint, wogegen die johanneischen Briefe, gottvoll beginnend und gottvoll schließend, innerhalb ihrer selbst den Widerspruch beseitigen.

Die große Zahl neutestamentlicher Lehrstellen, welche der Wiederkunft Christi gedenken, haben alle das Verdienst wenigstens mit einander gemein, daß sie nach Maaßgabe der Reden über die Parousie das Baldige, aber Zeitungewisse, Plötzliche, Ueberraschende im Auge behalten und es für die Gläubigen als Antrieb benutzen, in sittlicher Rücksicht wachsam zu bleiben. Die Bedeutung der äußeren Vergeltung tritt hier in der Parousie stärker hervor, als bei den Evangelisten, wo das Sinnliche zum Gleichniß wird, während es in den Episteln für das Wirkliche und Eigentliche, man möchte sagen für die Hauptsache gilt. So wird die christliche Hoffnung, welche neben dem Glauben und der Liebe die Evangelisten noch nicht kennen, noch nicht bedürfen, einerseits eine Quelle des Trostes und der Beruhigung für die Frommen, ein Sporn zur Tugend und zur Glaubenstreue; aber nicht die Hoffnung, sondern Glaube und Liebe sind es, welche die

Furcht, überhaupt die Welt überwinden. Andrerseits ist die noch unüberwundene Furcht vor dem Tage des Zorns ein neuer Zuchtmeister, dessen Beistand Paulus anzusprechen sich genöthigt sieht, nachdem er den Zuchtmeister des Gesetzes entlassen hat. Wir werden diese Stellen bei den übrigen Artikeln unseres Dogma noch näher kennen zu lernen und zu würdigen Gelegenheit finden, und begnügen uns deshalb für jetzt, aus denen, welche die Wiederkunft Christi unabhängig von den daran angeknüpften Verrichtungen und Vorgängen erwähnen, wiederum nur die wenigen herauszuheben, welche die Parousie oder vielmehr die Vorzeichen derselben mit der neuen Bestimmung der Erscheinung des Antichrists bereichern.

Der Antichrist ist jüdischer Abkunft und mit der Messias-Idee zugleich aufgewachsen. Wie die letztere zur Ausbildung kam unter Bedrückungen, Entbehrungen und Leiden aller Art, so, meinte man, müsse dies Elend erst seinen Gipfel erreichen, bevor der Messias erscheinen könne. Man nannte dies die Messias-Wehen (חֶבְלֵי־מָשִׁיחַ). Auf diese Geburtsschmerzen einer neuen Zeit scheint auch Jesus beim Matthäus (24, 8) hinzudeuten. Nach den Zeiten der Daniel'schen Weissagung, welche die Ankunft des Messias vom Tode des Antiochus Epiphanes abhängig machte, steigerte sich die Vorstellung einer vormessianischen Bedrängniß zu der eines antimessianischen Bedrängers und Wüthrichs. So findet sie sich bei den Juden nach den Zeiten Jesu und so kam sie selbst zu den Muhamedanern, welche den Anti- oder Pseudochrist vom Imam Mehedi in Verbindung mit Christo überwunden werden und alsdann Christenthum und Islam sich in eine Religion verschmelzen lassen. Jesus nahm, obwohl die Nothwendigkeit voller Herausbildung alles Antichristlichen vor dem letzten und höchsten Siege des Christenthums anerkennend, doch diesen Gegensatz gegen das Reich Gottes nicht als den einer einzigen Person. Er weissagte das Auftreten vieler ψευδοπροφῆται und ψευδόχριστοι, was bei den religiösen Gährungen seines Zeitalters auch das Natürliche und Näherliegende war. Anders behandeln die Apostel die aus dem Judenthum überkommene Vorstellung.

Nicht allein Johannes, sondern auch Paulus (2 Thessal. 2, 3 ff.) kennt den Antichrist, als Person aber eigentlich nur der letztere, während der erstere ihn für das nimmt, was er ist und war, für eine Personification, die er denn auch sogleich auf Widersacher in der Gemeinde deutet. Das Hervortreten dieses Gegensatzes ist für Johannes gerade der Grund, die Parousie Christi ganz nahe bevorstehend zu denken. Während die apostolischen Schriftsteller sonst nur im Allgemeinen daran erinnern, daß sie in den letzten Zeiten und Tagen des *αἴων οὔτος* leben (Hebräer 1, 2; 9, 26; Ap. Gesch. 2, 17; 1 Petr. 1, 5 u. 20 u. A. m.), so hat nach der johanneischen Darstellung (1 Br. 2, 18 ff.) bereits die letzte Stunde dieser alten Weltzeit geschlagen. „*Παιδία, ἐσχάτη ὥρα ἐστί. Καὶ καθὼς ἠκούσατε, ὅτι ἀντίχριστος ἔρχεται, και νῦν ἀντίχριστοι πολλοὶ γεγόνασιν. ὅθεν γινώσκμεν, ὅτι ἐσχάτη ὥρα ἐστίν.*“ Wen er mit diesen vielen Antichristen, die auffallend an die Weissagung Jesu bei Matthäus erinnern, eigentlich meint, erhellt zum Theil aus v. 22, deutlicher noch aus dem Nachfolgenden (4, 2 u. 3). An der letzteren Stelle nennt er es das Kennzeichen des Widerchrists, Jesum nicht für den im Fleisch erschienenen Messias gelten zu lassen; an der ersteren sagt er, der Betrüger (*ὁ ψεύστης*) gebe vor, Jesus sei nicht der Messias; darum sei jener der Antichrist, der den Vater und den Sohn leugne, also gerade die Vorstellung des göttlichen Wesens, durch welche sich das Christenthum vom Judenthum und Heidenthum unterschied. Demnach ist kein Grund vorhanden, die *ἀντίχριστοι*, wie Neander, allein von Doketen zu verstehen; es können darunter auch solche jüdische Irrlehrer mitbegriffen sein, die von der Anerkenntniß Jesu als Messias wieder in das alte Judenthum zurückverfallen waren und demgemäß behaupteten, der Messias müsse erst noch kommen. Zwar wird in dem Brief an die Kyria (2 Joh. 7) von Neuem daran erinnert, daß Viele in die Welt gekommen seien, welche leugneten, Jesus Christus sei im Fleische erschienen und diese seien der Verführer und der Widerchrist. Allein eben daselbst (v. 9.) wird auch wiederholt, daß, wer bei der Lehre Christi bleibe, den

Vater und den Sohn, entgegengesetzten Falls aber gar keinen Gott habe. Die πολλοί, die hier, wie dort hervorgehoben werden, lassen neben dem Begriff der Menge ja auch den der Mannigfaltigkeit der Gegensätze offen, an denen es da, wo neue Geistesrichtungen sich anbahnen, niemals zu fehlen pflegt. (Ap. Gesch. 20, 29).

Von anderer Art ist der Widerchrist, den Paulus in seinem zweiten Schreiben an die Thessalonicher bekämpft. Bereits in seinem ersten Briefe hatte er den Thessalonichern die Wiederkunft Christi als nicht zu fern angekündigt und ihnen namentlich Hoffnung gemacht, mit ihm dieselbe noch zu erleben. (1 Thessal. 4, 13 bis 18). Er scheint sich in dieser Rücksicht von der evangelischen Verheißung Jesu selbst haben leiten zu lassen. Auch bescheidet er sich im Verfolg des Gegenstandes (5, 1 bis 11), Zeit und Stunde der Parousie nicht zu bestimmen, indem er daran erinnert, daß sie plötzlich kommen werde, wie der Dieb in der Nacht. Eben diese Ungewißheit über Zeit und Stunde benutzt er dann, wie Jesus, zur Wachsamkeit, zur Geduld, zur Ausdauer in allem Guten zu ermahnen. Aber seine Lehre und sein guter Rath hatten nicht bei Allen die beabsichtigte Wirkung. Mehrere nahmen für gewiß an, daß die Ankunft des Herrn und damit das Weltende ganz nahe bevorstände, und statt nun desto treuer und eifriger ihren Pflichten zu leben, wähnten sie vielmehr, aller Arbeit entübrigt zu sein, fielen dem besseren Theile der Gemeinde zur Last und suchten Andere in ihrer Schwärmerei mit fortzureißen. Diese Ausschweifungen zu bekämpfen und ihrem weiteren Umsichgreifen vorzubeugen, schrieb Paulus den zweiten Thessalonicher-Brief.

Er beginnt abermal damit, auf die Parousie Jesu, namentlich auf das Gericht, hinzuweisen, indeß zunächst nur in Bezug auf die Besseren. Er preist ihre Standhaftigkeit und ihren Glauben und sichert ihnen dafür Lohn am Tage des Gerichts zu; „sintemal es gerecht ist bei Gott, euern Bedrängern Drangsal zu vergelten und euch Bedrängtem (dagegen) Ruhe sammt uns bei der Offenbarung des Herrn Jesu vom Himmel mit Engeln seiner

Macht, im Flammenfeuer, welcher Rache nehmen wird an denen, die Gott nicht kennen und dem Evangelium unseres Herrn Jesu Christi nicht gehorsamen" u. s. w. (2 Thessal. 1, 6 ff.). Nun soll aber darum sich Niemand einreden lassen, daß dieser Tag des Herrn schon vor der Thür sei (ἐνέστηκεν). Dagegen erinnert sie Paulus daran, daß er ihnen schon mündlich gesagt habe, es müsse erst zuvor der Abfall kommen, „der Mensch der Sünde, der Sohn des Verderbens, der Nebenbuhler und Nacheiferer von Allem, was Gott und göttliches Wesen heißt, so daß er sich in den Tempel Gottes setzt, auf sich selbst zeigend, daß er Gott ist." Diese Schilderung eines Gegensatzes gegen die Sache Christi paßt, wie man sieht, schwer auf Irrlehrer, falsche Propheten und Messiaserscheinungen, noch auf etwaige vom Christenthum in's Judenthum zurückgefallene Juden-Christen. Die Stelle ist von jeher Spielball historischer Conjecturen gewesen. Man hat an den Abfall der Juden von Rom, der Römer vom Julischen Kaiserhause, an den Caligula und Simon Magus, an das Papstthum und die deutschen Kaiser gedacht, woran aber wenigstens die Thessalonicher nicht denken konnten. Wahrscheinlich beziehen sich, wie Schleiermacher erklärt, die Andeutungen auf eine in der Gemeinde vorhandene Prophetie, eine Art Apokalypse, die nicht auf uns gekommen ist. Der Sohn der Sünde ist ein Götzendiener, — ἀντικείμενος einer, der den Götzen gegenüberliegt; ὑπεραιρόμενος Jemand, der ihnen gegenüber hochhinaufstrebt, sich selbst zum Götzen macht; die ἀποστασία nicht ein Abfall vom Christenthum, sondern vom römischen Gemeindewesen (σέβασμα das numen des Kaisers). Im Nachfolgenden ist die Rede davon, daß die Keime des Abfalls schon im Verborgenen wirkten und nur durch ein κατέχον noch gehindert würden, offen hervor zu treten. Sie würden aber hervortreten mit Satans-Künsten, falschen Zeichen und Wundern und dann diejenigen verführen, welche den Wahrheitssinn bei sich selbst unterdrückt hätten. Da nun diese Satans-Macht nicht in der Christengemeinde vorauszusetzen war, so kann man auch die Keime dazu (μυστήριον τῆς ἀνομίας) nicht daselbst suchen. Jesus soll dann bei seiner Erscheinung alle jene Gotlosigkeit mit

dem Hauche seines Mundes vertilgen (v. 8), womit der Apostel zu der jüdischen Vorstellung vom Antichrist wieder zurückkehrt.

Das Gesetz der historischen Entwickelung brachte es mit sich und die auf uns gekommenen Denkmale der Ueberlieferung bestätigen, daß mit der Erscheinung Jesu und selbst mit der Predigt des Reiches Gottes durch die Apostel die Juden sich nicht sogleich in zwei Hälften sonderten, wovon die eine und kleinere etwa, das Reich Gottes und den Messias für gekommen haltend, sich rein in der Lehre Jesu und seiner Jünger abgeschlossen, die andere aber eben so entschieden dies ignorirt und für sich an der alten vorchristlichen Messiaserwartung festgehalten hätte. Zwischen dem Entweder-Oder lagen vielmehr Mittel- und Uebergangsstufen in der Mitte. Es gab Christen, für welche die geschichtliche Person Jesu das Wenigste, seine Wiederkunft und dereinstige Herstellung des messianischen Reichs das Bedeutendste blieb. Diese hatten von ihm vielleicht nur so obenhin gehört, und verehrten ihn als den Propheten der Vollendung, nicht aber als den schon erschienenen Vollender. Andere blieben Juden, konnten und wollten sich indeß dem Einfluß des Christenthums nicht geradezu erwehren, noch entziehen. Das Zeitalter war einmal für Alle das messianische, insofern die συντελεία als nahe bevorstehend erkannt war. Die angeregte Messiaserwartung ward fortgebildet, und Juden und Christen nahmen gemeinschaftlich an dieser Fortbildung Theil.

Jene, besonders die freieren und tiefblickenderen, mochten Jesu selbst das Verdienst einer Weiterbildung der Messias-Idee nicht streitig machen. Diese dagegen eigneten sich Manches, was jene vom Messias schlechthin weissagten, für die Wiederkunft ihres Christus an. Als Erzeugnisse solcher Mischungen und eines gegenseitigen Austausches muß man zum Theil die Apokryphen jener Zeit, namentlich den apokalyptischen Theil derselben betrachten, da es bei manchen dieser Bücher schwer ist, zu bestimmen, ob sie jüdische oder christliche und in wie weit das eine oder andere sind. Wenn in ihnen die Parousie Christi die wichtigste Rolle spielt, so liegt das zum Theil darin, daß sie von

einem Bewußtsein ausgingen, welches in der Gegenwart viel weniger anzuerkennen hatte, als das rein christliche. Sie wollen den Hinblick auf den großen Act der Zukunft nicht als Mittel benutzen, sich in Geduld zu stärken, oder als Trost für Leiden und Entbehrungen des Einzelnen, sondern ihnen ist es um Enthüllung der Zukunft im Ganzen und Großen zu thun. So verrathen sie einerseits einen beschränkteren Standpunct, als den der christlichen Gemeinde, andererseits aber erweitert sich der Kreis ihrer Anschauungen, weil sie den Sieg des Guten über das Böse im Allgemeinen wollen, und also genöthigt sind, den Blick von der Geschichte Jesu und der christlichen Gemeinde im Einzelnen hinüber auf die Geschichte der Völker, der Menschheit, mit einem Wort auf die Weltgeschichte im Ganzen zu richten.

Wurde dabei der Sieg an die Thatsache der Parousie Christi geknüpft, dann lag es nahe, den Antichrist nicht als eine einzelne oder mehrfache Entgegensetzung gegen das Christenthum, sondern schlechthin als das Böse im Princip zu fassen, den Kampf zwischen diesem und dem christlichen Princip in der Geisterwelt entschieden werden und ihn dann auf der Erde nur nachträglich zu menschlicher Erscheinung kommen zu lassen. Man konnte in letzterer Rücksicht aber auch an weltgeschichtliche Vorgänge und an Erscheinungen der Gegenwart anknüpfen, wenn man sich nur vorsah, die gemeinten Völker und Völkerführer nicht so abzuzeichnen, daß sie mit Händen zu greifen waren, was den weissagenden Propheten, wie die christliche Kirche überhaupt, in die größte Gefahr versetzt haben würde.

Von den christlichen Apokalypsen ist nur die sogenannte Offenbarung Johannis in den neutestamentlichen Kanon gekommen. Sie rechtfertigt diese Auszeichnung nicht nur relativ in Vergleich mit ähnlichen früheren oder späteren christlichen Weissagungen, sondern auch an und durch sich selbst. Sie behandelt die Parousie in der dreifachen Beziehung, welche diese nach den evangelischen Andeutungen überhaupt zuläßt, und wenn man davon die Vision als Privat-Parousie noch unterscheiden will, so hat sie auch diese, insofern dem Seher selbst Jesus erscheint

Die erste Beziehung ist die apostolische auf die Gemeinde als Warnung und Trost; so in den einleitenden Sendschreiben an die sieben Gemeinden Klein-Asiens. Zweitens die Anwendung auf die geschichtliche Entwickelung des christlichen Geistes und die Ueberwindung aller unchristlichen Gestaltungen durch ihn; diese ist in den Schilderungen vom Untergange des Judenthums und Heidenthums — Jerusalems und Roms — zur Darstellung gebracht. Endlich der absolute Sieg des Guten über das Böse, des Ewigen über alles Endliche und Zeitliche; darauf gehen die siegreichen Kämpfe der Engel und Christi selbst gegen Satanas und seinen Anhang, die den Sturz, die Fesselung und letzlich die Vernichtung des Bösen zur Folge haben.

Die Allgemeinheit der Auffassung und Darstellung, die ohne Zweifel so sinn- als kunstreiche symbolische Verhüllung geschichtlicher Besonderheiten und Einzelheiten unter vieldeutigen Ziffern und Namen, die nicht außer Acht gelassene Rücksicht auf den historischen Christus und die praktischen Bedürfnisse der Gemeinde, — Vorzüge, die unsern Apokalyptiker vor seinen Strebensverwandten ganz besonders auszeichnen, — haben die Offenbarung Johannis recht eigentlich zum christlichen Orakel aller Zeiten gemacht. Als solches hat sie zwar auch dem Irrthum und Aberglauben, der Selbsttäuschung, der Schwärmerei und dem Betruge Vorschub gethan und damit oft Unheil und Verwirrung angerichtet, indeß doch auch eben so oft manchem unglücklichen Frommen Stärkung und Erbauung gespendet. Durch sie hat die Lehre von den letzten Dingen recht eigentlich in der Kirche festen Fuß und faßliche Gestalt gewonnen, und wir werden daher noch mehrfach auf sie zurückkommen. Wie Alles hier im Allgemeinsten gehalten worden, so auch der Antichrist, der übrigens als einzelnes Individuum und diesem Namen nach nicht einmal darin aufgeführt ist. Allein jedes Zeitalter der christlichen Kirche fand, wovon es sich gedrückt fühlte, in der Apokalypse bereits vorgebildet, und erkannte dann bald in dem einen, bald in dem andern der dort bezeichneten Feinde Christi *seinen* Feind. So erinnert sich Verfasser dieses aus seiner Kindheit, daß der Offb. 9, 11

namhaft gemachte und als Engel des Abgrunds bezeichnete König der Heuschrecken mit seinem griechischen Namen Apollyon im Volke allgemein auf Napoleon gedeutet wurde.

Eigentlich ist es ein dreifacher Antichrist, den die Apokalypse nach der dreifachen Beziehung der Parousie unterscheidet, in Bezug auf die Gemeinde das falsche Prophetenthum (13, 11 ff. u. 19, 20); in weltgeschichtlicher Rücksicht die nichtchristliche Religion, wofür der Seher nach seinem Anschauungskreise Jerusalem und Rom und als unbestimmte Größe den Gog und Magog anführt (9, 8; 12, 18; 18, 21; 20, 8); endlich ideeller Weise der Satan und seine Engel. Die christliche Auffassung blieb lange Zeit vorzugsweise bei dem Cap. 12, 18 ff. geschilderten Thiere stehen, und sah darin das Bild ihres blutgierigsten Verfolgers, des Christen-Würgers Nero. Es hatte sich die Sage gebildet, die bei der Abfassung der Apokalypse von Einfluß gewesen zu sein scheint, daß Nero nicht gestorben sei, sondern sich über den Euphrat zurückgezogen habe und daß er von daher als der Antichrist wiederkommen werde. Allein schon für Irenäus ist der Antichrist wieder das unbekannte X., von welchem er die fabelhaftesten Vermuthungen zum Besten giebt. Er sieht ihn in dem mit der Zahl 666 χ'. ξ'. ς'. bezeichneten Thiere (13, 18) abgebildet und glaubt, daß er aus dem Stamme Dan hervorgehen werde, weil bei Aufzählung der 12 Stämme (7, 5-7) dieser Stamm ausgelassen sei. Seine Vermuthung fand noch im scholastischen Zeitalter ihre Vertreter. Der Verfasser des unter dem Namen Elucidarius bekannten Buches im 12ten Jahrhundert läßt den Antichrist zu Babel von einer Hure aus dem Geschlechte Dan unter Mitwirkung des Teufels zur Welt gebracht werden. Spätere, welche sich an die Auffassungsweise des Irenäus für nicht gebunden hielten, allegorisirten den Antichrist oder wandten ihn auf Erscheinungen ihrer Zeit an. Beim Aufkommen des Islam war es Muhamed, dessen falschem Prophetenthum der Seher eine Dauer von 666 Jahren geweissagt haben sollte. Wie das Papstthum früher die Ketzerei als das Antichristenthum verdammt hatte, so sahen schon die Vorläufer der Reformation, die gegen

Rom eifernden Franciscaner, Katharer, Waldenser u. s. w. in dem Papst den leibhaftigen Antichrist, was dann Luther bestätigte und er und Melanchthon zum Glaubensartikel der evangelischen Kirche erhoben (Melanchthon in der Apologie zum 15ten Artikel der Augsb. Conf., Luther in den Schmalkald. Artikeln II. 4); wogegen die katholische Kirche von nun an christlich genug dachte, Schmähungen dieser Art nicht zurückzugeben.

Evangelisch ist die Vorstellung vom Antichrist insofern nicht, als sie in den Evangelien selbst uns unter diesem Namen nicht begegnet, bei dem Apostel Johannes zwar dem Namen nach vorkommt, aber die damit gesetzte Personification sich auch sogleich wieder auflöst und ausdeutet, bei Paulus zwar etwas Aehnliches erwähnt, aber nicht so genannt wird, während die Apokalypse endlich eben so wenig diesen Namen und für den Begriff nicht eine, sondern eine Vielheit von Personen hat. Die Entstehung der ganzen Vorstellung gehört, wie wir gesehen haben, jener Zeit an, in der es Bedürfniß war, die Welt des Gedankens zu hypostasiren, um sich darin zurecht zu finden. Da aber auf solche Weise schon viel schlechte Subjecte in den Volksglauben hineinkamen, hätte man dies Gesindel nicht noch um einen unnützen Knecht vermehren, sondern statt dessen den einfachen und fruchtbaren Gedanken des Evangeliums festhalten sollen, daß das göttliche Reich auf Erden in der zu seiner Vollendung nothwendigen geschichtlichen Entwickelung den Kampf mit Entgegensetzungen zu bestehen habe, daß aber, wie heiß und schwer und blutig der Kampf sei, die Macht der Wahrheit dennoch zum Siege führen müsse und führen werde. Hievon so durchdrungen, wie seiner eigenen Wahrhaftigkeit versichert gewesen zu sein, ist abermal das Auszeichnende der Person Jesu Christi, und zu seiner Lehrweisheit gehörte es, seinen Nachfolgern diese ihrer harrenden Kämpfe nicht verschwiegen, sondern sie weislich darauf vorbereitet zu haben.

Ziehen wir nun die Parousie der Offenbarung als solche noch einmal in nähere Betrachtung, so findet sich einerseits auch hier das Merkmal des Baldigen und Plötzlichen festgehalten (ἃ δεῖ γενέσθαι ἐν τάχει). Dies ist zu Anfang, am Ende, in jedem

einzelnen Sendschreiben und bisweilen mitten in der Schilderung himmlischer Vorgänge (16, 45) ausdrücklich hervorgehoben. Allein unser Seher steht nicht mehr, wie die Apostel, mit der Gemeinde auf einem gemeinsamen Boden, sondern sein Bewußtsein ist ein höheres. Ihm, dem auf der Insel Pathmos Isolirten, ist der Herr bereits erschienen. Wenn er also den Gläubigen verheißt, daß Christus auch ihnen bald erscheinen werde, so begreift er die Möglichkeit davon. Ihm ist nicht eine vorübergehende Vision zu Theil geworden, wie bei bösem Gewissen dem Apostel Paulus auf dem Wege nach Damaskus, sondern er hat sich frei aus der Fülle seines christlichen Bewußtseins seinen Herrn vergegenwärtigt und ihn selbst über die Zeichen der Zeit sich aussprechen lassen. Das ist ein Fortschritt gegen die apostolische Auffassung, der freilich aber dem Aberglauben zur Stütze gedient hat, als ertheile Jesus auch dem Ungeweiheten Privat-Parousien und erscheine namentlich den Gläubigen in der Todesstunde als Führer zum Jenseits, so daß bei Manchem „im Glauben an seinen Erlöser gestorben“ so viel heißt, als: mit dem Glauben gestorben sein, Jesus habe ihn abgeholt. So etwas konnte und durfte einem Stephanus zum Trost und zur Stärkung dienen, ist aber dem Christen von heut nicht gestattet. Dieser stirbt nur im wahren Glauben an Jesum, wenn er mit der Sterbegesinnung Jesu Christi stirbt. Unserem Verfasser ist das Kommen Christi, wie wir aus seinen sieben Sendschreiben ersehen, Wiedergeburt und Mittheilung heiligen, göttlichen, thatkräftigen Lebens.

Neben den Vorzeichen von Noth, Drangsal und Verfolgungen, die Johannes den Reden über die Parousie entlehnt, ist ihm auch der bedeutsamere Zug der Predigt vom Gottesreiche auf der ganzen Erde nicht entgangen. Er sieht (14, 6) einen Engel mit einem ewigen Evangelium durch den Himmel fliegen, das den Völkern aller Zunge verkündigt werden soll, ja er läßt den Kampf im Himmel und auf Erden und den endlichen Sieg ihnen allen zu gut kommen. Also auch hier ein so erweiterter und erfüllter Gesichtskreis, als in den Evangelien! Für die Darstellung des Weltheilandes selbst nimmt der Dichter das vollste

Maaß christlicher Freiheit in Anspruch, indem er ihn als Menschensohn, als Reiter auf weißem Roß, als Engel, als Thier, als Feldherrn mit Namen „Ὁ λόγος τοῦ θεοῦ“ und endlich als König der erlösten Menschheit auftreten läßt.

Wie wünscht' ich dir, mein Seher, daß, eh' dein Blick des Jenseits Geisterstaat durchirrte, dein Auge, dem Magnet gleich, sich dem Norden zugewendet und daß dein Genius dir die Gauen Deutschlands aufgeschlossen und im Gesicht dir unser Loblied, unsere Gott-Anbetung als Wahrheit deiner Ahnung mitverkündet hätte! Doch sahst du ja die Gottesstadt und jenen Geisterbund, dem, keines Tempels dürftig, „Gott selbst und Jesus nur der Tempel“ sind. Und dir ward Größeres noch. Nicht daß schon damals dir der Geist des Herrn uns zu Genossen gab, nein deine Kinder wurden wir und deine Schüler. Du schufst uns und erzogst uns, indem du unser Heil verkündetest, und also schaffen wir nun fort und fort, so daß wir Leben geben dem, was du gesehen und mit aus deinem Geiste „die Hütte Gottes bei den Menschen“ bauen, die aus dem Himmel vor dir niedersank.

Zur Gegenwart verklärt erscheint die Verherrlichung des Menschensohnes im Evangelium Johannis, und zwar nicht, wie bei Matthäus, erst am Ende, sondern von allem Anfang an. Was dieser Evangelist an Stelle der synoptischen Weissagungen giebt, die Abschiedsreden Jesu vor dem Hingange nach Gethsemane, beginnt sogleich mit der Eröffnung, daß nun der Menschensohn verklärt sei. Was so aber als ein Geschehensein versichert wird, wandelt sich unter der Schlußfolgerung, mit der es bewiesen wird, augenblicklich zu einem Geschehenwerden um, und bietet damit der Vorstellung Raum für die Wiederkunft (Joh. 13, 31 und 32). Auch hier ist von dem ihm bevorstehenden Leiden, näher von dem Verrath Judas Ischariots die Rede gewesen. Jesus selbst hat ihn als seinen Verräther bezeichnet, ihn sogar zur Beschleunigung seines Vorhabens getrieben, damit ihn aber auch aus dem Kreise der Seinigen verbannt. Nachdem nun Judas hinausgegangen, hebt Jesus an: „Νῦν ἐδοξάσθη ὁ υἱὸς τοῦ

ἀνθρώπου καὶ ὁ θεὸς ἐδοξάσθη ἐν αὐτῷ. Εἰ ὁ θεὸς ἐδοξάσθη ἐν αὐτῷ, καὶ ὁ θεὸς δοξάσει αὐτὸν ἐν ἑαυτῷ, καὶ εὐθὺς δοξάσει αὐτόν."

Unser Johannes giebt es nicht mehr verhüllt und in Bruchstücken zu errathen, daß der Tod die Bedingung der Verherrlichung ist, sondern er setzt Beides offen heraus als Eins. Ihm ist ὑψοῦσθαι Erhöhung an's Kreuz und damit gleichzeitig auch Erlangung der δόξα (Joh. 3, 14; 8, 28; 12, 32). Mit dem Abgange des Verräthers war der Tod Jesu so gut wie unterzeichnet, so gut wie vollstreckt, daher νῦν ἐδοξάσθη, wie vor Kaiphas ἀπ ἄρτι. Die δόξα soll sich aber hier nicht, wie im Verhör, zunächst an ihm offenbaren, sondern, wie sich uns nachher zeigen wird, durch seinen Tod an Anderen. Es muß also, was potentia schon gegeben ist, erst actu zur Ausführung kommen, deshalb δοξάσει καὶ εὐθὺς δοξάσει. Es ist damit keine Verklärung im Jenseits der Menschheit, aber eben so wenig ein Leben in bloßer Begriffsabstraction gemeint. Jesus oder für ihn Johannes hat nicht etwa so philosophirt: „Die Verherrlichung des Vaters durch den Sohn ist an und für sich auch die Verherrlichung dieses durch jenen, ist auf allen Stufen der Entwickelung eine und dieselbe, so daß, wer den Vater verherrlicht, eben in der That (in dem Geschäft dieser Verherrlichung) die seinige schon mit hat, — αὐτὸν ἐν ἑαυτῷ in herrlichem Doppelsinn! — neben welcher jede andere, wie Lohn oder Dankbarkeit, als äußerliche, nicht in der Sache nothwendig begründete erscheint." Nein, so übermenschlich steht der johanneische Jesus noch nicht da, daß er mit dem bloßen Bewußtsein, den Vater verherrlicht zu haben, sich selbst hinreichend verherrlicht fühlte. Er verlangt allerdings einen Lohn, einen Preis für seine Mühen, aber keinen Gottes und des Menschen unwerthen und keinen, der, statt in der Nothwendigkeit der Verhältnisse, vielmehr über den Wolken läge. Ihn erhebt über seinen Abschied von der Welt nur der Gedanke, daß er sich von nun an durch Nachfolger in der Welt vertreten und zugleich vervielfältigt erkennt, und dies soll nun auch die Jünger trösten und erheben. Sein Bewußtsein soll von nun an das ihrige

werden, die leibliche Trennung nur die ewige und unauflösliche Vereinigung der Geister wirken (Joh. 16, 7); Vater und Sohn sollen in dem Geiste, der ihre Vertreter beseelt, ihre Einheit und in solcher gottvollen Liebe alle ihre Verherrlichung finden. Dies darzuthun, ist der Zweck aller nachfolgenden Rede; ja dieser Gedankengang wird durch das Gebet am Schluß selbst nur der Form, nicht dem Inhalte nach, unterbrochen. Hier richtet nämlich Jesus die Bitte um Verherrlichung an Gott, damit der Sohn den Vater wieder verherrlichen möge. Die Worte: „Gekommen ist die Stunde!" zu Anfang des Gebets machen es unzweifelhaft, daß von der Verherrlichung Gottes durch den Tod Jesu die Rede ist, erinnern also von Neuem an das ἀπ ἄρτι des Matthäus und bestätigen unsere darüber gegebene Erklärung. Zwar hat der Sohn den Vater schon verherrlicht, indem er ihm das von diesem aufgetragene Werk vollbracht hat (v. 4), indem er Allem, was der Vater ihm gegeben, ewiges Leben, — Erkenntniß des Vaters als allein wahren Gottes und Erkenntniß seines Gesandten als des wirklichen Messias, — mitgetheilt hat (v. 2. u. 3). Nun aber soll ihn der Vater verherrlichen mit der Herrlichkeit, die er hatte, als er noch vor dem Dasein der Welt bei Gott war (v. 5). Was heißt das? — Vernünftiger Weise und mit Aufgebung des unstatthaften, weil unchristlichen und barbarischen, Vorurtheils, als habe Jesus ein Privat-Bewußtsein über sein vorweltliches Bei-Gott-sein gehabt, was keiner seiner Nachfolger — damit hörte aber absoluter Weise alle Nachfolge auf — eben so zu seinem Bewußtsein machen könne, mit Aufgebung dieses unberechtigten Vorurtheils könnte es nur heißen, verklärt werden zu einer Abstraction Gottes von der Welt; denn das wäre Jesus, das wäre jeder Mensch, das wäre die Welt selbst, wenn eine Zeit angenommen werden sollte, da Gott einmal schöpfungslos gewesen wäre. Das Letztere ist undenkbar; denn es gehört zum Begriff des Geistes, sich zu offenbaren, zum Begriff des ewigen Geistes aber, sich ewig zu offenbaren; d. h. etwas hervorzubringen, was er nicht selbst ist, also zu schaffen. Indeß angenommen, sowohl Jesus als Johannes hätten Gott als die außer

der Welt liegende Person gedacht, die darum auch ohne Welt und vor und nach ihr bestanden hätte und bestehen würde: so hätte Jesus wenigstens etwas Unmögliches von Gott erbeten, wenn er sogleich mit der δόξα verherrlicht zu werden begehrte, die er vor dem Weltsein hatte. Diese Welt war einmal vorhanden, Jesus selbst in ihr gewesen, sie also mit ihm behaftet und sein Wirken, sein Geist, — das gerade, was ihn zu dieser bestimmten Person machte, — in sie übergegangen. Um ihn dieses Zusammenhanges mit der Welt zu entbinden, hätte die Welt erst wieder vergehen müssen und dazu bedurfte es wenigstens langer Zeit, oder aber Gott hätte, um den Wunsch Jesu zu erfüllen, die Welt sogleich gewaltsam vernichten und in Trümmer stürzen müssen, was der Ansicht, wie der Absicht Jesu gerade entgegengesetzt erscheint; denn er erkennt Gott eine größere Liebe zur Welt, als zu dem Sohne zu, und läßt darum den Sohn der Welt, nicht aber diese dem Sohne aufgeopfert werden (Joh. 3, 16 und 17).

Dies fühlend und sich fürchtend, Gott schöpfungslos oder die Weltschöpfung zu etwas Zeitlichem zu machen, erklären denn auch wohl die gläubigsten Supranaturalisten, mit dem πρὸ τοῦ τὸν κόσμον εἶναι, wie mit dem nachfolgenden πρό καταβολῆς κόσμου (v. 24), sei nicht sowohl ein Prius der Zeit, als vielmehr ein Prius der Idee gemeint. Das ist aber eine unbegriffene Versicherung, die, folgerecht durchgeführt, das ganze supranaturalistische System aufhebt. Ganz im Sinne des johanneischen, ja des evangelischen Jesus ist es, sich selbst der Welt unterzuordnen, sich als den ihr Dienenden zu denken. Das Sein der Welt wünscht er um seinetwillen nicht hinweg, sondern er wünscht sich hinweg um ihretwillen, und so gilt das πρὸ τοῦ τὸν κόσμον εἶναι nur in Bezug auf ihn. „Ich will sein, wie ich war, ehe die Welt für mich war, ehe ich selbst in der Welt war.“ Das ist keine stoische Verzichtleistung auf das Dasein schlechthin, sondern nur eine Wiedererhebung zum Idee-Sein, zu dem ideellen Leben des λόγος, wie es die Einleitung des johanneischen Evangeliums nennt; zur Messias-Idee, wie es sonst bezeichnet wird; zur

Geistigkeit, wie es kirchlich ausgedrückt zu werden pflegt. In Bezug hierauf sagt unser Evangelist (Joh. 7, 39): „Der heilige Geist war noch nicht da, weil Jesus noch nicht verherrlicht“ — d. h. noch nicht durch den Tod seiner individuellen Umschränkung entnommen — „war.“

Aber dieses Logos-Leben war nun doch in mehrfacher Hinsicht nach der Erscheinung Jesu ein höheres und reicheres, als vor derselben. Erstlich ein höheres für ihn dadurch, daß er es will; es ist kein ohne oder gegen seinen Willen gesetzter Zustand mehr. Es geschieht ihm sein Wille damit, und so weiß er seine Besonderheit darin erhalten und verklärt. Der Vater ist aber, zwar nicht seinem Bewußtsein, wohl aber der Erscheinung seines Inhaltes nach, jetzt selbst mehr, als er *πρὸ καταβολῆς κόσμου* war; er ist um den Sohn und um das selbstbewußte Leben heiliger Menschen bereichert. Er kann daher den Sohn nur verherrlichen mit Hinzunahme dieser selbstbewußten Geister. Sonach ist das Leben Jesu vor seiner Erscheinung in der Welt und das nach derselben nur der Art und Person nach dasselbe; es ist Logos-Leben und Leben des Logos. Aber letzteres ist herrlicher, reicher, entwickelter, weil der Logos nun nicht mehr als jenseitiger, erst geahnter und erwarteter im Geiste lebt, sondern als erschienener und immer geistig gegenwärtiger gewußt wird. Um dieses Gewußtwerden und Dergestalt-Wirken- und Leben ist es dem Sohne eben recht sehr zu thun, um dieses bittet er den Vater; darin erkennt er des Vaters eigenes Leben; darein setzt er das *πρὸ τοῦ τόν κόσμον εἶναι* und die Liebe *πρὸ καταβολῆς κόσμου*. In diesem Sinne sagt er am Schlusse des Gebets, er habe die Herrlichkeit, die er vom Vater empfangen, den Seinigen mitgetheilt, daß sie eins seien, wie er mit dem Vater: „Ich in ihnen und du in mir, damit sie vollkommen eins sind (*τετελειωμένοι εἰς ἕν*), damit die Welt erkenne, daß du sie geliebt hast, wie du mich liebtest.“ Und so wissen wir nun, welchen vollen, inhaltsschweren, Jesu klar bewußten Sinn es hat, wenn er es im Gebete (v. 10) ausspricht: „In ihnen bin ich verherrlicht!“ —

Meint man, daß diese Art des Fortlebens Jesu ein daneben hergehendes leibhaftiges auf irgend einem andern Weltkörper nicht ausschließe, so hat man, — abgesehen davon, daß dies für uns Menschen ganz und gar keine Bedeutung haben würde, selbst wenn es physisch zulässig wäre, — noch nicht das A. B. C. der johanneischen Identitätstheologie begriffen. Diese wurzelt ganz und gar in dem Gedanken, daß die Einheit zwischen Gott und Menschen, zwischen Vater, Sohn und Geist im Bewußtsein eine absolute und allerdings den ganzen Menschen erschöpfende, das höchste Bewußtsein Gottes in sich schließende, jedes nebenhergehende als unstatthaftes ausschließende ist. Der historische Christus zumal hat nur für die Menschheit Bedeutung, und wenn etwa für Bewohner anderer Welten auch noch, doch dann nur durch die Menschheit, so daß jene erst von uns, wie Nichtchristen, bekehrt werden müßten.

Das *δοξάζεσθαι* ist die eine, das *ἔρχεσθαι* die andere Seite der Parousie. Unser Evangelium hat sie beide; ja es hat den Ausdruck *πάλιν ἔρχεσθαι*, wie keines von den anderen. Hier ist also recht eigentlich Wiederkunft Christi gelehrt, und es verdient daher die sorgfältigste Beachtung, wie sie gelehrt ist. Zunächst ist es keine öffentliche und allgemeine, die ganze Menschheit auf einmal angehende d. h. abermal keine in die Sinne fallende, leibhaftige. Jesus erscheint bei seinen Abschiedsreden in diesem Evangelium unter den Jüngern, wie ein Vater im Kreise seiner Familie, beinahe ausschließender noch. Nur das Schicksal dieser liegt ihm am Herzen, nur durch sie will er verherrlicht werden, nur zu ihnen wieder kommen. Dieses Kommen ist nicht nur von der Kirche geistig verstanden, sondern geradezu als Kommen des Geistes gefaßt und zu einem Act der Vergangenheit gemacht worden, der aber dann die Vereinigung des heiligen Geistes mit der Gemeinde für alle Zeiten erwirkte.

Die erste Stelle, welche in dem angedeuteten Sinne von der Wiederkunft Christi handelt, findet sich Joh. 14, 1 ff. mitten in der Rede, mit deren Veranlassung, Zweck und Thema wir schon vertraut geworden sind. Wie es Johannes auch sonst liebt, eine

Thatsache, ein Wunderwerk oder ein recht sinnliches Sinnbild voranzustellen und dies von Jesu besprochen und zum Begriff erhoben werden zu lassen, so auch hier. Was vorangegangen, ist die vorherverkündigte Verleugnung, deren sich Petrus schuldig machen werde; die Vorherkündigung selbst aber ist wieder veranlaßt dadurch, daß er den Jüngern gesagt hat, sie könnten, wohin er gehe, ihm für jetzt nicht folgen, wobei Petrus sich nicht beruhigen wollte. Es ist dadurch Veranlassung geboten, auseinander zu setzen, was es mit der Nachfolge Christi überhaupt auf sich habe. Der Fall ist derselbe, wie in der Synopse bei der Bitte der Zebedaiden. Den Kelch zu trinken, den Jesus trinkt, ist dort gewährt, wie hier; denn auch Johannes läßt den Wunsch des Petrus nicht für immer, sondern nur für den Augenblick als unerfüllbar zurückgewiesen werden. Wie aber dort das Sitzen zur Rechten und zur Linken Jesu als etwas dargestellt wird, was nur der Vater denen bereite, die er dazu für würdig, für fähig erkennt; als etwas Nicht-leicht-zu-erreichendes, als etwas Großes und Schweres, womit sich das Bild in den Gedanken der geschichtlichen Verwirklichung des Gottesreiches auflöst: eben so wiederum auch hier. Dort sollen Jakobus und Johannes nicht beneidet werden um das Trinken des Kelches; hier sollen die Jünger sich nicht betrüben, daß sie Jesu nicht unmittelbar und sogleich folgen können.

Nach der gewöhnlichen Erklärung, die den johanneischen Geist zu fassen nicht im Stande ist, tröstet Jesus die Jünger über seinen Tod damit, daß er ihnen verspricht, er gehe nur, ihnen im Himmel — dem unbekannten Jenseits, einem außerhalb der Erden-Sphäre liegenden Weltkörper — Plätze zu sichern; er werde aber in Kurzem zurückkehren und sie dann zu sich nehmen. Letzteres versteht man dann etwa übersinnlich und deutet es auf die Sterbestunde. Allein bei Johannes ist das Reich Gottes, welches hier Haus des Vaters genannt wird, nicht die Abstraction von dieser Erdenwelt, sondern die Verklärung derselben durch den Geist Gottes. Hieran thätigen Antheil zu nehmen, ist ihm das ewige Leben. Jesus bietet Himmel und Leben und Seligkeit

nicht so wohlfeilen Kaufes an, daß man nur sterben und sich begraben lassen dürfte, um ewig selig zu werden, sondern das Reich Gottes will bei ihm Gewalt leiden und die Seligkeit thatkräftig errungen werden. Es ist eine mühselige und schmerzensreiche Arbeit, für die es keinen Lohn giebt, als den, ihrer werth und ihrer mächtig befunden zu sein. In der Schule eines Jesus und unter seinem Vorgange konnte aber allerdings auch das Trinken des bittern Kelches reizend erscheinen, wie sich denn Petrus für seinen Meister das Leben zu lassen anheischig macht. Indeß mit dem Sterben allein ist es nicht gethan. Ausharren sollen sie, von Christo zeugen, das Reich Gottes allen Völkern predigen, taufen, Hände auflegen, lösen, binden u. s. f. Das ist ihre Bestimmung, ihr Beruf, ihr Sitz im Reiche Gottes, ihre Wohnung im Hause des Vaters, die ihnen gesichert ist auch ohne den Vorgang Jesu, die sie aber nicht einnehmen können, wenn er nicht vorangeht, wenn er nicht als *παράκλητος* wiederkommt und sie so zu seinem Standpunct erhebt. Das Bild, welches Jesus gebraucht, verhüllt ihnen eben so viel, als es ihnen noch verhüllen soll, und läßt sie so viel errathen, als sie einstweilen zu ihrer Beruhigung bedürfen. Im Nachfolgenden (16, 1 ff.) werden ihnen dagegen die Leiden genannt, die ihrer warten, mit dem Bedeuten, daß Jesus ihnen dieses absichtlich nicht von Anfang gesagt habe, und weiterhin (16, 25) stellt er es als eine Schonung dar, bisher nur bildlich mit ihnen gesprochen zu haben, aber, setzt er hinzu, es werde eine Stunde kommen, da er ihnen über den Vater etwas, nicht mehr im Bilde, sondern offen verkündigen werde. Zwar bemerken (v. 29) die Jünger, jetzt habe er offen mit ihnen gesprochen, nicht gleichnißweise, und nun seien sie auch überzeugt, daß er Alles wisse, daß ihn Niemand erst fragen dürfe, und nunmehr glaubten sie auch, daß er von Gott gekommen sei. Jesus läßt ihre Versicherung aber für jetzt noch nicht gelten, sondern schließt mit den Worten: „Dies habe ich euch gesagt, damit ihr in mir Frieden habet. In der Welt habt ihr Trübsal; aber seid wohlgemuth, ich habe die Welt überwunden." — Damit auch jene sie überwinden, wendet er sich nun im Gebet zum Vater.

An eine nochmalige Erinnerung an die Liebe, welche seine Gebote hält, knüpft Jesus (Joh. 14, 15) die Verheißung eines anderen Parakleten, der für immer bei ihnen bleiben werde. Wenn er dann hinzufügt: „Ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch, über ein Kleines u. s. f., so ist es klar, daß dieser andere Paraklet nur eben Christus wieder selbst ist, aber nicht mehr *ἐν σαρκὶ*, sondern *κατὰ πνεῦμα*. Der Schlüssel für das Verständniß der Wiederkunft, wie der Sendung des Parakleten, bei Johannes überhaupt, liegt im 23sten Verse. Hier heißt es, Jesus wolle mit dem Vater kommen und Wohnung machen (*μονή* und *μοναὶ πολλαί* v. 2) bei demjenigen, der ihn liebe und seine Lehre halte.

Nicht anders verhält es sich mit dem Wiedersehen, womit Jesus (16, 19 u. 22) die Trauernden aufzurichten sucht. Auch dieses ist an die Zukunft des Parakleten geknüpft, und alle Züge der Schilderung tragen den Stempel des geistigen Schauens. Ihr Herz soll sich freuen, und diese Freude Niemand von ihnen nehmen, auch werden sie ihn dann um nichts mehr fragen, — alles Merkmale, die auf kein sinnliches Wiedersehen passen, weder auf ein solches am Ende der Erdentage, wogegen v. 17 spricht, noch auf die Zeit zwischen der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu, denn da gab es noch Vieles für die Jünger zu fragen, und diese Freude ward ihnen auch sehr bald wieder genommen. Auch kennt Johannes die Himmelfahrt des Lukas und Markus bekanntlich so wenig, als Matthäus. Ohne Zweifel dachten der erste und der letzte Evangelist, wie der Laien-Evangelist unserer Tage, der von Jesus singt:

„Er war im Himmel ewiglich im Geist,
„Er brauchte nicht gen Himmel erst zu fahren."

Eine ganz andere Art von Wiederkunft Christi scheint nun aber im letzten Capitel des johanneischen Evangeliums gelehrt zu sein, da hier dem Johannes selbst, wenn auch hinter seinem Rücken, von Jesus zugesichert wird, er solle bleiben bis zu seiner Wiederkunft. Die übrigen Jünger deuteten das, wie es in der Darstellung heißt, so, als ob Johannes nicht sterben solle, also ganz

apostolisch auf ein Kommen Jesu am Ende des αἰῶν οὗτος. Allein diese Meinung wird als eine voreilige, als eine zu bestimmte, zu apodiktische von dem Verfasser selbst gerügt, der, wenn er auch nicht der Evangelist war, was ziemlich feststeht, doch vielleicht die johanneische Auffassung der Wiederkunft zu der seinigen gemacht hatte. Vielleicht wurde an eine apokalyptische Parousie, wie die im Eingange der Offenbarung Johannis, vielleicht an diese selbst gedacht. Das μένειν ist auch so unbestimmt gelassen, wie das θέλω. Das 21ste Capitel scheint zu einer Zeit und in einer Gegend entstanden zu sein, wo man von dem Märtyrertode des Petrus Kunde empfangen hatte und nun über den Vorrang zwischen ihm und Johannes zu streiten anfing. Beide Jünger erscheinen schon im Evangelium selbst in einem gewissen Wetteifer neben einander. War jetzt Petrus bevorzugt worden darin, daß er dem Herrn im Kreuzestode gefolgt war, so konnte das Billigkeitsgefühl dagegen dem Johannes eine andere Auszeichnung zuerkennen, und so bildete sich die Sage, Johannes werde nicht sterben. Es ist Ueberlieferung, daß dieser ein sehr hohes Alter erreicht, ja das erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung überlebt habe.

Blicken wir nun auf die johanneische Parousie im Ganzen noch einmal zurück, so sehen wir den Apostel in die Erwartung und Hoffnung seines Zeitalters eingegangen, so weit, daß er selbst den Antichrist darin aufgenommen hat. Aber wie er diesen sogleich auf Verhältnisse der Wirklichkeit ausdeutet, so hindert ihn die Ungewißheit des Zeitpuncts und der Art der Parousie (1 Joh. 2, 2) doch nicht, Jesum als geistig gegenwärtigen festzuhalten. „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm! — „Wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann der Gott lieben, den er nicht sieht!" — „Wir wissen, daß wir vom Tode zum Leben übergegangen sind, weil wir die Brüder lieben." — „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat." — „Gott hat uns das ewige Leben gegeben und dieses Leben ist in seinem Sohne." — „Wir wissen, daß der Sohn Gottes gekommen ist und daß er uns den

Sinn zur Erkenntniß des wahren Gottes gegeben hat, und wir sind vereinigt mit dem wahren Gott durch seinen Sohn Jesus Christus." Nach solchen Bekentnissen hat die Parousie als sinnliche, leibhaftige Erscheinung keinen Sinn und keine Bedeutung mehr. — Die Offenbarung Johannis knüpft noch an die Hoffnung der Gemeinden auf die Wiederkunft Christi an. Worin diese aber bestehe, darüber empfangen jene sogleich Aufschluß durch die weltgeschichtlichen Gemälde, die er sich vor ihren Augen entrollen läßt. Es sind Kämpfe des christlichen Geistes mit der Welt, die jetzt im Ganzen überwunden werden soll, wie sie für sich der Apostel durch seinen Glauben überwunden hat. Alles Böse wird vernichtet, das Endliche verklärt vom Ewigen, das sich zum andern Male zur Welt niederläßt, nicht mehr als vergängliche, einzelne Erscheinung, sondern als neue Erde, gleichzeitig auch als neuer Himmel, eine Vorbedeutung unserer Zeit, die sich des orientalischen Himmels entledigt hat, Gott und Jesus endlich selbst nur Tempel des Geistes. — Das johanneische Evangelium sucht dagegen, was so zur Anschauung und Vorstellung gebracht worden, zum Begriff zu erheben. Gott soll erkannt, Vater und Sohn sollen als Geist in das Bewußtsein des Christen aufgenommen werden und so ihre Verherrlichung feiern. Dazu assistirt der historische Christus nur als erster Paraklet. Seine Wiederkunft ist das durch seinen Tod bedingte Hervortreten des andern, des bleibenden Parakleten. Erfüllt von diesem, hat der Christ den historischen Christus nichts mehr zu fragen, er hat diesen vielmehr einmal für immer in sich aufgenommen und stellt als Christ den Christ selbst dar.

Nach den Andeutungen der ersten Evangelien und der Lehre der übrigen Apostel ist es mehr als wahrscheinlich, daß Jesus nur dunkel und in Bildern von seiner Parousie gesprochen, daß er es der Fassungskraft seiner Jünger überlassen hat, wie tief, wie hoch sie seiner eigenen Anschauung der Zukunft folgen und sie zur ihrigen machen wollten, machen konnten. Unverarbeitet, wenn auch nicht durchgehend unverstanden, liegen bei Matthäus, Markus und Lukas die Aussprüche verschiedener Zeiten

in den verschiedensten Fassungsformen neben einander. Unerschöpft blieb der Gehalt der Lehre von der Parousie selbst einem Paulus. Es gehörte Seelenverwandschaft, es gehörte höhere Begabung und Weihe, ja endlich, wie zu Allem, was allmäliger Entwickelung bedarf, es gehörte Zeit dazu, um die Verheißungen des Meisters in ihren tiefsten Tiefen zu ergründen. Das apostolische Leben selbst und das der ersten Zeugen und Bekenner war das Object der Anschauung des Johannes, welches diesen zur Erkenntniß der geistigen Gegenwart Christi in seiner Gemeinde erhob. Diese Liebe, diese Glaubenstreue, diese Standhaftigkeit unter Bedrückungen und Verfolgungen, dieser Seelenfriede und diese Freudigkeit des Geistes selbst unter Todesmartern, der Eifer für Wahrhaftigkeit des Worts, für Lauterkeit des Wandels, die stete Vergegenwärtigung des Vorbildes Jesu, das Anhalten am Gebet und Brodbrechen, alle diese Tugenden und Anstrengungen, — so lange nur Frucht der Furcht und Hoffnung vor Strafen und auf Lohn, so lange nur Mittel und Weg zum Himmel, Sporn und Antrieb, sich des ewigen Lebens werth zu machen, — alle diese himmlisch-schöne, gottgleiche Selbstverleugnung wollte gesehen und selbst mitgenossen sein, bevor man in ihr den Himmel selbst voll Seligkeit und Leben erblicken konnte.

Aber freilich die Zeit allein thut und that es nicht. Andere sahen das alles auch und wurden dadurch in ihren sinnlichen Erwartungen nur noch mehr bestärkt. Männer, wie Paulus und Johannes, ohne die das Christenthum nie geworden sein würde, was es ist, erscheinen nicht in jedem Jahrhundert. Schon bei den apostolischen Vätern zeigt sich ein großer Rückfall. Sie wiegten sich in den Traum eines tausendjährigen goldenen Zeitalters ein, und dieser Traum ward ihnen länger als tausend Jahre nachgeträumt. Wir werden ihn kennen lernen, wenn wir zur Auferstehung kommen. Um dieser und des Gerichts willen blieb die Wiederkunft Christi allein für die Frommen von Interesse. Das, was sie selbst und ihre nächsten Freunde oder Feinde anging, wurde die Hauptsache, die Substanz der Lehre von den letzten Dingen, die Wiederkunft des Herrn aber und der jüngste

Tag nur die Accidentien dazu. Wo, wie in der alexandrinischen Schule, bei einigen Scholastikern und den Denkenden der neueren Zeit, Auferstehung und Gericht sich vergeistigten, da kam man auch auf die johanneische Auffassung der Parousie zurück. Die Masse dagegen erwartete, Jesum in den Wolken rückkehren zu sehen, und wie Viele hegen diese Hoffnung noch! Das Verständniß der orientalischen Bildersprache ward um so schwerer, um so seltener, je mehr jene Zeit und jenes Land in den Hintergrund traten vor den neuen Völkern, welche die Geschichte zu Vertretern der Angelegenheiten des Menschengeschlechts erkohren hatte und die von jetzt an handelnd in die Weltereignisse eingriffen. Mit ihren rohen Vorstellungen und Hoffnungen bildete und sicherte die Masse aber den Boden für die höhere und höchste Erfassung der Wahrheit. In Bezug auf diese also ward selbst der Wahn nicht nur unschädlich, sondern nützlich, bis daß die Zeit der Erkenntniß wiederkehrte mit der Zeit der Kunst, die in tausend Formen die Gegenwart des Göttlichen auf Erden bildnerisch zur Anschauung brachte.

Der sterbende Vater hatte seinen Kindern einen Schatz im Weinberge vermacht, aber das Wo? war ihm auf der Zunge erstorben, und mit diesem Worte er selbst. Die Kinder gruben Jahr aus und Jahr ein; doch, was sie suchten, fanden sie nicht. Aber sie fanden, was sie nicht suchten; fanden mehr und Edleres, als sie suchten, alljährlich eine Traubenfülle, wie sie nie zuvor der Weinberg getragen. Da wurden sie des Vermächtnisses erst recht inne. Dieser Schatz war ganz ihr eigen; denn er war die Frucht ihres Ringens, ihres Mühens und letztlich ihrer Einsicht.

Rühmen aber wir, die Fernstehenden, uns einer besseren Erkenntniß, als die sie hatten, welche den Ereignissen näher standen, einen Petrus und Paulus nicht ausgenommen: so bedenke man, daß wie im Gebirge oft die fernste Höhe alle vorliegenden beherrscht, es so auch in der geschichtlichen Entwickelung oft langer Zeit bedarf, um zu einem Puncte zu gelangen, der mit dem Anfangspunct in gleichem Verhältniß liegt.

III. Die Auferstehung.

Die Wiederkunft Christi ist nach der Lehre der Schrift und der Kirche die Bedingung der Auferstehung der Todten. Demgemäß bildet das Verständniß jener auch den Schlüssel zum Begriff dieser. Wir werden im Folgenden zunächst angeben, wie die Lehre von der Auferstehung an den Stifter des Christenthums gekommen ist, sodann entwickeln, was nach dem Zeugniß der Evangelien er selbst aus jenem Lehrartikel gemacht hat und welches die apostolische Auferstehungslehre ist. Hier nimmt dann der Apostel Paulus vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, zuerst in Rücksicht seines aus dem Pharisäismus mitgebrachten Auferstehungsglaubens, demnächst nach der Seite der Begründung dieses Glaubens durch die Thatsache der Auferstehung Jesu, endlich von Seiten der freieren Behandlung, die er sich in Bezug auf das vergangene, wie auf das zukünftige Ereigniß selbst erlaubt. Es wird sich uns zeigen, daß die neutestamentlichen Schriftsteller selbst den Gedanken einer allgemeinen leiblichen Auferstehung am Ende der Tage nicht festzuhalten und durchzuführen vermögen, daß vielmehr durch die Allegorie einerseits, wie auf der andern Seite durch die Annahme einer ersten und zweiten Auferstehung, wozwischen ein tausendjähriges Reich Christi mitten inneliegen soll, endlich durch die Beschränkung des Wunders der Auferweckung und Verwandlung auf die Zahl der auserwählten Gläubigen die ganze Vorstellung sich von selbst auflöst und zu der eines Gerichts über Lebendige und Todte fortschreitet, worin sie denn auch zunächst ihre Wahrheit, ihren nächsten Haltpunct hat.

Der Glaube an eine Wiederherstellung des ganzen Menschen nach seinem Tode ist, wenn schon kein altjüdischer und mosaischer, doch ein uralter und schon früh verbreiteter. Spuren desselben finden sich bei den Chinesen, bei tartarischen Völkern,

Kamschadalen und selbst Americanern, wie den Bewohnern Peru's, welche die Spanier baten, Todtengebeine nicht auseinander zu werfen, damit sie sich bei der Auferstehung leichter wieder zusammenfänden. Weitere Ausbildung fand nach den uns erhaltenen Nachrichten jener Glaube zuerst bei den alten Parsen, von denen er durch die Chaldäer während des babylonschen Exils zu den Juden gekommen zu sein scheint. Nach der Zend-Avesta ist es Sosiosch, Zoroaster's Sohn, welcher mit dem Geschäft der Todtenbelebung beauftragt wird. Die Einwürfe, welche Zoroaster selbst gegen die bloße Möglichkeit der Auferstehung macht, entkräftet Ormuzd mit einer Antwort, die der Rede Jehovah's beim Ezechiel sehr ähnlich lautet. „Ich lebe," spricht er, „und gebe Leben wieder. Sicher und gewiß sollen deine Augen einst durch Auferstehung Alles neu leben sehen. Gerippe sollen Sehnen und Adern bekommen" u. s. w. (Flügge, Geschichte des Glaubens an Unsterblichkeit II., S. 250 ff.).

Der reine Theokratismus der alten Hebräer ließ sich, wie wir schon früher (Th. I. S. 169 ff.) andeuteten, zum Unsterblichkeits- und Auferstehungsglauben nicht herab. Er hielt an der Gegenwart Gottes im jüdischen Volke fest und erwartete die Vollendung, die er in der Gegenwart vermißte, von der Zukunft dieses Volkes, namentlich von der Erscheinung des Messias. Die apokryphische Lehre der letztern zwei Jahrhunderte vor Christo führte erst Unsterblichkeit der Seele und Auferstehung des Leibes in's Judenthum ein und schloß eigentlich mit dem Dogma schon vor dem Auftreten Jesu ab. Allgemeine Aufnahme konnte dieses Dogma indeß nicht finden, da es mit dem Grundgedanken der mosaischen, ja der abrahamitischen Theokratie in zu auffallendem Widerspruch stand. Wir sehen daher im Zeitalter Jesu die jüdische Gemeinde in zwei Parteien zerspalten, wovon die kleinere, aber nach allen Anzeichen bedeutendere, an keine Auferstehung glaubte, während die andere daran desto fester hielt. Es sind dies die Secten der Pharisäer und Sadducäer. Wie der Masse, so der Denkweise nach, wurden die ersteren die der Wirksamkeit Jesu und vielleicht aller Messianität feindseligsten Gegner, wie sie

freilich von ihm selbst auch am schärfsten angegriffen wurden. Eine so große Kluft würde sich aber zwischen Jesus und den Pharisäern nicht von vorn herein gebildet haben, wenn sie dogmatisch auch nur in einem einzigen Glaubensartikel mit einander einig gewesen wären, was nach der gewöhnlichen theologischen Ansicht unserer Tage in Betreff der Auferstehung doch der Fall gewesen sein soll.

Sehen wir nun auch Jesum eben so wenig mit den Sadducäern gemeinsame Sache machen, so ist doch wenigstens für bestimmt anzunehmen, daß er sich mit dem Glaubens- und Lehrbegriff derselben wohl bekannt gemacht hatte, wenn er selbst den Beruf eines Religionslehrers von seiner messianischen Thätigkeit nicht ausschloß. Fand er nun den einseitigen Theokratismus der Sadducäer so ungenügend, als den crassen Sensualismus der Pharisäer und den abstracten Spiritualismus der Essäer widerwärtig und der Verwirklichung der Messias-Idee im Princip entgegengesetzt: so war ihm schon mittels dieser Gegensätze der Weg angedeutet zu dem höheren Standpuncte, der sich die Wahrheit der einen, wie der andern Auffassung anzueignen vermochte, ohne an den Verkehrtheiten beider Theorien Theil zu nehmen. So ist Jesus also auf dem höheren Standpuncte, auf welchem wir ihn im N. T. erblicken, abermal kein vom Himmel gefallener Meister, sondern ein gewordener, ein durch und durch historischer Christus, kein Gespenst und Doppelgänger (vgl. Strauß, Leben Jesu. 1835. I., S. 620).

Merkwürdiger Weise spricht sich Jesus in den drei ersten Evangelien, die doch im Vergleich zum Johannes von der neueren Kritik für die ursprünglicheren gehalten werden, nur ein einziges Mal über die Auferstehung im Zusammenhange aus, und zwar hier den Sadducäern gegenüber in einer Weise, welche von der der johanneischen Auferstehungslehre im Grunde wenig verschieden ist. Zwar hat Lukas für sich noch eine Stelle (Cap. 14, 4), in welcher einer ἀνάστασις τῶν δικαίων Erwähnung geschieht. Allein, wie sogleich der Zusammenhang zeigt, ist damit nichts gemeint, als das Gerchit und die Parousie Jesu selbst, jener Act

der Verwirklichung des Reiches Gottes, an welchem letzteren, wie wir aus dem hinzugefügten Gleichnisse erfahren, nicht ausschließlich die dazu berufenen höheren Entwickelungsstufen, sondern auch Arme, Krüppel, Lahme und Blinde Theil zu nehmen haben. Man soll darum, so lautet die Moral, diese Kleinen im Volk nicht verachten, sie nicht durch Freunde, Brüder, Verwandte und reiche Nachbarn verdrängt werden lassen (v. 14), sondern sich statt dieser lieber jener annehmen, für die es, wenn sie selbst nicht vergelten können, eben in der *ἀναστάσει τῶν δικαίων* Vergeltung geben werde.

Was nun aber die Hauptstelle der Synopse betrifft (Math. 22, 23-33; Mark. 12, 18-27; Luk. 20, 27-40), so ist dies eben die, welche wir bereits in Bezug auf individuelle Fortdauer überhaupt (Th. I., S. 202 u. 203) besprochen haben. Wir wollen nicht, was dort beigebracht worden, hier wiederholen. Unsere Auffassung der Worte Jesu ist aber noch dieselbe, wie vor zehn Jahren. Sie enthalten eine andere Auferstehungslehre, als die pharisäische; denn hätte Jesus hier an eine Wiederherstellung des Leibes gedacht und den Glauben daran bestätigen wollen, so gehörte zu einer solchen leiblichen Wiederherstellung des Menschen auch die seiner Geschlechtsverhältnisse, und die Frage der Sadducäer blieb dann eine berechtigte, von Jesus aber unerledigt gelassene. Zwar leugnet er die Auferstehung nicht schlechthin, er spricht von Auferstandenen und sagt, daß sie *ὡς ἄγγελοι* sein werden, gewiß nicht ohne Rücksicht auf die etwa mit anwesenden Pharisäer, da bekanntlich die Sadducäer auch an keine Engel glaubten (Ap. Gesch. 23, 8). Allein daß damit dem Pharisäerglauben kein Vorschub geschehen, daß diese *ὡς ἄγγελοι*, oder wie Lukas hat *ἰσάγγελοι*, nicht mehr bedeuten sollen, als sich mit dem reinen Mosaismus verträgt; daß überhaupt das, was Jesus unter Auferstehung und ewigem Leben versteht, dem Theokratismus des Pentateuch nicht widerspreche: dies darzuthun, weist er zum Schluß seiner Antwort — und dieser geht offenbar die Sadducäer allein an — auf den mosaischen Begriff Gottes zurück, als des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs. Für Gott,

folgert er, giebt es keine Todte; ihm leben sie alle (πάντες γὰρ αὐτῷ ζῶσιν Luc. v. 38); von Abraham, Isaac und Jakob müßt ihr das zugestehen, weil, wenn diese Erzväter sich nicht noch als wirkende und damit als lebende bethätigten, es Gottes unwürdig wäre, ihn nach jenen zu benennen, da er kein Gott der Todten, sondern der Lebenden ist und sein soll; für alle sonst Verstorbenen aber folgt dann dasselbe, wenn einmal unser Gott nicht Gott der Todten ist, sondern alle für ihn leben.

Wir wollen es nicht bei dieser einfachen Explication der Stelle, da sie die einzige synoptische ist und von jeder Partei nach ihrem Interesse gedeutet wird, bewenden lassen. Für uns ergiebt sich freilich nichts Anderes daraus, als daß Jesus ein Fortleben in der Geschichte — und zwar nicht sowohl der geschriebenen oder gedruckten, als der fortwährend gelebten, — ein Auferstehn im Bewußtsein der Nachwelt, ein ewiges Mitwirken im Wirken der Gesammtheit, im Wirken Gottes selbst, vermöge der von Jedem bei Leibes Leben offenbarten Selbstbethätigung, gemeint hat. Andere aber, welche sich in die paulinische, oder bonnet'sche, oder burnet'sche, oder priestleysche, oder kantische Auferstehungs- und Unsterblichkeits-Theorie hineingelebt haben und unauflöslich damit zusammengewachsen sind, werden sich nicht von dem Gedanken trennen können, daß Jesus, dieser aufgeklärte Weltweise, oder dieser zur Erleuchtung und Erlösung der Menschheit in die Welt gesandte Sohn Gottes, die Sache anders gefaßt haben sollte, als sie selbst, oder als die großen Männer, auf welche sie sich stützen. Vermögen wir diese nicht vom Gegentheil zu überzeugen und so auf unsere Seite herüber zu nöthigen, so sollen sie uns wenigstens zugestehen, daß die in Rede stehende Stelle nicht nur nichts enthält, was unserer Ueberzeugung widerspricht, sondern auch ganz und gar nichts, was die ihrige rechtfertigt oder nur begünstigt.

Wollte Jesus für sich oder im Sinne der darstellenden Evangelisten nicht eine Auffassung von der Auferstehung und dem ewigen Leben geben, wie sie sich mit dem Grundgedanken der mosaischen Theokratie von einer Vollendung im Diesseits vertrug:

so sind drei andere Fälle möglich. Nämlich entweder theilte er den pharisäischen Auferstehungsglauben, mit der weiteren Bestimmung vielleicht, daß, wie es Erwartung seiner Zeit war, der Messias die Todten auferwecken werde und daß er dieser Messias selbst sei. Oder er glaubte an keine Wiederherstellung des Leibes, wohl aber ein Fortleben der Seele, etwa wie die Essäer, wie Philo und der Verfasser des Buchs der Weisheit, und wies dann aus diesem Grunde nur die Vexierfrage der Sadducäer zurück. Oder endlich er glaubte von dem Allen nichts, sondern war ganz und gar mit den Sadducäern einverstanden. Auf keinen dieser drei Fälle paßt, wie wir sehen, die Antwort, welche er den Sadducäern giebt.

Im ersteren Falle mußte er, wenn ihm die Auferstehung des Fleisches Ernst war und seine Ansichten, seine Lehren und Weissagungen, ja seine Pläne rücksichtlich der Vollendung des Gottesreiches daran ihren Halt hatten, vor den Sadducäern unbedingt den Pharisäern Gerechtigkeit und Ehre widerfahren lassen, wenn immer diese letzteren seine bittersten Gegner waren. Nicht durch die Blume — *ὡς ἄγγελοι, ἰσάγγελοι, ὁ θεὸς οὐκ ἔστι θεὸς νεκρῶν* — mußte er sich ihnen nähern, nicht durch Deutungen und Folgerungen für Moses noch die Auferstehungslehre zu retten suchen, sondern offen bekennen: „Die Pharisäer haben Recht, wenn sie an eine leibliche Auferstehung glauben; nur darin irren sie, daß sie wähnen, die Geschlechtstheile werden wieder hergestellt und demgemäß die irdischen Familienverhältnisse erneuert werden. Wenn ihr behauptet, Moses habe keine Auferstehung gelehrt, so kennt ihr zwar die Schrift, nicht aber die Kraft Gottes. Ich sage euch: die Todten werden wieder auferweckt werden, und ich selbst — ich, der Messias — werde sie wieder auferwecken.“ Und nun mußten Erörterungen folgen über das Wie? und Wo? und Wann? wie wir sie im johanneischen Evangelium in allegorisirenden Wendungen bei Veranlassungen finden, wozu sie oftmals gar nicht, oder sehr gezwungen hinpassen. Hier, vor den Sadducäern konnten die Worte „*Καὶ ἐγὼ ἀναστήσω αὐτὸν ἐν τῇ ἐσχάτῃ ἡμέρᾳ*“ nicht

oft genug wiederholt werden, während dort, wo ihre eigentliche Bedeutung zur uneigentlichen aufgelöst werden soll, es vollkommen genügte, sie einmal ausgesprochen zu haben.

Glaubte Jesus aber nur an ein unsterbliches Leben der Seele, unabhängig vom Leibe, und bezweifelte oder leugnete er dagegen die Wiederherstellung des letzteren, wie die rationalistische Theologie unserer Tage es will, dann hätte er auf die leichteste Weise den Gegensatz zwischen Pharisäismus und Sadducäismus vermitteln können, wenn er ihnen sagte: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist:" „Es giebt keine ewige Dauer des einzelnen Menschen!" „Ich aber sage euch, daß, wenn der ganze Mensch nicht zum Leben erhalten wird, auch nicht der ganze Mensch dem Tode verfällt, sondern sein besseres Theil, seine Seele, zum ewigen Leben bei Gott erkohren ist. So haben die Recht, welche sagen: „Es ist keine Auferstehung! „denn der Leib steht nicht aus dem Grabe wieder auf; aber auch die irren nicht, welche behaupten, der Mensch werde nicht im Grabe bleiben, denn seine Seele vergeht nicht. Weil Seelen und keine Leiber, darum werden in der Auferstehung die Menschen weder freien, noch sich freien lassen."

Galt ihm endlich die geschichtliche Fortdauer des individuellen Lebens nichts; war ihm im Bewußtsein oder vielmehr in dem Leben der Nachwelt mit fortleben so viel, als gar nicht leben: dann freilich hätte er auch nicht einmal den Schein einer Abweichung von der sadducäischen Ansicht erwecken dürfen; dann handelte er unaufrichtig, wenn er auch nur dem Namen nach sich dem Auferstehungsglauben anschloß; dann war es Mißbrauch des Namens Gottes, ihn zum Beweise dessen, was nicht bewiesen werden konnte, heranzuziehen; kurz Jesus hätte Pharisäern und Sadducäern gegenüber als Heuchler dagestanden.

Dagegen nun — was thut er? — Er schließt sich scheinbar nur den Pharisäern an, spricht von einer Auferstehung, die aber nicht die ihrige, die auch kein bloßes Seelenleben ist, wie das der Essäer; deutet auf ein Auferwecktwerden in der Geschichte, — ἐγείρονται bei Markus und Lukas das Präsens,

nicht das Futurum, bei Matthäus präsential περὶ δὲ τῆς ἀναστάσεως; — erläutert und bestätigt dies mit dem Beispiele Abrahams, Isaaks und Jakobs, die mit ihrem Gotte nicht nur im Munde des Volks sondern im Bewußtsein, im Herzen, in Sitte und Gesetz, in allen Lebenseinrichtungen und Handlungen der Juden fortleben, und schlägt also die Gegner mit ihren eigenen, mit ihren stärksten Waffen, mit dem Grundgedanken des Pentateuchs. Daß Gott nur der Lebenden Gott sei, daß also die, deren Gott er genannt wird, in einem höheren Sinne noch leben, ist ein Beweis ad hominem, daß für Gott demnach alle Todte leben müssen, eine unabweisliche Folge davon. Das war eine Anwendung der mosaischen Lehre, der die Sadducäer nicht gewachsen waren, weil sie weder die Schrift, noch die Macht Gottes verstanden; das eine Auffassung der Auferstehung, welche auch die Gegner respectirten, so daß sie ihn hinfort nichts mehr zu fragen wagten; das endlich eine Abfertigung, welche die umherstehende Menge mit Staunen erfüllte, während sie den Gelehrten darunter lauten Beifall entlockte.

Auf Mittheilung dieser einen Erklärung Jesu beschränkt sich die Auferstehungslehre der drei ersten Evangelien. Nichts von der Art der Wiederbelebung, nichts vom Ruf und der Posaune Christi am jüngsten Tage, nichts von der Rangordnung der Auferstandenen und Verklärten, nichts von Verwandlung und Ueberzogenwerden der Lebenden, keine erste, keine zweite Auferstehung, kein Zusammenhang mit dem eigenen Auferwecktwerden Jesu nach dem Kreuzestode, noch mit der daran geknüpften Auferstehung längst verstorbener Heiligen, nichts von allem dem, was St. Paulus uns bewiesen, und worin nach seiner Weise die guten Väter der Kirche fortgeschritten und stark geworden sind, nichts von allem dem weder im Gleichniß, noch in einfacher Lehre bei unseren schlichten Synopten! Anders dagegen, viel anders wiederum im Evangelium Johannis! —

Dem vierten Evangelisten scheint es nicht sowohl Gewohnheit, als vielmehr Grundsatz zu sein, gerade die derbsten Lehrstücke der jüdischen Christologie, welche von seinen drei Vormännern entweder ganz

mit Stillschweigen übergangen, oder nur leise berührt, oder in dunklen Bildern und orientalischen Verhüllungen unbefangen oder selbst gedankenlos wiedergegeben werden, recht an's Licht zu ziehen, sie mit dem wahren Namen zu nennen und sich recht ausführlich und weitläuftig darüber auszulassen, gleich als wollte er ihnen erst das neutestamentliche Siegel aufdrücken, während wir unter seinen Händen sich alles dies verwandeln sehen; wie das Wasser in Wein auf der Kanaischen Hochzeit, das erste Wunder bekanntlich, welches er von Jesus berichtet und das er sich selbst für die Behandlung alles Wunderbaren zum leitenden Fingerzeig genommen zu haben scheint. Auf einem solchen Verfahren haben wir ihn betroffen bei der Lehre vom jüngsten Tage, der Wiederkunft und der Verherrlichung Christi, und nicht anders sehen wir ihn jetzt mit der Auferstehungslehre umgehen. Sofern nun das Eigenthümliche des neuen Bundes Erfüllung der Weissagung und Vorbedeutung des alten ist, mag man zu diesem letzteren auch noch alle Wunder und prophetischen Lehrstücke des neuen rechnen und in dem dogmatischen Nachweis ihrer Erfüllung vom Geiste, also im Nachweise ihrer eigentlichen Bestimmung und wahren Bedeutung, erst das neutestamentliche Siegel erblicken.

Sämmtliche hierher gehörende Stellen (Joh. 5., 21 — 29. ff.; 6, 39 und 40, 44 u. 54; 11, 24 — 27) sind im ersten Theil unserer Kritik (S. 209 bis 213) bereits in Betracht gekommen und im Vorigen, bei der Lehre vom jüngsten Tage im Allgemeinen, zum Theil von Neuem ausführlich erörtert worden, weshalb wir hier nur bei der letzteren, der Auferweckung des Lazarus noch etwas länger verweilen wollen. Was die beiden ersteren Stellen anbetrifft, so erinnern wir uns nur, daß es johanneische Lehre Christi ist, Auferweckung und Gericht ungetrennt und Beides als eine — geistiger und gegenwärtiger Weise durch die ganze Erscheinung Christi zu Tage kommende — Sonderung der Guten und Bösen, der Gläubigen und Ungläubigen, der Seligen und Verdammten zu fassen. Vor der Erscheinung Christi wissen die Menschen von ihm nichts oder, was sie wissen, wissen sie nicht auf die rechte Weise, darum sind sie Todte. Nun aber kommt

Christus und macht lebendig, welche er will. Die, welche seine Stimme hören, erwachen, und zwar die Gläubigen zum Leben, die Ungläubigen zur Verdammniß (5, 21 ff.). Das Hören seiner Stimme, als gläubige Annahme nicht nur seiner Worte, sondern seines Wirkens, seines Geistes, seines ganzen Lebens, schließt das ewige Leben schon in sich und führt jüngsten Tag und Auferweckung bereits als Voraussetzung seiner selbst mit sich (6, 39 ff.). An dies Ergebniß uns erinnernd, werden wir, was Johannes zur Auferweckung des Lazarus beibringt, um so leichter verstehen, und den Evangelisten auch hier mit sich selbst in Uebereinstimmung finden.

Es ist nun nicht meine Absicht, das Wie? der wunderbaren Auferweckung Lazari aufzuklären oder zu untersuchen. Aber darüber wollen wir uns doch ein für alle Mal verständigen, wofür wir die Wundererzählungen des Johannes überhaupt zu halten haben. Am Schlusse seines Evangeliums (20, 31) giebt er als Zweck der von ihm mitgetheilten Wundererzählungen, die er selbst nur für eine Auswahl aus einer großen Menge erklärt, ganz offen den an, seine Leser sollen glauben, daß Jesus der Messias sei, der Sohn Gottes, und sollen durch diesen Glauben das Leben in seinem Namen haben. Nun zeigt aber die ganze Darstellung, daß er einen Leserkreis von sehr verschiedenen Bedürfnissen und Fähigkeiten voraussetzt, nicht jene armen palästinensischen Judenchristen, wie sie sich unmittelbar nach den Tagen Jesu zu einer christlichen Gemeinde in Jerusalem zusammenfanden, sondern eine gemischte Gesellschaft, in der die höchsten Bildungsstufen ihre Vertreter hatten, aber eben so auch die niederen und niedersten. Diesen gelten die Wunder, jenen die Ausdeutung und Benutzung derselben. So hat er Vieles, was den übrigen Evangelisten fehlt, aber wenig, was sich mit jenen nicht vertrüge. Fast überall läßt sich bei den drei ersten eine Erzählung, ein Gleichniß, ein Ausspruch, ein Wort nachweisen, was die Geisteseinheit des vierten mit ihnen beweist, wie dies denn auch in der Antwort, die Jesus der Martha ertheilt, keinesweges fehlt.

Wir nehmen also das Wunder der Auferweckung des

Lazarus einstweilen als geschehen an, wir bestreiten nicht, daß Johannes ein Wunder erzählen will und unterlassen daher auch jeden Versuch, es natürlich oder übernatürlich zu erklären. Aber wir nehmen als Verwandte des johanneischen Geistes und als vertraut mit seiner Darstellungsweise uns die Freiheit, das Wunder selbst, wie sehr es in die Breite geht, hier für das Untergeordnete zu halten, dagegen die wenigen Worte, die Jesus vor dem Auferweckungsgeschäft mit der Martha wechselt, als die Hauptsache zu betrachten, weil wir in ihnen das Glaubensbekenntniß Jesu rücksichtlich der allgemeinen Auferstehung am jüngsten Tage niedergelegt erkennen.

War Lazarus wahrhaft und wirklich todt, so daß sein Leichnam bereits Verwesungsdünste verbreitete, theilte dagegen Jesus die Ueberzeugung der Martha, daß der Verstorbene am jüngsten Tage wieder auferstehen werde, so behaupte ich, daß er ihn nicht jetzt auferweckt haben würde, nicht auferwecken durfte, wenn ihm an Achtung und Anerkennung seiner messianischen Würde, ja an seiner Würde als Religionslehrer, ich will noch nicht sagen Religionsstifter, gelegen war. Jesus läßt hier (v. 4, 14 u. 15, 40 und 42) anscheinend seinen Freund absichtlich sterben oder von Gott getödtet werden, zur Verherrlichung des Vaters durch den Sohn, damit die, welche Zeugen der Wiedererweckung des Lazarus sind, besonders aber die Jünger im Glauben befestigt werden sollen. Wäre nun Johannes selbst nur dieser Ansicht gewesen, so hätte er durch seine Darstellung Jesum für den denkenden Geist eben nicht sehr verherrlicht, im Gegentheil ihn vielmehr tief herabgesetzt. Was wäre denn das für ein Messias gewesen, zu dessen Beglaubigung Menschen, und noch dazu seine geliebtesten Freunde vererperimentirt werden mußten, damit andere, und zwar abermal seine nächsten Freunde, die auf würdigere und zweckentsprechendere Weise zur Ueberzeugung geführt werden konnten, oder dazu schon gelangt waren, Glauben an seine göttliche Sendung und Bestimmung gewönnen?! — Ein Messias, der im sittlichen Handeln des Menschen Werth erkennt, der in dem Verein solcher Menschen, in ihrem Zusammen-

schluß gegen Andersdenkende und Andershandelnde das Reich Gottes auf Erden erblickt, welcher den Feinden der Wahrheit die Wahrheit sagt und lieber den bittersten und schmachvollsten Tod leidet, ehe er ihnen gegenüber ein Wort dieser Wahrheit unterdrückt oder zurücknimmt, ein solcher sollte sich hier dazu verstanden haben, ein Schauspiel aufzuführen, mit dem Leben eines Busenfreundes zu spielen, nur damit die übrigen Freunde, schon Glieder des beginnenden Gottesreiches, glauben möchten, er sei der Gute, der Große, der Einzige??! — Oder ein Messias, dem es felsenfeste Gewißheit war, daß ihm bestimmt worden, an Ende der Tage — einem ihm nicht fernen Ziel — wiederzukehren, die Todten zu erwecken, und über Erstandene und Lebende Gericht zu halten, um die Guten dem Himmel, die Bösen der Hölle zu überweisen, ein solcher sollte es am Ziele seines irdischen Wallens sich selbst noch gestattet haben, mit Tod und Leben Kurzweil zu treiben, gewissermaßen seinen Auferweckungs-Beruf in einer Versuchsrolle zu prüfen, privatim ein Präludium des bevorstehenden großen Drama im engen Freundeskreise zum Besten zu geben?! — Ein Freund, der erst den Freund krank liegen läßt, weil er weiß, die Krankheit wird nicht zum Tode sein; der ihn sodann Todesqualen erdulden läßt, und nachdem er den Tod endlich überstanden hat, darüber froh ist; Beides, weil er schon voraus weiß, wie Alles kommen und daß es nur zu seiner und seines Vaters Ehre enden wird; der dann aber wieder, wie ein Mädchen, das heute über ein verlornes Gut lacht und morgen darüber weint, vor seiner geistvollen Maria und zum zweiten Male am Grabe vor allen Zeugen Thränen fließen läßt; — ist das der Mann, der gekommen ist, eine Welt zu erlösen? Darf dieser Glauben, Vertrauen, Liebe fordern von Freund und Feind? ist dies das Musterbild, dem nachfolgen sollen alle Geschlechter und Völker auf Erden?

Nein, theurer Jesus, der warst, der bist du nicht! So viel Lüge und Verstellung bei so viel Edelmuth und Hoheit hat die Erde nicht getragen. Du konntest dich zum Zeichen und Wunderthun herablassen, aber nicht zur Menschenquälerei aus Gauke-

lei. Aus wie niederen Kreisen du auch Zeugen deines Thuns zu dir heranließest, so großer Thor, so träges Herzens war wohl keiner, um dich mit Heiligenscheinen dieser Art zu krönen, die tiefer, als der Dornenkranz, dir Haupt und Wangen röthen mußten; so konnte keiner das Gottgepräge deines Bilds verrenken, und meinen, dich und Gott damit zu ehren. Und dein Johannes sollte das gethan haben, den du an deine Brust zogst, um ihm zu vertrauen, was sonst keinem, der den kühnsten Flügen deines Geistes folgte, und der am treusten die Tiefen deines Herzens uns erschloß, der sollte so dich, einen Ecce homo! für Jahrtausende, zur Schau gestellt haben?

Die johanneische Verherrlichung des Meisters liegt nicht im Frohsinn Jesu, nicht in dessen Thränen, noch in den Grab- und Schweißtüchern, mit welchen gebunden der Erweckte aus dem Grabe hervorging, sondern diese δόξα liegt in den Worten, mit welchen er dem pharisäischen Auferstehungsglauben der Martha begegnet (v. 25 u. 26): „Ich bin die Auferstehung und das Leben! Wer an mich glaubt, wird, wenn er auch gestorben, leben, und jeder, wer da lebt und an mich glaubt, wird nimmer sterben.“ Das ist die stetig wiederkehrende johanneische Anthropologie, Christologie und Theologie, daß das physische Leben an sich keinen Werth hat und im Verhältniß zum pneumatischen etwas Untergeordnetes bleibt, daß jenes aber — die ζωὴ αἰώνιος, worin göttliches und menschliches Leben eins sind — nur aus dem Glauben an Christus und der damit verbundenen Aneignung des Lebens Christi hervorgeht. Diese johanneische ζωὴ αἰώνιος macht die leibliche Auferstehung, wie die individuelle Fortdauer, nicht nur überflüssig und unnöthig, sondern, wie wir bei seiner Theorie von der Wiederkunft bereits gesehen haben, ganz unmöglich. Schon deshalb kann im Sinne des Darstellenden hier nicht die Lehre einer Auferstehung des Fleisches am jüngsten Tage Jesu in den Mund gelegt sein. Eine solche Lehre widerspräche in unserer Stelle auch ganz und gar dem Zusammenhange. Wenn die Worte: „Ich bin die Auferstehung u. s. w. nichts heißen sollten, als mir kommt das Amt

der Todtenauferweckung zu, weil ich Messias bin; so paßten sie sehr schlecht zu dem, was vorangeht und nachfolgt. Martha bezweifelt, wie wir aus v. 27 ersehen, so wenig die Messianität Jesu, als die Auferstehung ihres Bruders am jüngsten Tage. Wollte Jesus sie damit trösten, daß er ihr erklärte, er sei im Stande und bereit, ihren Bruder sogleich wieder lebendig zu machen, so mußte er sich anderer Ausdrücke gegen sie bedienen, etwa: „O du, Kleingläubige! Vermag der, welchem der Vater über ewiges Leben und ewigen Tod Macht gegeben hat, nicht auch die Pforten des zeitlichen Todes zu sprengen?" So aber spricht Jesus nicht. Das Bereich seiner Macht wohl erkennend und noch kein Urtheil fällend, bevor er den Lazarus gesehen, weist er auf ein höheres Gebiet hinüber, auf seine höchste messianische Bedeutung für die Welt. Darin liegt zugleich die Erklärung, daß ich nicht sage Entschuldigung, weshalb er nicht früher nach Bethanien gekommen. Diese Allgemeinheit, in der er sich hier behauptet, läßt einerseits die Hoffnung offen, den Todten bald wieder in's Leben zurückkehren zu sehen; andererseits aber sollte, wenn die Wiederbelebung sich unmöglich zeigte, keine überschwängliche, falsche Hoffnung damit angeregt worden sein. Das ist die Art nicht nur des johanneischen, sondern des evangelischen Jesus, im höchsten Selbstgefühle der Größe seiner messianischen Bedeutung sich selbst zu bescheiden, wo es sich um Bedürfnisse und Angelegenheiten des physischen Lebens handelt, denen er nicht abhelfen kann oder will. So antwortet er dem Versucher, der ihm ansinnt, aus Steinen Brod zu machen: „Der Mensch lebt nicht von Brod allein, sondern von jedem Gebot, das aus dem Munde Gottes kommt." So speist er selbst mit wenigen Broden Tausende. So würde er, wenn die Auferweckung des Begrabenen außer seiner Macht gelegen, dessen Schwestern mit dem Gebot und Worte Gottes allein wieder aufgerichtet haben; nicht mit dem Verweis, auf Wiederbelebung am jüngsten Tage. Der Glaube an eine solche wird nicht gerechtfertigt durch das, was Jesus thut, noch durch das, was er spricht.

Sehen wir aber nun die Worte im Einzelnen an, so scheint es doch, als solle sogleich mit dem ersten derselben etwas ganz

Außerordentliches gesagt sein. Wenn Jesus sich selbst die Auferstehung und das Leben nennt, soll denn das nicht eben heißen, daß ihm alle Macht über Leben und Tod gegeben worden, daß er Macht habe, den Todten sogleich wieder in's Leben zurückzurufen, und ebenso ihn mit andern am jüngsten Tage aufzuerwecken? Martha hat doch wohl nur darin gefehlt, daß ihr Glaube an den Herrn nicht so stark war, ihm sogleich das Unmöglichscheinende zuzutrauen, oder daß sie ihrem Bekenntniß, er werde am jüngsten Tage auferstehen, nicht noch hinzufügte: „Durch die Dir von Gott verliehene Macht, Herr, der Du der Messias bist." Wir haben nicht nöthig, zur Erklärung der Worte Jesu das schwankende Bekenntniß der Martha zu Hülfe zu nehmen. Die Rede Jesu erklärt sich durch sich selbst. Er selbst giebt Aufschluß darüber, warum er sich die Auferstehung und das Leben nennt, indem er hinzufügt, wer an ihn glaube, werde leben, wenn er auch gestorben, und jeder Lebende, der an ihn glaube, werde gar niemals sterben. Hier ist die deutlichste Entgegensetzung des pneumatischen Lebens gegen das physische. Wer im Glauben an Jesus gestorben, ist eben nur physisch, zwar leiblich, aber nicht wesentlich und wahrhaft todt; er lebt in und mit Christus in dessen weltüberwindendem Reiche fort; und wer im Glauben an Jesus lebt, der wird nie wesentlich und wahrhaft sterben; denn in diesem christlichen Leben hört der physische Tod auf, Tod zu sein, er ist nur Uebergang zum vollen, individualitätslosen, ewigen Gottesleben im weltbesiegenden, weltumbildenden, weltgestaltenden Reich des Geistes.

So viel muß mindestens in den Worten liegen: „Ich bin die Auferstehung und das Leben!" weil so viel in dem nachfolgenden erklärenden Zusatz enthalten ist. Aber in jenen ersteren liegt allerdings nun noch mehr, liegt noch etwas der Person Jesu Christi allein Angehöriges, da diese Worte in dem erklärenden Zusatz nur nach der einen Seite in Anwendung kommen, nach welcher sie sich auf die Gläubigen beziehen, nicht aber nach ihrer andern und ersten in Bezug auf die messianische Bedeutung Jesu. Der johanneische Jesus liebt es auch sonst, seine Thätigkeit, seine

Bestimmung und seinen Beruf sich selbst (se ipsum) zu nennen, wie wenn er sagt: Ich bin die Thür, der gute Hirt, der Weinstock, der Weg, die Wahrheit, das Leben; so hier: Ich bin die Auferstehung. Bekanntlich sind *ἀνάστασις* und *ἀνίστημι* im Hellenistischen sehr vieldeutig und können je nach dem Zusammenhang sogar entgegengesetzte Bestimmungen ausdrücken, wie aufbauen und zerstören, zum Stehen und zum Fallen bringen u. s. f. Wir wollen in unserer Stelle zunächst an der Bedeutung festhalten, die durch den Zusammenhang vorgezeichnet ist; danach „ich bin die Auferstehung zum Leben" oder schlechthin „ich selbst bin die Auferstehung und das Leben" dergestalt, daß, wer mich hat, auch Leben und Auferstehung hat, keine andere Auferstehung und kein anderes Leben mehr gebraucht; nicht: „durch mich kommt man zur Auferstehung und zum Leben," das wäre zu wenig gesagt, sondern: „durch mich gelangt man dahin, wohin man nach jüdischem Glauben durch Auferstehung und Leben gelangt, also zu Gott, zum ewigen Leben." Selbst in diesem Sinne deuten demnach die Worte nicht auf ein Wiederhergestelltwerden des Leibes, sondern sie schließen dasselbe sogar aus, indem sie etwas Höheres und Besseres an dessen Stelle setzen: die Ewigkeit und das Leben Gottes.

Der Gedanke, Jesum selbst die *ἀνάστασις* sein zu lassen, ist nun aber unserem Evangelisten nicht eigenthümlich; wir finden diese Bezeichnungsweise seiner Messianität vielmehr zuerst bei Lukas im Evangelium infantiae, wo (2, 34) der greise Simeon von dem Jesus-Kinde weissagt: „*Ἰδοὺ, οὗτος κεῖται εἰς πτῶσιν καὶ ἀνάστασιν πολλῶν ἐν τῷ Ἰσραήλ.*" Daß hier nicht *ἀνάστασις* die Auferstehung im kirchlichen Sinne, auch nicht einmal im allegorischen, bedeuten soll, lehrt theils die Zusammenstellung mit *πτῶσις*, theils der Wortlaut der alttestamentlichen Stelle, auf welche der Redende Bezug zu nehmen scheint (Jes. 8, 14). Demgemäß läßt Lukas den Simeon nichts weiter sagen, als: dieser wird ein Stein des Anstoßes sein für Viele in Israel, ein Prüfstein, an welchem offenbar werden soll, wer richtig vor sich wandelt und wer auf falschen Wegen umherirrt. Die Stelle des

Lukas scheint nun aber unserem Johannes oder seinem Jesus nach Sinn und Wortlaut hier vorgeschwebt und der Erörterung der Auferweckungsthätigkeit zum leitenden Text gedient zu haben. Die ἀνάστασις des Lukas haben wir im 25sten Verse, die πτῶσις aber als προςκόπτειν v. 9 u. 10; wie denn die LXX. in der angeführten Stelle dafür den λίθος προςκόμματος haben. Ist nun diese durch πτῶσις und ἀνάστασις bezeichnete prüfende, läuternde, richterliche Thätigkeit Jesu in unserer Stelle eine Form, die höhere Berufsthätigkeit des Messias überhaupt auszudrücken: so hat Jesus diesen seinen messianischen Beruf nicht erst im Gespräch mit Martha, sondern schon vorher im Wortwechsel mit seinen Jüngern gegen Krankenheilung und physische Todtenbelebung in Vorzug gestellt. Denn als seine Jünger ihn von der Reise nach Judaea abzubringen suchen, ihn daran erinnernd, daß man ihn dort habe steinigen wollen, erwiedert er ihnen: „Hat der Tag nicht 12 Stunden? Wer am Tage wandelt, der stößt sich nicht (οὐ προςκόπτει), denn er sieht das Licht der Welt; wer aber des Nachts wandelt, der stößt sich, denn das Licht ist nicht da. Damit ist ihnen dann eröffnet, daß Jesus nach seinem Beruf wirken wolle, so lange er noch zu leben habe, daß dieser Beruf aber ihn auch den Tod nicht scheuen heiße, wo derselbe nicht zu vermeiden sei. Danach dürfen wir dann annehmen, daß er in diesem Beruf auch jenseit des Jordans, wo er sich eben befand (10, 40 u. 41), nicht müßig gewesen sei. Hieran erinnert die ἀνάστασις von Neuem, für die er sich gegen Martha (v. 25) erklärt, und also gab die vielsagende Antwort auch neben Anderem Aufschluß darüber, daß er nicht früher gekommen, daß er Lazarus mehrere Tage anscheinend vernachlässigt habe. Der Zusatz ἡ ζωή spricht aber allerdings dafür, bei der ἀνάστασις als Gegensatz zur πτῶσις nicht stehen zu bleiben, sondern sie (mittels ihrer Bedeutung physischer Wiederbelebung) in dem höheren messianischen Sinne der Ertheilung göttlichen und ewigen Lebens zu fassen.

Stellen wir nun die Ergebnisse unserer Untersuchung zusammen, so zeigt sich, daß die evangelische Auferstehungslehre

nicht die pharisäische, überhaupt keine jüdische in dem Sinne ist, daß der Messias etwa an der Wiederherstellung des physischen Lebens festgehalten und die Auferweckung der Todten in diesem Sinne am Ende des αἰὼν οὗτος für seinen Beruf erkannt hätte. Im Gegentheil, er mußte diese auf ein Jenseits berechnete Auferstehung verleugnen, wenn er auch nur politisch als Messias des Diesseits Anerkennung suchte; er mußte sie von sich weisen, wenn er mit der Grundlehre der alten Theokratie in Uebereinstimmung bleiben wollte; er mußte sie von seiner Religionslehre ausschließen, wenn es ihm um Anerkennung und Begriff eines höheren Geisteslebens zu thun war, welches vom Leben Gottes selbst nicht verschieden sein und wozu sein Leben und Sterben nur Vorgang, Bedingung und Muster sein sollte. Die Auferweckung, die Jesus anerkennt, ist die von Wiederkunft, Verherrlichung und Gericht nicht getrennte Sichtung des lebenvollen Geistes vom Tode des Naturlebens und der sündigen Selbstsucht, die Raum und Zeit, Leib und Seele, Stoff und Form aufhebende und zu rein ideellem Wirken verklärende Macht der geschichtlichen Selbstbethätigung seines Geistes. Diese seine Macht, wenn selbst ihm nicht in ihrem ganzen Umfange bewußt, noch deutlich von ihm ausgesprochen, ist darum doch von ihm nicht unbegriffen geblieben. Sie war in und mit der Messias-Idee schon gegeben; sie wurde von ihm aufgenommen und zur Anwendung gebracht, nach rückwärts selbst auf die Erzväter, die er und mit welchen er alle Todte in ihrem Gott fortlebend erkannte; nach der Seite der Zukunft aber, indem er sich selbst die Auferstehung nannte und damit einmal für immer alle andere Auferstehung aufhob.

In den neutestamentlichen Briefen findet sich, außer den paulinischen und dem Hebräerbriefe, die Auferstehung nicht ausdrücklich gelehrt. Für den Apostel Johannes, der an seinem Christus im Gemüth genug hat, der in seiner Liebe Gott selbst umfaßt und es als Folge, Wirkung oder in der Sache liegende Nothwendigkeit betrachtet, daß, wer die Brüder liebt, bereits vom Tode zum Leben übergegangen sei, (1 Joh. 3, 14) für einen solchen Geist hatte Wiederherstellung leiblichen Lebens keine

Bedeutung mehr. Er selbst ist der praktische Beleg für die Theorie des johanneischen Evangeliums. Hält er gleichwohl mit allen Aposteln daran fest, daß das Ende der Welt und die Wiederkunft Christi sehr nahe sei, so legt er doch darauf so wenig Gewicht, drückt sich so einfach und bescheiden darüber aus, wie keiner von den übrigen. „Jetzt sind wir Gottes Kinder," sagt er (Cap. 3, 2), „und es ist noch nicht offenbart worden, was wir sein werden; wir wissen aber, daß, wenn es offenbart sein wird, wir ihm gleich sein, wir ihn sehen werden, wie er ist." Er bleibt, wie schon früher angedeutet, hierbei nicht stehen, sondern überzeugt, daß, Christo gleich zu sein, Bestimmung des Christen jedenfalls sein soll, hat er in dieser Gleichheit mit seinem geliebten Herrn und Meister auch vollkommene Genüge und Friede. Lassen die äußeren Kriterien es zu, die johanneischen Schriften des N. T. alle auf den Jünger Johannes zurückzuführen, so bilden in der That die dogmatischen Differenzen auch kein Hinderniß mehr, zumal wenn man berücksichtigt, daß der Apostel mit der Zunahme an Kenntnissen und Erfahrungen doch auch in seiner Auffassung des Christenthums allmälig fortgeschritten sein wird.

Petrus, Jakobus, Judas nennen die Auferstehung zwar ebenfalls nicht ausdrücklich; da sich aber so viel von andern letzten Dingen bei ihnen vorfindet, kann man wohl zugeben, daß sie auch an der Auferstehung nicht zweifelten, wenn sie nicht vielleicht hofften, die leibliche Wiederkunft Christi noch selbst zu erleben. Zwar ist 2 Petr. 1, 14 von dem erwarteten Tode des Apostels die Rede, allein dieser ganze Brief wird bekanntlich nicht für ächt apostolisch, geschweige für ächt petrinisch, gehalten. Im Briefe an die Hebräer ist der Auferstehung gedacht, wiewohl nur beiläufig. Der Verfasser zählt (Cap. 6, 2) die Auferstehungslehre mit zu den Anfangsgründen des Christenthums (ὁ τῆς ἀρχῆς τοῦ Χριστοῦ λόγος), über welche hinaus er noch größere und wichtigere Lehren kennt und in seinem Sendschreiben entwickelt. Weiterhin (9, 35) ist des Auferstehungsglaubens als eines jüdischen, aber darum nicht unwahren gedacht. Mit vieler Gelehrsamkeit und mit Scharfsinn hat der Verfasser dieses Briefes die Vorzüge des

Christenthums als Erfüllung des Judenthums, als Entwickelung der im alten Bunde verborgenen Keime geistigen Lebens in's Licht gesetzt, vollständiger und schlagender, als dies in den Evangelien selbst geschehen ist und geschehen konnte. Allein, was Diesseits und Jenseits, Einzelleben und Leben der Menschheit betrifft, erscheint er doch noch sehr an den Particularismus des späteren Judenthums gebunden, und für den Auferstehungsglauben ist ohne Zweifel Paulus, dessen Schule er verräth, maaßgebend für ihn geblieben.

Dieser nun, Paulus, der große Apostel, wie er in so vieler Rücksicht mit Recht genannt worden ist, muß als der eigentliche Vater des fleischlichen Auferstehungsglaubens angesehen werden, wovon vor ihm kaum schwache Spuren hier und da auftauchen, während nach ihm die apostolischen Väter und die ersten Lichter der Kirche jenem Glauben bis zur Ausschweifung und Schwärmerei nachhängen. Er selbst war von der Secte der Pharisäer zum Christenthum gekommen, und wenn ihm den Wirkungen des christlichen Geistes gegenüber auch die Satzungen des Pharisäismus mit ihrer Werkheiligkeit am Ende verächtlich erschienen, so konnte er doch sich um so weniger von dem pharisäischen Auferstehungsglauben losreißen, da er Anklänge dafür wohl auch bei andern Aposteln fand, ihm aber gerade das abging, was jenen noch einen Ersatz bieten konnte, wenn sie auf eine Ewigkeit ihres individuellen Lebens verzichteten, nämlich die unmittelbare Anschauung des Lebens Jesu, der unmittelbare Eindruck, den hingeworfene Andeutungen, halb verhüllte Eröffnungen, schwer zu fassende, noch schwerer wieder zu gebende Erörterungen auf den achtsamen Zuhörer hervorbrachten, woraus aber für den nachdenkenden Geist, wenn auch erst spät, nach Jahren und Jahrzehnden, die höhere Erleuchtung hervorbrach. Für seinen Auferstehungsglauben wußte Paulus sich nicht unwahrscheinlich besser Rechenschaft zu geben, wie ein Jakobus oder Petrus, die nur, weil Jesus selbst nicht im Grabe geblieben, darin ein Unterpfand für ihre lebendigsten Hoffnungen erblickten (1 Petr. 1, 3). Paulus eignete sich die Auferstehung Jesu als ein neues Argument

an, sich über seine Hoffnungen auszuweisen; ja die Gewißheit, daß Gott Jesum nicht dem Tode zum Raube gelassen, ward bald der Mittelpunct seiner Auferstehungslehre, die dadurch eine christliche Färbung empfing.

Von dieser Seite seiner Auszeichnung stellte er Jesum den Atheniensern dar in jener Rede, die er vor einer gemischten Versammlung auf dem Areopag zu Athen hielt (Ap. Gesch. 17, 16—34). Für die Erscheinung Jesu selbst fand er Anknüpfungspuncte in der Poesie und Philosophie der Griechen, welche er geschickt und nicht ohne Erfolg benutzte; nicht so für die Auferstehung der Todten, worüber die Athener spotteten. Und doch zeigt sich der Zusammenhang, in welchen Paulus das große Ereigniß der Vergangenheit mit dem größeren der Zukunft setzt, hier noch weit vermittelter und weniger anstößig als sonst. Wenn er (v. 31) sagt: „Gott hat einen Tag angesetzt, an welchem er den Erdkreis mit Gerechtigkeit richten will durch einen Mann, den er ausgewählt und mit aller Beglaubigung versehen hat, indem er ihn von den Todten auferweckte," so liegt in diesen Worten noch nicht, daß unsere Auferstehung die nothwendige Wirkung und Folge der Auferstehung Jesu sei, noch nicht, daß diese als Wunder die Möglichkeit des Wunders jener verbürge, sondern die Auferstehung der Todten erscheint ihm nur darum nothwendig, weil über Lebendige und Todte Gericht gehalten werden soll, und dies durch Jesum, weil Jesus durch die ihm zu Theil gewordene Auferweckung bereits auf beispiellose Weise ausgezeichnet ist. Von einer solchen Folgerung, die auf dem Standpuncte eines Paulus immer scharfsinnig und dialektisch genannt zu werden verdient, findet sich nun, wo er in seinen Briefen die Auferstehungslehre abhandelt, kaum eine Ahnung und jedenfalls keine Andeutung.

In dem ersten Schreiben an die Thessalonicher (4, 13—18) klingt nach dem Wortlaut seine Lehre eigentlich so, als ob der Glaube an den Tod und die Auferstehung Jesu die Bedingung der Auferstehung des Christen sei. Die eigentliche Meinung aber ist, daß, wenn jenes Wunder geglaubt werde, auch dieses geglaubt werden müsse (v. 14). Die Worte διὰ τοῦ Ἰησοῦ ἄξει

σὺν αὐτῷ lassen darauf schließen, als wolle nach Paulus Gott nur um Jesu willen (in Berücksichtigung seiner) auch die Gläubigen nicht eine Beute der Verwesung werden lassen, und danach wäre der Gedankengang des Apostels dieser: Gott hat es für nothwendig gehalten, Jesum vom Tode zu erwecken und ihn zu sich zu nehmen. Da aber der Zweck des Lebens, wie des Sterbens Jesu nur der war, für das Reich Gottes Glieder zu werben, indem er zum Glauben an sich aufforderte, so muß Gott auch diese Gläubigen, deren Erwerbung Ziel und Zweck der Sendung, wie der Wirksamkeit Jesu war, ebenfalls dem Tode entreißen und zu Jesu versammeln. Im Nachfolgenden beruft sich Paulus auf das Wort des Herrn selbst, nicht um die Auferstehung an sich außer Zweifel zu setzen, sondern um die Art der Parousie, und die Reihenfolge der Aufnahme zu Gott zu bestimmen. Paulus setzt für gewiß voraus, daß er und die Thessalonicher diese Katastrophe noch erleben werden, und es ist ihm nur darum zu thun, aus der Lehre Jesu zu beweisen, daß die Lebenden bei der Parousie den Todten nicht vorangehen werden. Er schildert dann die Auferstehung und Himmelfahrt in ganz sinnlicher Weise, spricht von einer φωνὴ ἀρχαγγέλου, von einer σάλπιγξ θεοῦ, von einem Entrücktwerden auf Wolken in die Luft dem Herrn entgegen, — Erinnerungen an die Reden über die Parousie bei den ersten Evangelisten, aber mit Aufopferung jedes geistigen Gehalts, der noch in jenen liegt, ohne Ahnung des tiefen Gedankens, der bei dem Apokalyptiker noch in dem ewigen Evangelium und der Versammlung aller Völker vor dem Thron Gottes so deutlich hervortritt. Aecht Schleiermacherisch war die Erklärung, ein solches sinnliches Gemälde der Parousie sei nicht sowohl die Ueberzeugung, als vielmehr bewußte Absicht des Apostels gewesen, um die λύπη, woran (v. 13) die Thessalonicher litten und die eine ganz sinnliche gewesen sei, wirksam zu beheben. Mit solchen Erklärungen getraue ich mir, einen Lehrstuhl der muhamedanischen Theologie cum gloria zu behaupten! Sprach sich übrigens Paulus auf diese Weise gegen die Thessalonicher über die nächste Zukunft aus, so bedurfte es keiner

Verfälschung seines Briefes, um die Gläubigen aufrührerisch und Schwärmereien nachhängend zu machen.

Eben so fremd dem Geiste Jesu Christi und fern vom Begriff der messianischen Bedeutung seiner Erscheinung steht Paulus in diesem Zeitpunct seiner Entwickelung den Korinthern gegenüber vor uns. Das 15te Kapitel seines ersten Briefes an diese ist recht eigentlich als sein damaliges christologisches und eschatologisches Glaubensbekenntniß anzusehen. Die Auferstehung Jesu bildet auch hier den Angelpunct des Erlösungswerkes; er hält es daher für nöthig, zuerst (v. 1—11) die geschichtliche Thatsache derselben festzustellen. Das ist noch ganz evangelisch, wie er denn auch (v. 3) sagt: „Ich habe euch überliefert, was ich selbst überkommen habe," und weiterhin (v. 11): „Ob ich nun, ob jene, — also verkündigen wir und also habt ihr geglaubt." Nun aber, da es an die Benutzung der festgestellten Thatsache geht, kommt auch das ganze noch unverarbeitete Gemisch von Pharisäismus und Christenthum zu Tage. „Wenn aber Christus verkündigt wird," heißt es v. 12 ff., „daß er von den Todten erweckt worden, wie sagen denn Einige unter euch, es gebe keine Auferstehung der Todten? Wenn aber keine Auferstehung der Todten stattfindet, ist auch Christus nicht auferweckt worden. Wenn aber Christus nicht auferweckt worden, ist auch unsere Verkündigung und euer Glaube eitel" u. s. f. Dieselbe Schlußfolgerung wiederholt sich v. 16—18, zum Zeichen, daß Paulus sich hier in einem Kreise umherbewegt, in welchem er nach etwas Festem hascht, aber nichts dergleichen finden kann. Der ganze Gedankengang ruht auf hohlem Boden und stürzt daher zusammen, sobald man ihn anrührt. Von der falschen Prämisse ausgehend, daß die Auferstehung Jesu und die erwartete aller Todten am jüngsten Tage der Art nach eine und dieselbe sei, läßt der Apostel sich von einer unwahren Behauptung zur andern fortreißen, wie sich uns dies nun sogleich im Einzelnen zeigen wird.

Die Auferstehung Jesu soll die allgemeine Auferstehung darthun, in sofern sie den Beweis liefere, daß es überhaupt Auferstehung gebe. Diesen Beweis liefert sie aber nicht: 1) weil

die Bedingungen, unter denen Jesus wieder in das Dasein zurückkehrte, ganz andere waren, als die sind, unter denen alle übrigen Todten wiederbelebt werden sollen; 2) weil, wenn jene Bedingungen sogar in beiden Fällen ganz dieselben wären, die Bedeutung des Lebens Jesu für die Menschheit, also sein geschichtlicher Werth, noch immer ganz anderer und viel höherer Art bleiben würde, als der aller übrigen Menschen; 3) weil endlich, wenn selbst der geschichtliche Werth aller Menschen, Jesum nicht ausgenommen, vor dem Angesicht Gottes oder absoluter Weise ein und derselbe wäre, das unbewußt gegebene und ohne Folge gebliebene Beispiel eines Einzelnen nicht maaßgebend, vorbedeutend und beweisend sein kann für das Schicksal der Gesammtheit.

Wäre der Tod Jesu am Kreuze von der Art gewesen, daß er die Möglichkeit des Wieder-zu-sich-kommens dieser Individualität ausgeschlossen hätte, wären also dem Gekreuzigten z. B. die Beine gebrochen, das Haupt vom Rumpfe getrennt, oder sein Leichnam von Aerzten secirt worden: so würde Jesus auch nimmermehr in's Leben zurückgekehrt sein. Das wird kein unbefangener, wissenschaftlichen Denkens fähiger Mann in Zweifel stellen, und nur solche können dies ableugnen wollen, welche der Gottesgabe des Gedankens entweder gar nicht gewürdigt wurden, und die darum die religiös-sittliche Bedeutung der Welterlöserschaft in einem physischen Prozeß suchen, oder die jenes Kleinod der Vernunft um irdischen Gewinns und Ansehns willen absichtlich in den Koth treten. Nach der gründlichen Durcharbeitung, die das Thema in unsern Tagen durch die Straußischen Schriften von Neuem erfahren hat, haben wir nicht nöthig, mit solchen Leuten noch zu rechten. Wir dürfen es uns frei bekennen, daß die biblische Erzählung, wie sie dasteht, zwar Züge der Augenzeugenschaft verräth, aber eben so deutlich zeigt, daß die Darsteller draußen, vor der äußeren Erscheinung stehen geblieben und niemals in den inneren Hergang der Wiederbelebung eingedrungen, nie in die letzten Schicksale Jesu nach seiner Auferstehung vollkommen eingeweiht sind; daher die Lücken und Widersprüche,

daher die Zusätze und Ausschmückungen der Leidens- und Auferstehungsgeschichte, weil der Auferstandene sich den Jüngern wohl zeigte, aber nicht mehr vertraulich mit ihnen verkehrte. Halten wir nur, wie vom Leben, so vom Leiden, Sterben und Auferstehen Jesu alles der Gesinnung eines solchen Welterlösers Unwürdige fern, so bleibt uns doch des Wunders noch genug, um hier die Fügung Gottes zu verehren und zu preisen. Tausend Zufälligkeiten, die, für sich betrachtet, immer nur Zufall bleiben, werden in Bezug auf den weltgeschichtlichen Erfolg, den sie zu Tage fördern helfen, zur Schickung Gottes und zum Wunder. Wenn aber so einmal und nach hundert und tausend Jahren wieder einmal das bewußtlose Leben der Natur dem selbstbewußten der Menschheit zu einem großartigen Erfolge dienstbar zu Hülfe kommt, so bleibt es immer Schwachsinnigkeit oder Bosheit, ein solch Ereigniß sogleich verhundert- und vertausendfachen zu wollen, auf dem gesegneten Boden die Wunder wie Pilze emporschießen zu lassen und auf eine bloße sogenannte Denkbarkeit — d. h. Einbildbarkeit — des Menschen und der Menschheit Zukunft zu bauen. In dieser Rücksicht hat also die Auferstehung Jesu keine Beweiskraft für die unsrige.

Allein wenn Jesus auch unter Umständen wieder zum Leben erweckt worden wäre, die denjenigen völlig gleich kämen, unter welchen die Auferstehung der Gläubigen vorausgesetzt wird: so bewiese die ihm widerfahrene Auszeichnung noch immer nichts für eine gleiche seiner Nachfolger. Sein Tod war eine welthistorische Handlung, durch welche der Kampf zwischen dem Particularismus des Judenthums und dem Universalismus des messianischen, christlichen Princips zur Entscheidung kommen sollte; auf Seiten Jesu eine freie That, hervorgegangen aus Anerkennung innerer Nothwendigkeit solches Thuns zur Vollendung des Messiaswerkes. Aber sein Sterben war zugleich eine Lehre über die Bedeutung des Sterbens, ein Muster, wie man sterben solle. Dadurch bewies er sich als Obmacht über den Tod, als Sieger über die Macht desselben, daß er ihn erlitt, leiblich und geistig, bis zum Erlöschen des Bewußtseins, und daß er ihn dennoch ver-

achtete. Dadurch brach er den Stachel des Todes, die Sünde, einmal für immer, daß er der Selbstsucht das Selbst zum Opfer brachte, sein Leben nicht nur dem Leben des Ganzen unterordnete, sondern aus dem Werthe der Gesammtheit erst für sein einzelnes Leben Werth und Bedeutung schöpfte. Wäre sein Leichnam in Stücke gehauen, zersägt, verbrannt und die Asche in alle vier Winde verweht, und es hätte dennoch Gott gefallen, die Atome wieder zusammenkommen und Fleisch und Bein werden zu lassen und so den gekreuzigten Jesus wieder zum Leben zu erwecken: ich würde mich über ein solches Wunder noch immer weniger wundern, als über die Wiedererweckung des Jünglings von Nain oder der Tochter des Jairus. Ich würde noch immer dem auferstehungsgläubigen Paulus, wie bei Goethe Antonie dem Tasso, zurufen:

„Wer neben diesen Mann sich wagen darf,
„Verdient für seine Kühnheit schon den Kranz!"

Denn in Rücksicht auf die Entscheidung, die durch die Auferstehung Jesu die Sache des Messias- und Christenthums gewann, in Erwägung der Nothwendigkeit dieser Begebenheit zum Siege des christlichen Princips in der Geschichte der Menschheit überhaupt, würde ich den unmittelbaren Eingriff Gottes in die Weltgesetze bei dieser Gelegenheit noch immer mit seiner Weisheit verträglicher finden, als wenn er den Apostel Paulus nur lebendig in die Wolken wollte entrückt werden lassen.

Doch gesetzt endlich, wir irrten in dieser Abwägung der Menschen nach ihrem geschichtlichen Werth, und was uns nach unserem Zeit- und Wirkungsmesser groß und bedeutend erschiene, wäre vor dem Geist des Weltalls noch immer so unbedeutend und klein, daß es ihm der Mühe nicht lohnte, es vor unserem Kleinsten noch besonders auszuzeichnen, oder umgekehrt dieses Kleinste hinter unserem Größesten zurückstehen zu lassen; gesetzt also, wir hätten auf einen Vorzug, dessen Jesus gewürdigt worden, ebenfalls Anspruch, und zwar eben deshalb Anspruch, weil wir in allem Uebrigen seine Nachfolger geworden: so würde auch dann selbst Jesu Auferstehung noch nicht die unsrige beweisen,

da, was am Einzelnen vor so und so viel hundert oder tausend Jahren geschehen, sonst nie aber wieder vorgekommen, nicht das sein kann, was allen eignet oder ziemt. Das Gesetz ist: auf das Ende des Lebens folgt der Tod; etwas Anderes noch, als etwa: auf den Tod folgt Auferstehung — ist sogar im Sinne des Auferstehungsgläubigen noch nicht als Gesetz, sondern nur als Ausnahme da, von der man folgern darf, daß, wenn sie 1800 Jahre lang in der ganzen Christenheit und Menschheit keine Folge gefunden hat, sie auch niemals zum Gesetz werden wird.

Anders konnte und mußte aber dem Apostel Paulus die Sache erscheinen. Er lebte nach seiner Meinung schon am Ende der Tage, also recht eigentlich im Auferstehungszeitalter. Wenn zu seiner Zeit Jemand von den Todten auferstand, so durfte das eben schon als Anfang der allgemeinen Auferstehung gelten, und war der Auferstandene gar Christus, der von sich selbst gezeugt hatte, daß er Lebendige und Todte richten müsse und deshalb wiederkommen werde, so mußte eben Christus derjenige sein, der auch die übrigen Todten auferweckte. So gewinnt die *ἀπαρχὴ τῶν κεκοιμημένων* (v. 20) ihr volles Licht, in dessen Schein denn auch der Cirkelbeweis (v. 12 ff.) etwas deutlicher und erträglicher wird. „Wenn doch Christus schon den Anfang mit der Auferstehung gemacht hat, wie kann man dann noch sagen, die Auferstehung der Todten finde nicht statt? Ist keine Auferstehung der Todten, leben wir nicht im Auferstehungszeitalter, so kann auch, daß Christus wieder belebt worden, nicht für eine Auferstehung gelten, er selbst mithin nicht der Messias sein, und also wäre unsere Predigt, wie euer Glauben eitel." So möchte ich gern zur Ehrenrettung des paulinischen Scharfsinns und seiner, wenn auch jüdisch beschränkten, doch wenigstens nicht pharisäisch entstellten, christlichen Denkweise seine Worte erklären. Allein diese Erklärung läßt sich leider nicht durchführen. Hat der Apostel selbst einen höheren Anflug genommen, so fällt er (v. 19) desto tiefer wieder in den Abgrund des Pharisäismus zurück. „Wenn wir nur in diesem Leben allein in Christo gehofft haben, so sind wir die bedauernswürdigsten von allen Menschen." Also das war

dein Christenthum, armer Paulus, daß du, was du jetzt gelitten, erduldet, gerungen und gearbeitet, in der Auferstehung der Gerechten von deinem Christus hundertfältig wiederempfingest? Darum durchzogst du Länder und Meere, um die Menschen auf die große Weltbegebenheit, die allen bevorstände, vorzubereiten? Was nützt mir's nun, dich mit dem Irrthum deines Zeitalters zu entschuldigen? Was nützt es, daß du, deine Lehre annehmlicher zu machen, zum Erstling der Auferstehung den Erstling des Todes — Adam — zu Hülfe rufst? Deine Moral ist die der Frommen von heute: „Wenn die Todten nicht auferweckt werden, so lasset uns essen und trinken, denn morgen sterben wir!“ (v. 32.) Ja noch schlimmer, — diese Moral ist die der Frommen von heute darum, weil sie die deinige zuerst gewesen ist. „Aber,“ sagt Strauß (Vergängliches und Bleibendes S. 3) „ein Lohnsüchtiger, Engherziger bewirkt dergleichen nicht, wie du bewirkt hast; lebt, handelt, duldet, spricht, schreibt auch nicht so, wie du: darum, gewiß, du hast dich hier über dich selbst getäuscht, dich selbst geringer angeschlagen, als du uns giltst und gelten mußt.“

Können wir so die Beweise, welche der Apostel dafür beibringt, daß es überhaupt eine Auferstehung gebe, nicht für beweisend oder nur für nichts beweisend erkennen: so werden wir nun sehen, daß er sich in noch härtere und unlöslichere Widersprüche verwickelt, wo er es unternimmt, die Art der Auferstehung und Fortdauer zu bestimmen (v. 35—50); denn die Aufstellungen, die er hier macht und wozu er die Hauptgedanken im Wege evangelischer oder apostolischer Ueberlieferung überkommen zu haben scheint, haben eine Wahrheit nur, wenn man die leibliche Auferstehung zu einer jenseitigen Aerndte-Welt, von der vorher die Rede war, vergißt und statt derselben eine geistige Auferstehung, etwa wie die des johanneischen Evangeliums, ein Erstehen im Geiste der Gesammtheit voraussetzt.

„Aber man wird sagen: Wie werden die Todten auferweckt? mit was für einem Leibe kommen sie? — Unverständiger, was du säest, wird nicht lebendig gemacht, wenn es nicht erstorben ist, und was du säest, säest du doch nicht den Körper, der

werden soll, sondern das nackte Korn, sei es Waizen, oder sonst etwas. Gott aber wird einem Jeden einen Körper geben, wie er wird wollen, und jedem von den Samenkörnern seinen eigenen Körper." — Man wird hierbei unwillkürlich an das Bild vom Waizenkorn (Joh. 12, 24) erinnert, welches Jesus zuerst gebraucht, um zu zeigen, wie nur mit dem Ersterben des Individuums eine vielfältige Frucht zur Welt komme, und so auch nur mit Darangabe des zeitlichen Lebens das ewige zu erlangen sei. Wir haben aber bereits nachgewiesen, daß dieses Bild und seine Anwendung eben nur Wahrheit hat, wenn es auf das individualitätslose Fortleben in Gott, im Geiste der Gesammtheit, bezogen wird, daß es dagegen ganz und gar nicht paßt, wenn es analogisch die individuelle Fortdauer des Menschen vorbilden soll (Th. I. S. 206 — 208, vgl. S. 132 ebds.). Daß unserem Paulus die johanneische Benutzung des Bildes vorgeschwebt hat, daß er aber nicht fähig war, sich auf dieser Höhe zurecht zu finden und den pneumatischen Aufflug pneumatisch durchzuführen, scheint sehr deutlich aus dem Fortgang seiner Erörterung hervorzugehen. Nachdem er sich nämlich weitläuftig darüber ausgelassen, daß es gar sehr verschiedene Gattungs- und Individuenkörper im Weltall gebe (v. 39 — 41), schließt er endlich folgender Maaßen: „Also auch die Auferstehung der Todten! Es wird gesäet in Verwesung, auferweckt in Unverweslichkeit; es wird gesäet in Unehre, auferweckt in Herrlichkeit; es wird gesäet in Schwachheit, auferweckt in Macht; es wird gesäet ein seelischer Leib, auferweckt ein geistiger Leib. So steht auch geschrieben: „Es ward der erste Mensch Adam zur lebendigen Seele," der letzte Adam aber zum lebendig machenden Geist. Aber das Erste ist nicht das Geistige, sondern das Seelische, nachher das Geistige. Der erste Mensch von Erde, Staub; — der andere Mensch der Herr vom Himmel. Von welcher Art der Irdische, von derselben Art auch die Irdischen, und von welcher Beschaffenheit der Himmlische, von derselben auch die Himmlischen, und wie wir das Bild des Irdischen getragen haben, so werden wir auch das Bild des Himmlischen tragen. Dies aber sage

ich, Brüder, daß Fleisch und Blut Gottes Reich nicht ererben können, noch die Verwesung die Unverweslichkeit."

So für sich betrachtet, klingen diese Worte ganz vortrefflich, und wo hin und wieder ein ungeschickter Ausdruck dazwischen läuft, könnte man ihn bei der Wohlgemessenheit und Uebereinstimmung des Ganzen gern entschuldigen und leicht nachsehen. Allein in Rücksicht auf das, was vorangegangen, und mit Anwendung auf das, was sogleich nachfolgt, (v. 51 — 58), läßt sich in der paulinischen Verarbeitung das johanneische Thema nicht wiedererkennen. Was bei Johannes rein und absolut dasteht, das ist bei Paulus noch mit dem Gegensatz behaftet; wenn jener eilt, in Glaube, Liebe, Geist und Leben unterzutauchen und seiner Einzelheit in diesem Meer der Gottseligkeit sich zu entäußern, so klammert Paulus, wie ein am Leben Schiffbruch-Gelittener, sich mit dem Reste seiner Habe an eine jener Himmelsmächte an und läßt sich von ihr zu irgend welchem Hafen mit fortziehen. So wird ihm die ζωὴ αἰώνιος zur ἀφθαρσία, die δύναμις und δόξα zum bloßen Gegenbild der ἀσθένεια und ἀτιμία, das πνεῦμα ζωοποιοῦν in ganzer Fülle bleibt Christo allein vorbehalten (der ψυχὴ ζῶσα des Adam gegenüber), verkehrt sich für die Uebrigen aber zum Anhängsel ihres σῶμα, dessen einmal für die Ewigkeit nicht entbehrt werden kann, und wird so zum σῶμα πνευματικόν, das reine edle Gold zum nützlichen goldenen Pflugeisen, die contradictio in adjecto unangesehen.

Soll dir aber das Unverwesliche aus dem Verweslichen ersprießen; so muß das Verwesliche selbst verwesen, und dem πνεῦμα, das du verlangst, mußt du nicht nur die ψυχή zum Opfer bringen, sondern auch das σῶμα, denn von Beidem lebt der Geist. Das Bild des Himmlischen wirst du nicht tragen, wenn du es nicht als Irdischer schon trägst. Nicht darum kam der Herr vom Himmel, um vorzubilden, was unser nach dem Tode harrt; sondern er lebte himmlisch auf der Erde, damit wir von ihm lernten, die Erde himmlisch machen. Wenn Fleisch und Blut nicht das Reich Gottes erben, so bist du, Mensch, auch eben mehr, als Fleisch und Blut.

„Auch darum mußte Christus leiden,
„Damit du könntest selig sein."
„Redemisti crucem passus,
„Tantus labor non sit cassus!"

Zum Schluß des ganzen Abschnittes (v. 51 — 58) eröffnet Paulus der Gemeinde zu Korinth, daß nicht alle sterben, aber alle verwandelt werden würden, „ἐν ἀτόμῳ, ἐν ῥιπῇ ὀφθαλμοῦ, ἐν τῇ ἐσχάτῃ σάλπιγγι; σαλπίγγει γάρ" κ. τ. λ. So unklar diese seine apokalyptischen Orakel sind, so unklar das, worin nach seiner Ansicht die Verwandlung besteht. Wo es sich um sinnliche Schilderung der Parousie handelt, da zeigt er sich sehr heimisch, so, daß er Alles mit Bestimmtheit und Genauigkeit angiebt; wo es aber zur geistigen Anwendung kommen soll, (v. 56. τό δὲ κέντρον τοῦ θανάτου ἡ ἁμαρτία, ἡ δὲ δύναμις τῆς ἁμαρτίας ὁ νόμος) bleibt er bei Ansätzen und Andeutungen stehen; abermal zum schlagenden Beweise, daß Paulus, als er diesen Brief an die Korinther schrieb, noch nicht zu der christlichen Durchbildung gekommen war, die er in seinen späteren Briefen bethätigt hat, vermochte er auch nicht sich je auf den Standpunct des johanneischen Evangeliums empor zu schwingen.

In dem Gedanken scheint Paulus sich immer mehr befestigt zu haben, daß ihm, was er so lebhaft wünschte, zu erlangen vergönnt sein werde, nämlich ohne Tod zur himmlischen Gemeinschaft mit Jesu zu gelangen. Nicht zu begreifen, daß er bereits zu der vollkommensten Gemeinschaft mit seinem Herrn und Meister gelangt war, daß dieser als anderer Paraklet in ihm selbst von Neuem erschienen sei; dagegen vielmehr auch in den Erhebungen höchster Weihe die selige Gemeinschaft mit Christus immer wieder als eine jenseitige und zukünftige aus sich herauszusetzen: das war und blieb eben die Schranke unseres christlichen Titanen, der ihn drückende Mangel, die ihn quälende Sehnsucht. Er hatte Alles, was Johannes, was Jesus selbst zu eigen gewesen; aber er wußte, er glaubte nicht, daß er es habe, und darum hatte er es in der That für sich nicht. Die Innigkeit und Festigkeit indeß, womit er an seinem jenseitigen Besitzthum festhielt; die Lebhaftig-

keit, mit der er seine Zukunft sich vorwegnahm, so daß er sie wie Gegenwart behandelte; die Begeisterung, das Entzücken, deren er für die ewigen Güter der Liebe und der Wahrheit, und sofern er diese in Christo Jesu verwirklicht sah, für diesen selbst und dessen Sache fähig war, ersetzten den von ihm gestifteten Gemeinden praktisch, was ihm an Klarheit und Folgerichtigkeit der Theorie abging. Wie er für so manche Gedanken, Ansichten und Vorstellungen, womit er das Christenthum bereicherte, auch die Formen geschaffen hat, sich selbst und andern verständlich und anschaulich zu werden, so zeigt er sich als solch ein sinniger Denker auch in Bezug auf die Verwandlung oder Verklärung. „Wir werden nicht alle den Tod schmecken, alle aber eine andere Gestalt annehmen; das war lange Zeit sein süßestes geheimes Hoffen, sein *μυστήριον*, welches er nicht aus dem Pharisäismus mit zum Christenthum gebracht hatte, sondern das mit Rücksicht auf die verschiedenen bezüglichen Aussprüche Jesu aus seinem festen Glauben an denselben, als den Messias, von selbst hervorging. Sollten nicht alle Zeitgenossen Jesu sterben bis zur Parousie des Menschen-Sohnes, so mußten, da der Tod etwas Bitteres ist und bleibt, wohl vorzugsweise diejenigen am Leben erhalten und des Sterbens überhoben werden, welche sich am eifrigsten und treusten der Sache des Messias zugethan bewiesen, am strengsten seine Gebote gehalten, am entschiedensten dem sündigen Leben entsagt und ihre Freude allein im Guten und Wahren gesucht hatten. Die Aufnahme zu Gott ward sinnlich gedacht, als ein Aufgehobenwerden in die Wolken. Nun lehrte aber die Erfahrung, daß der menschliche Körper in seiner natürlichen Beschaffenheit einer solchen Erhebung in die Luft unfähig war. Es mußte daher, um ihn zur Aufnahme in den Himmel geschickt zu machen, eine Veränderung mit ihm vorgenommen werden. Für diese Verwandlung hat Paulus den Ausdruck *ἐνδύεσθαι*. Er stellte sie sich also als eine Art Umkleidung vor, und zwar nicht dualistisch etwa so, daß er von der Seele den alten fleischenen Leib abfallen und ihr den neuen ätherischen dafür übergezogen werden ließ; wenigstens mag dies nicht das Ursprüngliche bei ihm gewesen

sein, da er (1 Kor. 15, 53. 54) sagt, das Verwesliche müsse Unverweslichkeit, das Sterbliche Unsterblichkeit anziehen und so werde der Tod verschlungen (κατεπόθη, absorbirt) von dem Sieg. Demnach müßte er sich den neuen Körper wie ein ätherisches Gewand gedacht haben, welches, über den alten gezogen, diesem mit der Schwere und Unansehnlichkeit auch die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit benehmen sollte.

Nicht anders erscheint diese Vorstellung im zweiten Briefe an die Korinther. Hier zwar (Cap. 4, 14) spricht er die Ueberzeugung aus, Gott werde durch Jesum auch ihn und die Gläubigen auferwecken. Allein sein Wunsch, sein heißes Verlangen ist (5, 2—4), mit der himmlischen Behausung **überkleidet** (ἐπενδύσασθαι), nicht nackt gefunden, nicht **entkleidet**, sondern **bekleidet** zu werden (ἐκδύσασθαι und dagegen ἐπενδύσασθαι wiederholt). Paulus kennt also die platonische Ansicht, welche auch Philo zur seinigen gemacht hatte, daß Seele und Leib, als zwei gegen einander selbstständige Wesen, durch den Tod getrennt werden; aber er wünscht eben, dieser Trennung nicht unterworfen zu sein. Wie er nun sogleich hinzufügt, er wolle sich am Unterpfand des Geistes einstweilen genügen lassen und wohlgemuth sein (v. 5 u. 6), wie er (v. 17) bekennt: „Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen, siehe! es ist Alles neu geworden," so wendet er auch bald das Bild des Anziehens auf die Annahme des neuen christlichen Lebensprincips selbst an (Röm. 13, 14; Gal. 3, 27; Eph. 4, 24; Kol. 3, 10), und kommt so allmälig dahin, wie Johannes, die wahre Umwandlung und Verklärung in das Erfülltsein vom Geiste Christi zu setzen; ja er bleibt dabei nicht stehen, Tod und Auferstehung werden ihm selbst nur sinnbildliche Bezeichnungen des alten unchristlichen und des neuen christlichen Lebens. In diesem Sinne schreibt er an die Römer (8, 11 ff.): „Wenn aber der Geist dessen in euch wohnt, der Jesum von den Todten auferweckt hat, so wird dieser Christus-Erwecker auch euere sterblichen Leiber lebendig machen durch den in euch wohnenden Geist. Darum nun, Brüder, sind wir nicht dem Fleische verpflichtet, nach dem Fleische

zu leben. Denn, wenn ihr nach dem Fleisch lebt, werdet ihr sterben; wenn ihr aber durch Geist die Werke des Leibes tödtet, werdet ihr leben. Denn wie Viele durch Gottes Geist geheiligt werden, die sind Söhne Gottes." Freilich aber hat für Paulus diese Kindschaft Gottes noch nicht ihre Vollendung in sich. Er sieht in der Kindschaft nur immer wieder die Erbschaft (v. 17) zukünftiger Herrlichkeit (18).

In ähnlicher Weise behandelt er Röm. 6, 3 ff., Kol. 3, 1—4, 2 Tim. 2, 11 u. 13 und a. a. O. m. Tod und Auferstehung, und diese allegorische Behandlung ist allerdings als ein Fortschritt in der Entwickelung des Apostels anzusehen, weil sie beweist, daß ihm sein Auferstehungsglaube nicht mehr so an's Herz gewachsen war, ihm nicht mehr für etwas so überaus Bedeutendes und Heiliges galt, daß er ihn etwa durch jene freiere Behandlung preiszugeben, zu profaniren gefürchtet hätte. Ohne Zweifel hatte er die Erfahrung gemacht, daß mit der sinnlichen Auffassung und Darstellung der letzten Dinge allein wenig auszurichten war. Für die Gebildeteren blieb ein Glaube, welcher allen Naturgesetzen widerstritt, ein beständiger Anstoß, und bei weniger denkenden Gemeindegliedern lag die Gefahr des Mißverständnisses, des Mißbrauchs und der Schwärmerei zu nahe, als daß man sie oft und lebhaft mit der Schilderung dessen hätte unterhalten dürfen, was nach messianischer Ueberlieferung so nahe bevorstand. Die praktische Seite der Auferstehungslehre war und blieb das an die Parousie des Messias geknüpfte Gericht, als Schrecken für alle Uebelthäter, als Trost und Sporn für alle Besseren, besonders für die Gläubigen. Losgelöst von dem sie begleitenden Gericht, erschien die Auferstehung als ein immer zweifelhaftes physiologisches Problem; in Verbindung mit dem Gericht dagegen rechtfertigte sie gewisser Maaßen ihre Nothwendigkeit als zukünftige und gestattete zugleich ihre Vergeistigung als gegenwärtige im Gebiet des sittlichen Lebens.

Vermochte sich nun die Auferstehung für sich in der messianischen, wie in der apostolischen Lehre nicht anders zu behaupten, als mit Hinzunahme des Gerichts, so fehlt es nicht an

Stellen, in denen Beides, Auferstehung und Gericht, bereits in Eins zusammengeflossen erscheinen, wenn von einer Auferstehung der Gerechten oder der Gläubigen gesprochen wird, gleichsam als ob die Auferstehung an sich selbst schon ein Gericht sei, insofern, wer derselben gewürdigt werde, bereits als Seliger zu betrachten sei, dagegen der Unselige, der Verdammte erst gar nicht auferweckt werde, sondern zur Strafe seiner Sünden und Frevel todt bleibe und in dieser Vernichtung eben die ihm gebührende Vergeltung finde. In der That haben schon alte Kirchenlehrer, wie Justinus Martyr, geglaubt, den Verdammten auch nicht einmal das bloße Dasein gönnen zu dürfen, und diese Meinung ist neuerlich von Weiße in Leipzig mit ernster Miene wieder vertheidigt worden. Man hat sich dabei auf Schriftstellen der angedeuteten Art bezogen. Beweisen diese Stellen auch nicht, was sie beweisen sollen, so ist jene Hypothese von Männern, die sonst für besonnene Denker gelten, wenigstens ein Zeugniß dafür, daß es auch ihnen sehr schwer ankam, um der Wiederherstellung menschlicher Individuen willen den lieben Gott die gewöhnlichen Gesetze des Schaffens plötzlich umstürzen zu lassen. Mußte dem Allweisen eine solche Gewaltthat zugemuthet werden, so sollte er sich doch nur ausnahmsweise, rücksichtlich ganz vortrefflicher und ausgezeichneter Menschen, dazu entschließen können.

Das N. T. bietet scheinbar auch für Abwege dieser Art Verleitungen dar, allein nur scheinbar. In der schon betrachteten Stelle des Lukas (14, 14) ist allerdings von einer Auferstehung der Gerechten die Rede, aber dabei das Gericht schon eben mit eingeschlossen, wie Johannes 5, 29 von einer Auferstehung zum Leben und zur Verdammniß gesprochen wird. Ueberdies lehrt der Zusammenhang, daß mit der hier genannten ἀνάστασις eben nur das von Jesus offenbarte Reich Gottes auf Erden gemeint ist. Vom Reiche Gottes versteht die Auferstehung der Gerechten und die Vergeltung auch der Mitgast, der gegen Jesus den Wunsch äußert, in diesem Reiche mitzuspeisen; aber ihm gilt jene Herrlichkeit auch nur als eine noch zukünftige und als Wunder welche glanzvolle. Dagegen verweist ihn Jesus nun auf die

Gegenwart und giebt ihm ziemlich deutlich zu verstehen, daß, wenn er der Armen, Krüppel, Lahmen und Blinden sich annehme, oder nach anderer Auslegung, wenn er an Gesinnung den zur Nachfolge Jesu berufenen Armen gleiche, so speise er schon mit im Reiche Gottes.

Aehnlich verhält es sich mit den *καταξιωθέντες τοῦ αἰῶνος ἐκείνου τυχεῖν καὶ τῆς ἀναστάσεως τῆς ἐκ νεκρῶν* in der synoptischen Hauptstelle, die wir im Vorigen genauer durchgingen (Luk. 20, 35). So konnte sich Jesus gerade dann am ersten ausdrücken, wenn er die Auferstehung von dem Auferwecktwerden in der geschichtlichen Entwickelung des Gottesreiches, vom Auferstehen im Bewußtsein der Nachwelt verstanden wissen wollte, welches, wie das Sitzen zu seiner Rechten und Linken, eben nur vom Vater verliehen werden sollte (vergl. S. 49 im Vorigen). Man hat etwas Besonderes dahinter gesucht, daß diese Worte Lukas allein hat, und da er der paulinischen Schule angehört haben soll, hat man angenommen, daß Paulus besonders den absoluten Untergang der Bösen, ausschließliche Auferstehung der Guten, d. i. der Gläubigen, der wahren Christen, gelehrt habe. Die Stellen, welche man dafür angeführt hat, sind 1 Kor. 15, 23; 1 Theff. 4, 16; Röm. 8, 11. Allerdings lassen diese Stellen, für sich betrachtet, wohl eine solche Deutung zu. Allein in der Apostelgeschichte desselben Lukas (24, 15) bekennt sich Paulus vor dem römischen Statthalter Felix zu Caesarea und in Gegenwart des Hohenpriesters Ananias zu dem alten pharisäischen Glauben einer Auferstehung der Gerechten und der Ungerechten, wonach denn auch die Stellen seiner Briefe zu beurtheilen sind.

Mochte indeß auch die Mehrzahl der alten Kirchenlehrer den Bösen nicht geradezu das Leben nach dem Tode streitig machen, lag im Gegentheil den meisten Frommen jener Zeit der Anfänge des Christenthums recht sehr daran, den zur Verdammung Bestimmten ein ewiges Leben zu wünschen, damit nur der Zustand ihrer Verdammniß, die Strafe, die Qual, die Feuerpein auch niemals ein Ende nehmen möchten: so sollten diese vom Fluch Gottes Belasteten doch wenigstens nicht die Ehre haben, mit den

zu ewiger Seligkeit Auserwählten zu gleicher Zeit aufzuerstehen. So kam es zu einer Rangordnung unter den Auferstehenden, so zu einer ersten und zweiten Auferstehung, die immer ferner von einander gehalten wurden, bis man sich um einen Zwischenraum von tausend Jahren einigte, während welcher Zeit die bereits auferweckten Frommen herrlich und in Freuden zu leben, namentlich köstlich zu essen und zu trinken gedachten, so, daß für sie aus dem an ihre Auferstehung geknüpften Weltgericht nur ein Tafelgericht wurde, und der Ernst der Hoffnung, wie der Furcht, der einen Paulus noch so tief beseelte, sich in leere Spiele der Einbildungskraft auflöste.

Anknüpfungspunkte für die Lehre von einer ersten Auferstehung konnte man allerdings beim Apostel Paulus zuerst finden. Spuren einer Lehre vom tausendjährigen Reich fand man in der Offenbarung Johannis. Paulus läßt (1 Cor. 15, 23) Jeden in seiner Reihe auferstehen (ἐν τῷ ἰδιῷ τάγματι); Erstling bleibt Christus, sodann folgen bei seiner Parousie die Frommen; die Unfrommen sind gar nicht genannt, müssen aber (nach Ap. Gesch. 24, 15) hier eingeschaltet werden; endlich, wenn Christus jede andere Macht und Herrschaft überwunden und das Reich an Gott zurückgegeben hat, folgt das Ende. Nun lag schon zwischen der Auferstehung Jesu und der seiner Gläubigen, wenn letztere selbst noch im apostolischen Zeitalter erfolgt wäre, ein nicht unbedeutender Zeitraum mitten inne. Es war also erlaubt, anzunehmen, daß auch die Ungerechten nicht unmittelbar den Gerechten folgen, sondern daß zwischen der Auferstehung dieser und der jener andern ein angemessener Zeitraum innegehalten werden würde, wäre es auch nur, um einer unschicklichen Annäherung und Vertraulichkeit zwischen beiden Parteien vorzubeugen. Der Seher des neuen Bundes benutzt in seiner Offenbarung der Weltvollendung diesen Zeitraum zum Gericht, und giebt ihn mit einer runden Summe, wenn nicht mit einer symbolischen Zahl, auf tausend Jahre an. (Offb. Joh. 20, 1 — 15). Da seine Anschauung der Auferstehung besonders maaßgebend geworden ist für die

Lehre und den Glauben der Kirche, so wollen wir den hierhergehörigen Abschnitt der Offenbarung noch etwas näher beleuchten.

Der Dichter bedarf nach den heißen Kämpfen im Himmel und auf Erden, die er geschildert hat, einer Zeit der Ruhe zur Musterung und Abwägung des Geschehenen, zur Entscheidung über den Werth oder Unwerth dessen, was sich vollbracht hat. Um diese Ruhe zu gewinnen, läßt er den Satan, der allen Unfrieden angestiftet hat, jetzt aber vom Ritter Gottes-Wort und dessen Reisigen überwunden ist, von einem Engel mit Ketten gebunden und so gefesselt auf tausend Jahr in den Abgrund gesperrt werden. Nun beginnt das Gericht. Wer die Richter sind, ist nicht deutlich angegeben. Nach den späteren Andeutungen (v. 11) zu schließen, hält Gott der Vater unter Beistand des Sohnes selbst das Gericht, und wenn von den Märtyrern und den nicht abgefallenen Christen gesagt ist, daß sie lebendig wurden und die tausend Jahr mit Christo regierten (v. 4), wenn ferner nach der zweiten oder allgemeinen Auferstehung Klein und Groß vor dem Richterthron erscheinen und nun nach den Werken über sie abgeurtheilt wird, die von ihnen in den Büchern verzeichnet stehen (v. 12); so muß man, glaube ich, in der Seele des Dichters ergänzen, daß die Theilnahme der Märtyrer und frommen Christen am Gericht besonders mit darin bestehen soll, jene Bücher zu ordnen, oder über dies und jenes dem Richter selbst Auskunft zu geben. Denn ein eigentliches Erkenntniß, Endurtheil oder Verurtheilung kann doch erst stattfinden, wenn diejenigen da sind, über welche das Urtheil ergeht. So wäre dann wenigstens die erste Auferstehung mit etwas Ernstem und Würdigem begründet, die Frommen machten sich während des tausendjährigen Ruhestandes nützlich, Gott hätte sie darum früher auferweckt, um ihre Angaben, ihren Rath, ihre Meinungen zu vernehmen, nicht aber, um mit ihnen eine tausendjährige Mahlzeit zu halten. Unser Dichter steht immer so groß und züchtig da, alles Unheilige von Gott und seinem Reiche fern haltend, daß man ihm auch hier nicht das gerade Gegentheil aufzubürden Ursach hat, zumal sich auch nicht einmal mit einem Wort die geringste Andeutung davon

vorfindet. Zwar ist im Vorigen (19, 17) eines Engels erwähnt, der in der Sonne steht und von da aus mit großer Stimme den Ruf erschallen läßt: „Kommt her, versammelt euch zum großen Mahle Gottes!" Allein diese Einladung gilt den Vögeln des Himmels, und das Mahl, welches sie halten sollen, ist das Fleisch der Feinde Gottes, ganz in der Sprache der alttestamentlichen Propheten, das Fleisch der Könige, der Gebieter, der Machthaber, der Rosse und ihrer Reiter, kurz Aller, mit denen jetzt der Vernichtungskampf beginnen soll (v. 18 ff.)

Universell, Alles umfassend, wie in der Offenbarung Johannis sich die Weltvollendung durch Christus darstellt, so erscheint bei ihm auch das Gericht und deshalb auch die Auferstehung. Daher Auferweckung aller Todten, der Kinder, wie der Eltern; das Meer muß die in ihm Umgekommenen wiedergeben, wie der Hades und das Todtenreich die Verstorbenen, die hier noch wandeln; dann aber werden Tod und Hades selbst vernichtet.

Demnach behaupte ich, daß unser Seher nicht allein kein tausendjähriges Reich und keine erste und zweite Auferweckung gelehrt hat, sondern überhaupt gar keine Auferstehung des Leibes oder der Seele. Soll er diese gelehrt haben, dann hat er auch gelehrt, daß Jesus, auf einem Schimmel reitend, mit einem ganzen Kriegsheere hinter sich, einen Drachen und andere Thiere mit so und so viel Hörnern bekämpft, ehe es zur Auferstehung kommt; daß Babel erst wirklich noch einmal untergehen muß, bevor von einem Weltende die Rede sein kann; daß das Reich der Seligen nichts ist, als die Hauptstadt des jüdischen Landes, nur von Grund aus neu aufgeführt und statt aus Holz und Eisen und Ziegeln vielmehr aus Krystall, Gold und Edelsteinen zusammengebaut; daß das Heiligthum der Verklärten ein Lamm ist u. dgl. m. Das heißt aber das Himmelskind der Poesie zu einem derben Bauerburschen machen, es statt mit Sonnen und mit Sternen mit Sand und Kuhblumen spielen lassen, ihm nur die A. B. C.-Buch-Bilder, keine Geisterträume, keine Weltgemälde zur Unterhaltung gönnen. Schon um der Freiheit willen, mit welcher unser Dichter

die Auferstehung behandelt, kann diese ihm nicht so am Leibe gehangen haben, wie den Chiliasten. Gerade weil er den allgemeinen Gedanken, welcher der Vorstellung zum Grunde liegt, herausgefunden hat und von diesem so durchdrungen ist, wie kein Anderer, darum zerbricht er, der Meister, „mit weiser Hand, zu rechter Zeit" die Form desselben und erfreut sich an dem inneren Gehalt. Wie Dante in den Bildern ewiger Vergeltung das Laster und die Tugend selbst nur kenntlich macht, wenn er sie aus dem Spiegel ewigen Lohns und ewiger Strafe vor uns erstehen läßt: so ist es nur das ewige Vorrecht der Frommen, das stete Loos der Verdammten, was unser Seher in der Auferstehung Beider in zeitlicher Form uns zum Bewußtsein bringt. Nur darum erstehen die Märtyrer und getreuen Christen um tausend Jahre früher und regieren mit Christus, weil unser Dichter sie schon gegenwärtig und immerfort mit Christus richten und regieren sieht. Nur darum eilt es mit der Erweckung und Verurtheilung der Verdammten nicht, weil das Geschick dieser im Grunde längst entschieden ist. Sie werden der Nacht und Finsterniß der Vergessenheit nur einen Augenblick entrissen, um in bester Form sogleich wieder und für immer in den Abgrund der Vernichtung hinabgestürzt zu werden. Um ihret- und um Gottes willen bedürfte es ihrer Auferstehung gar nicht. Aber damit wir erfahren, mit Augen sehen, — d. h. des poetischen Schmucks entkleidet, damit wir uns bewußt und inne werden, — daß sie an sich selbst schon die Verdammten und Gestraften sind, daß sie dem Reich der Nichtigkeit, dem sie sich selber eingebürgert, für Zeit und Ewigkeit verfallen sind: Darum muß das Schattenreich sie ausspeien und ein Feuermeer sie verzehren; darum müssen sie, nachdem sie den ersten, den zeitlichen Tod gestorben sind, nun auch den andern, den ewigen Tod erleiden (Cap. 20, 14. 15.).

Soviel ergiebt sich aus den prophetischen Gemälden des Dichters selbst. Nun bekennt er sich aber, wie in vieler anderer Rücksicht, so auch in Betreff des Todes und der Auferstehung ganz offen zur Dogmatik des johanneischen Evangeliums. In der Vision, welche der Seher einleitungsweise seiner Weissagung

vorangestellt hat, sagt Jesus (Cap. 1, 18) von sich selbst: „Ich war todt und siehe! ich bin lebendig für ewige Ewigkeiten (*ζῶν εἰμὶ εἰς τοὺς αἰῶνας τῶν αἰώνων*) und habe die Schlüssel des Todes und der Unterwelt.“ Heißt das wohl weniger, als: „Ich bin die Auferstehung und das Leben! Ich mache lebendig, wen ich will! Ich habe das Leben in mir selbst, wie der Vater“!?

Allein die Weissagung Johannis des Theologen ist, wie alles Menschliche, ein Werk der Zeit und erlag daher auch den Schicksalen des Zeitlichen. Sie ging, wie wir schon früher bemerkten, aus einer Reihe verwandter Erscheinungen hervor, die zum Theil gar nicht Erzeugnisse des christlichen Geistes, oder nur Früchte einer sehr beschränkten, noch weit mehr jüdischen, als christlichen Auffassung der messianischen Bedeutung Jesu und seines Reiches waren. Der sinnlichen, fleischlichen Denkweise des Zeitalters, die überdies die Offenbarung Johannis eben nur im Zusammenhang mit ähnlichen andern Schriften betrachtete, waren auch in jener noch immer Anknüpfungspunkte genug übrig gelassen, um ihre irdischen Erwartungen daran zu befestigen. Viele mochten nur um dieser willen jenem Buche den Vorzug geben vor den Evangelien und Episteln, welche ihnen vielleicht auf bestimmte örtliche und Zeit-Verhältnisse ausschließlich berechnet schienen, während sie in der Apokalypse die Zukunft der Kirche, ja der ganzen Welt vorgebildet sahen. Entstand so bei ihnen der Glaube an ein tausendjähriges Reich der Frommen noch vor deren vollkommener Beseligung, so lag die Schuld davon lediglich in ihrem fleischlichen Sinne, nicht aber in der christlichen Apokalypse.

Schon die Juden des messianischen Zeitalters hatten die Dauer der Regierung des Messias auf 1000 Jahre berechnet. Zwar schwankten die Zeitbestimmungen Anfangs. Man stieg von 40 zu 70, sprang auf 366 und 400 Jahre, blieb aber dann bei 1000 Jahren, die man mit Worten der heiligen Schrift rechtfertigen zu können glaubte. Daß die Schöpfung, das Werk sechstägiger göttlicher Arbeit, 6000 Jahre dauern müsse, sah man ganz klar in Psalm 90, 4 ausgesprochen, indem Moses hier 1000 Jahre vor Gott einem Tage gleich setzt. Da aber Gott

selbst am 7ten Tage geruht hatte, so schien es schicklich und billig, daß die Welt auch nach sechstausendjähriger Plage ihr Sabbath-Jahrtausend habe, und das sollte nun eben die Zeit der Herrschaft des Messias sein. Cerinth, Zeitgenosse des Apostels Johannis zu Ephesus, wendet dieses Facit auf die Wiederkunft Jesu an, und man hielt ihn deshalb sogar eine Zeit lang für den Verfasser der johanneischen Apokalypse. Sein Chiliasmus, damals zwar bekämpft, war noch nicht der fleischliche der Orthodoxie des zweiten Jahrhunderts; denn Cerinth verfolgte eine entschieden gnostische Richtung. Ebenso ist beim Verfasser des unter Barnabas Namen bekannten Briefes das tausendjährige Reich schon so geistig gefaßt, wie später beim Justinus Martyr und Tertullian, als Herrschaft nämlich des göttlichen Willens, als selige Gemeinschaft der Heiligen mit Christo. Auch fehlt ihm die moralische Nutzanwendung nicht: „Ἐγγὺς γὰρ ἡμέρα, ἐν ᾗ συναπολεῖται πάντα τῷ πονηρῷ. Ἐγγὺς ὁ κύριος καὶ ὁ μισθὸς αὐτοῦ“ (Cap. 21). Dagegen haben andere Schriftsteller des apostolischen Zeitalters, wie Papias beim Irenäus — letzterer ohnehin selbst — und der Verfasser des jüdisch-christlichen oder christlich-jüdischen Esra bereits einen sehr ausgebildeten sinnlichen Chiliasmus, während sich Polykarp und Clemens Romanus mit einem gemäßigten Auferstehungsglauben begnügen. Der Pseudo-Esra läßt die Herrlichkeit des messianischen Reiches zwar nur 400 Jahre dauern, aber die so verkürzte Freude wird dafür intensiv desto fleischlicher genossen. Er kennt schon den wilden Ochsen Behemoth und den Wallfisch Leviathan, der nach der späteren Rabbinen-Lehre mit dem Vogel Ziz-Sadai den auferstandenen Gerechten von Moses vorgelegt wird. Auch Papias läßt die Christen in ähnlicher Weise schwelgen. „Et quum eorum apprehenderit aliquis sanctorum botrum, alius exclamabit: Botrus ego melior sum, me sume, per me Dominum benedic!" Irenäus selbst nennt das den Sabbath der Gerechten, „in qua non facient omne terrenum opus, sed adjacentem habebunt paratam mensam a Deo, pascentem eos epulis omnibus." Ganz gegen die evangelische Lehre, aber durchaus consequent, ließen dann die Chiliasten und selbst Epiphanius

die Auferstandenen sich wieder verheirathen und mit den Menschen auch die Thiere fortleben.

Als die von Alexandrien ausgehende geistigere Erfassung des Christenthums in der Kirche festen Fuß zu fassen begann, konnte sich der gröbere Chiliasmus nicht mehr behaupten, und Lactanz im Anfange des 4ten Jahrhunderts steht damit schon ziemlich vereinzelt da. Seit Augustinus wurde es Grundsatz, das tausendjährige Reich als ein gegenwärtiges, zum Theil schon vergangenes zu fassen, indem man dasselbe von der ersten Erscheinung Christi auf Erden anfangen ließ und die Stiftung der christlichen Kirche für die in der Apokalypse erwähnte erste Auferstehung nahm. Dies war eigentlich schon ein Schritt zur Verallgemeinerung und Allegorisirung der ganzen Auferstehungslehre; indeß hatte man doch eine zweite Auferstehung immer noch im Rückhalt. Als aber das Jahr 1000 p. Chr. verflossen war, ohne die Erwartung der Gläubigen gerechtfertigt zu haben, da mußte man freilich anders zu rechnen anfangen, wenn man es nicht vorzog, die ganze Weissagung im geistigen Sinne bereits als erfüllt zu betrachten. Gewöhnlich ward jetzt der Uebertritt Constantin des Großen zum Christenthum als Beginn des tausendjährigen Reiches bezeichnet. Luther ließ es vor Gregor VII. zu Ende gehen, bis wohin er das heilige Papstthum führt; mit Gregor läßt er das antichristliche Papstthum beginnen, welches nach seiner Meinung 666 Jahre dauern würde. Die Gog und Magog sieht er in den Türken gekommen, auf deren Besiegung, wie er hofft, das jüngste Gericht folgen werde. Neuere, wie Spener, Petersen und Bengel versetzten das Reich der Frommen mit Christo von Neuem in die Zukunft, aber doch nicht ohne eine gewisse Vergeistigung. Bengel datirt es von 1836 bis 2836. Petersen, der neben der geistigen Ergötzung der Frommen die leibliche beihergehen läßt, erlaubt den Seligen, im tausendjährigen Reiche sich fortzupflanzen, und nennt die Nachkommenschaft derselben den Saamen der Gesegneten des Herrn. Die Rechtgläubigkeit der neusten Zeit hat das tausendjährige Reich wieder allen lassen. Nur Nitsch in Bonn, der sich zum Apologeten des

Buchstaben der Schrift gemacht zu haben scheint, ohne Sorge darüber, daß Erfahrung und Wissenschaft all' seine Apologie zu Schanden machen und daß man einst über solche vielleicht wohlgemeinten apologetischen Anstrengungen lächeln wird, wie heute über die Irrthümer eines Bengel und Lavater, nur Nitsch lehrt noch eine doppelte Auferstehung und verlegt in die zwischen der ersten und zweiten offen gelassene Lücke den Gipfel- und Glanzpunkt äußerer Herrlichkeit der Kirche.

Mehr und eifrigere Vertheidiger, als der Chiliasmus, fand die Auferstehung überhaupt, da Vielen daran die ganze Fortdauer zu hängen schien. Man trennte die Auferstehung der Todten von der Wiederkunft Christi. Es war mehr um die Erhaltung der eigenen Persönlichkeit, als um die Verherrlichung des Erlösers zu thun, und wenn es hätte sein müssen, so würde man sich, statt durch Jesus erweckt zu werden, auch wohl eine Auferweckung durch Moses, Elias oder selbst Muhamed haben gefallen lassen. Man konnte demnach auch bei den Worten der Schrift nicht stehen bleiben. Den Ungläubigen gegenüber, die, wie Griechen und Römer, gar keine Fortdauer denkbar fanden, berief man sich nicht auf die Wiederkunft Christi, sondern sann auf Beweise, die hergenommen wurden von den Eigenschaften Gottes, besonders von seiner Allmacht, Gerechtigkeit und Güte, von Analogieen in der Natur, von dem in der Welt herrschenden Princip des Fortschritts als unendlichen Progresses, aber auch von Erscheinungen Verstorbener u. dgl. Gegen Secten, die zwar eine Fortdauer der Seele zugaben, nicht aber des Körpers, der, als der Materie angehörig, einer ewigen Dauer nicht werth erschien, mußte man den Leib des Menschen in Schutz nehmen, und namentlich nachweisen, daß ohne vermittelndes Organ die Seele wirkungsunfähig sei, daß an Allem, was der Mensch Gutes oder Böses gethan habe, der Leib Theil genommen, mithin auch an der Vergeltung Theil haben müsse. Mehr noch, als mit solchen Beweisen, beschäftigten sich die gelehrten Kirchen-Väter mit Untersuchungen über die Beschaffenheit der Auferstehungsleiber. Identität, Gestalt, Geschlecht, Alter, Bestandtheile bis

zu den Zähnen, Haaren und Excrementen, Leichtigkeit oder Schwere, Schönheit und Vollkommenheit oder Häßlichkeit und Gebrechen, das waren die hundertmal erneuten Fragen, die hundertmal auf gleiche Weise, hundertmal mit neuen Aufschlüssen beantwortet wurden.

Nichts destoweniger gab es zu allen Zeiten Gegner der Auferstehung des Fleisches, und schon im N. T. selbst begegnen uns solche, welche behaupteten, die Auferstehung sei bereits gewesen, indem sie dieselbe wahrscheinlich—ganz im johanneischen oder im allegorisch paulinischen Sinne nahmen. Als solche nennt Paulus (2 Tim. 2, 17 u. 18) zwei Mitglieder der Gemeinde zu Ephesus, den Hymenäus und Philetus. Bekannt ist, daß die Gnostiker und die ihnen verwandten Manichäer, Priscillianisten und Hieraciten ebenfalls keine Auferstehung des Leibes zugestanden, was mit ihren Lehrmeinungen von der Natur der Seele zusammenhing. Aber auch unter den rechtgläubigen Kirchenlehrern selbst finden sich mehrere, die sich nicht überwinden konnten, der Kirche in der Auferstehungslehre beizupflichten. Wenn Origenes den Menschen in der Auferstehung in ganzer Figur wiederhergestellt wissen wollte, — aber nur der Identität nach (τὸ εἶδος), denn die Gestalt sollte die Kugelform sein, — so war es ihm damit kein wahrer Ernst. Der Zielpunct seiner Unsterblichkeitstheorie ist eine allmälige Potenzirung nicht nur der Seele, sondern der ganzen körperlichen Substanz zur Geistigkeit Gottes: tunc, quum omnia restituentur, ut unum sint, et quum deus fuerit omnia in omnibus. Er beschreibt an andern Stellen diese Progression auf verschiedene Weise, aber das Ziel ist ihm überall dasselbe, Gott, also kein unendlicher Progreß, wie in der rationalistischen Unsterblichkeitslehre. Hierin war aber das Evangelium schon weiter, als Origenes. Johannes sieht in der Liebe bereits die vollkommene Vereinigung mit Gott, und als Liebe ist Gott eben Alles in Allem. Gregor der Große, mit dem Beinamen der Theologe, aus der Schule des Origenes, folgte seinem Lehrer in der Annahme einer solchen progressiven Vollendung des Menschen. Sein Commentator Niontas aber geht tiefer in den Gehalt dieses Ge-

dankens ein, indem er dem Tode unmittelbar die absolute Vollendung folgen läßt: „Hanc sepulturam resurrectio sequitur, i. e. absoluta contemplatio ac deificatio“ (In Gregor. Orat. 38. Op. II. p. 842. Venet. 1753), ähnlich wie Jesus in den Evangelien.

Diese Tiefe der Auffassung hat das Dogma bis zu den speculativen Systemen der neuesten Zeit nicht wieder erlebt. Der Kriticismus, welcher die Auferstehung des Leibes einmal für immer verneinte, verbat sich doch eine vollkommene Gottwerdung unmittelbar nach dem Tode. Auf dem absoluten Standpuncte unserer Tage ist die Auferstehung als das Moment im Leben des Einzelnen gefaßt worden, in welchem er zu dem höheren Selbstbewußtsein gelangt, daß Gott sich in ihm weiß, ähnlich wie das Erwachen zum Christus-Bewußtsein bei Johannes. Wenn man die synoptische mit der johanneischen, die niontasische mit der hegelschen Auffassung zu vereinigen weiß, so wird man sich wenigstens rühmen dürfen, mit der evangelischen Auferstehungslehre in Uebereinstimmung zu sein. Die Einheit der menschlichen und göttlichen Natur soll nach Michelet (Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele S. 172) „weder blos eine bewußtlose, noch eine nur im einzelnen Bewußtsein vorhandene sein, sondern zum allgemeinen Bewußtsein werden, indem Jeder, als Glied der Gemeinde, sich im Geiste zur Einheit mit Gott erhebt, und Christus in ihm wieder aufersteht.“ Das wäre ohngefähr dasselbe, was wir die Auferstehung im Bewußtsein der Gesammtheit nannten, ein Auferwecktwerden von Gott im Geiste. Sofern diese Erhebung als ein Act des Bewußtseins im Einzelnen während seiner physischen Lebensdauer gedacht wird, würde diese Auferstehung mit der sogenannten Wiedergeburt zusammentreffen und den Entwickelungspunct im Leben des Frommen bezeichnen, in welchem er sich seines zeitlichen Daseins als eines Moments im ewigen Leben des Gesammtgeistes bewußt wird. Sofern aber das individuelle Dasein und Bewußtsein immer noch eine Scheidewand bildet zwischen dem Einzelnen und dem Allgeiste, kann die Vereinigung beider absoluter Weise sich nur vollziehen mit dem Tode des Ersteren. Nach seiner zeitlichen Vollendung gehört der

Mensch ganz seinem Gott an; der Tod seines Leibes ist die Auferstehung seines Geistes vom Tode, die Erlösung und Ablösung von allem Endlichen; das Bewußtsein, dessen er nun nicht mehr bedarf, wird zum Gewußtsein; die Summe seiner Selbstentäußerungen, nicht mehr an sein leibliches Erscheinen gebunden, gelangt jetzt zu unendlicher Wirksamkeit und diese seine zu göttlicher Macht und Unwandelbarkeit erhobene Selbstbethätigung ist sein ewiges Leben. Er lebt in und mit Gott, wie Abraham, Isaak und Jakob, wie Jesus Christus selbst, auch wenn nicht, wie bei jenen, sein Name an dem Namen Gottes förmlich anhaftet (Luc. 20, 38).

Diese Auffassung der Auferstehung halten wir für die evangelische. Eine leibliche Auferweckung der Todten am Ende der Tage durch den auf den Wolken daherschreitenden Christus ist nach unserer Ueberzeugung nicht die neutestamentliche Lehre Jesu, und — für den, welcher aus unserer Exegese der betreffenden Stellen noch nicht dieselbe Ueberzeugung gewonnen haben sollte, fügen wir hinzu — eine solche Wiederherstellung der Todten ist eine der Erfahrung und dem Vernunftgesetz widersprechende, eine Gottes und unseres Religionsstifters unwürdige Träumerei. Warum, um mit dem Letzteren zu beginnen, sollte die christliche Religion, wie sie von dem Stifter der Kirche mitgetheilt worden, wie sie in seinem Geiste sich noch alle Zeit den Gläubigen mittheilt, nicht ausreichen, die Menschen während ihres zeitlichen Lebens für immer zu beseligen, sie mit Gott zu vereinigen und sie so des göttlichen, ewigen Lebens theilhaftig zu machen? Warum müßten sie, um dieses Vollgenusses der Segnungen versichert zu werden, sich erst von Würmern zu Staub zernagen und nach so und so viel Aeonen durch einen kosmischen, physischen, chemischen und organischen Prozeß sich erst wieder zu Menschen machen lassen, wenn ihnen doch nichts weiter widerfahren soll, als was ihnen eben so gut und noch besser vor ihrer Vernichtung und mit derselben zu Theil wird? Warum muß Jesus es sein, der alle Todten lebendig macht, auch die, welche nie von ihm etwas vernommen haben, vernehmen konnten? denen er, die ihm steinfremd sind? Warum zu dieser rein physischen Verrichtung ein Mann,

der seine ganze Bedeutung nur in der Sphäre des Geistes und auf sittlichem Gebiete hat? Warum zu solchem Geschäft nicht ein Herkules oder Simson oder Stentor? Denn es bedarf einer starken Stimme selbst nach der Versicherung des Apostels Paulus; es soll geblasen werden, wie derselbe Apostel bemerkt; und die *σάλπιγξ τοῦ θεοῦ*, welche die jüdische Ueberlieferung dem Messias zu diesem Behuf geliehen hat, ist, wie nicht ohne Ironie selbst der fromme Knapp zu 1 Theff. 4, 16 anmerkt, 1,000 Ellen lang und wird siebenmal geblasen. Ist Jesus darum der allgemeine Todtenerwecker, weil er es nicht verschmähete, Menschen vom Todtenbette, aus dem Sarge, aus dem Grabe dem Leben, dem sie noch angehörten, wieder zu geben? Die Wahrheit dieser Ueberlieferung vorausgesetzt, haben nicht Andere vor ihm und nach ihm dasselbe geleistet? Den von ihm selbst ausgesprochenen Grundsätzen aber widerspricht es sogar, die Naturgesetze Gottes von Gott selbst aufheben zu lassen, um Verdienste und Verschuldungen der Menschen vor ein Austrägalgericht an das Ende der Welt zu bringen. Dem reichen Mann, der Pein leidet und der vor einem ähnlichen Schicksal seine Brüder zu wahren wünscht, antwortet im Gleichnisse Abraham: „Sie haben Mosen und die Propheten; laß sie dieselbigen hören!" und dem Schächer am Kreuz antwortet Jesus selbst: „Heute werde ich mit Dir im Paradiese sein!" Würde er das gesagt haben, wenn er jenen reuigen Sünder früher oder später noch wiederzusehen und auf das Paradies dann gründlicher vorbereiten zu können gehofft hätte?

Ich will bei dieser letzten Stelle einen Augenblick verweilen, da meine Erklärung derselben (Th. 1.: S. 208) so hart angefochten und von Fichte geradezu eine exegetische Taschenspielerei genannt ist. Leider wissen unsere Gelehrten aus den Worten Christi hier nicht mehr zu machen, als der arme Schächer selbst. Daß ich *σήμερον* nicht für ein assertorisches profecto genommen, daß ich gewagt habe, bei der Grundbedeutung dieser Zeitpartikel stehen zu bleiben, versetzt sie in Staunen, und daß ich mich erdreistet, hier „heute" und „sogleich" für einsbedeutend zu erklären, scheint ihnen ein offenbarer Gewaltstreich zu sein. Gerade aber

war im Munde Jesu und unter jenen peinvollen Umständen das Wort „heute" das passendste und würdigste, was sich erdenken ließ. Um einen näheren Zeitpunct zu bestimmen, hätte er den Augenblick seines Sterbens, wie des seines unglücklichen Gefährten, nach einer Secunda-mortis-Uhr unserer heutigen Aerzte voransbestimmen müssen. Man denke nur, wenn der Gekreuzigte statt „heute" geantwortet hätte „in einer halben Stunde" oder „heut Abend um ¾ auf 8 Uhr wirst du mit mir im Paradiese sein!" wie das einem sterbenden Messias angestanden haben würde! Jesus wußte aber wohl, was er sagte, und wenn er nicht, so wußten die Evangelisten, was sich für den gekreuzigten Messias schicke, und was nicht. Allerdings lasse ich hier die Annahme einer Accommodation offen, aber, wenn irgendwo, hier ist sie gerechtfertigt. Wenn ein armer Sünder auf der Richtstatt Reue zeigt und nach Stärkung und Trost verlangt, dann wird, mein' ich, kein Gott die Accommodation scheuen, sondern sie Belehrungen und Erörterungen, wozu die gezählten Augenblicke nicht mehr reichen, vorziehen.

Hätte aber, um auf die Auferstehungsfrage zurückzukommen, Jesus selbst an dem Glauben seiner Zeitgenossen festgehangen, daß der Erdenstaub sich wieder regen und wie am Anfange der Schöpfung wieder lebendige Menschen hervorbringen müsse, damit das messianische Werk vollendet werden könne, hätte Jesus dies selbst geglaubt, wie ich mich dessen nimmer überreden kann: so würde er, das wird mir jeder Gebildete hoffentlich zugeben, nicht denselben Glauben in unsern Tagen festgehalten und ausgesprochen haben, unter Voraussetzung, daß ihm die allgemeinsten Ergebnisse unserer Erfahrung und Naturkunde nicht unbekannt geblieben wären. Wo sich ein Organismus soweit aufgelöst hat, daß die Atome selbst nicht mehr vorhanden, sondern längst und tausendfach in andere Organisationen auf- und übergegangen, zu andern Formationen von Gott selbst verwendet und verbraucht worden sind, da noch denselben individuellen Organismus, denselben alten Menschen wieder zurückverlangen, heißt etwas — nicht Unmögliches, was wäre wohl für die heilige

Einfalt bei Gott unmöglich? — heißt etwas Ungöttliches, etwas Gottes Unwürdiges und darum Unchristliches fordern. Denn wollte Gott selbst den Wünschen dieser frommen Verkehrtheit willfahren, er könnte es nicht anders, als mit Aufopferung aller der Erzeugnisse und Geschöpfe, die durch den Tod und die Verwesung jener selbstsüchtigen frommen Person erst zum Dasein kamen. Darin zeigt sich die ganze Ungereimtheit und Abgeschmacktheit des Irrwahns, daß er das, was Gott in seiner Güte und Weisheit nach einander und durch einander Leben und Bestand gewinnen läßt, auf einmal, mit und neben einander von und vor ihm dargestellt verlangt. Woher wollt ihr die Myriaden Menschenleichen zusammentreiben, die seit Adams Tod die Erde gedüngt und befruchtet haben? Durchwühlt nur das Innere dieses Planeten, ihr findet nicht von einem einzigen Jahrhundert die nöthigen Auferstehungsknochen und Grundkeime zur neuen Belebung zusammen. Diese Todten sind schon lange wieder erstanden. Schon tausendmal ist der Stoff dieser Leiber den alten Kreis vom Erdenklos zum Gewächs, vom Thier zum Menschen hin und zurück durchlaufen. Der Planet hat so gut seinen durch Ausgabe und Einnahme bedingten Etat für Menschenproduction, wie der Staatshaushalt.

Und könntet ihr sie zur Stelle schaffen, alle Menschen, die seit so vielen Jahrtausenden verblüht, vermodert und verbraucht sind, wohin wolltet ihr denn nun mit ihnen? Sie andern Sternen einverleiben? Davon steht im N. T. nichts geschrieben, und die Vernunft läßt ihrem Himmelskörper auch nichts von seinem Eigenthume abwendig machen (Th. I., 116—129). Die Apostel warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, und also würden die Auferstandenen abermal auf die Erde beschränkt bleiben. Nun aber ist diese nur so eben im Stande, eine Menschen-Generation und die kaum zu eines Jeden Zufriedenstellung und Behagen zu ernähren, wie sollte sie Tausende von Generationen zu einem Male erhalten können. Der Befriedigung geistiger Bedürfnisse gedenke ich noch gar nicht; ihrer

werden wir beim Gericht und der ewigen Vergeltung zu erwähnen haben.

Nein, je deutlicher ich mir davon Rechenschaft geben kann, wie sich ein solcher Glaube hat bilden und Jahrtausende hindurch erhalten können, desto weniger bin ich geneigt, ihm auch nur den geringsten Schein der Wahrheit und Christlichkeit zu lassen. Auferstehung ist nichts als ein Bild, entstanden und hervorgegangen durch ein anderes, mit welchem man milder Weise den Tod zu bezeichnen sich gewöhnte, ein Pendant, ein Seitenstück zum Einschlummern für die Ewigkeit. Tod — ewige Ruhe, Sterben — das Entschlafen zu dieser; Leben Gottes — ewiges Wachsein, Auferstehung — Erwachen zum ewigen Gottesleben. Sobald man anfing, den Tod für das zu erkennen, was er ist, für Auflösung des individuellen Organismus, von diesem Augenblicke an konnte man ihn nicht mehr bewußter Weise und im eigentlichen Sinne einen Schlaf nennen, eben damit aber hätte man auch aufhören müssen, die Auferstehung als ein eigentliches, zeitlich und räumlich jemals statthabendes Erwachen oder Erwecktwerden zu fassen. Hier kamen aber die Interessen der Selbstsucht mit in das Spiel. Der eigennützige Fromme w ü n s c h t e fortzuleben, der wiederum seinen Eigennutz benutzende Priester l i e ß ihn recht gern fortleben. Dazu bedurfte die alte orientalische Welt aber der vollen Leiblichkeit, da ihr das Leben vornehmlich im Blute lag. Nach der Entdeckung der Seele als eines selbstständigen Wesens, welcher der Leib nur zum Handwerkszeug diente, ließ sich die Auferstehungslehre noch besser ausbilden und mit mehr Scheinbarkeit ausstatten. Diese Seele ging im Tode nicht mit unter, sondern behauptete in und nach der Auflösung des Leibes ihren Bestand. Das wesentlichste und wichtigste Stück vom Menschen war also gerettet. Die Wiederherstellung des Leibes, von welchem man überdies auch noch einen kleinen Theil der Verwesung trotzen ließ, — Luz, den Auferstehungsknochen der Juden, — konnte nun nicht mehr viel Schwierigkeiten machen. So überlieferte sich der Auferstehungsglaube an die Juden und die ersten Christen. Der Messias sollte nach der Meinung des Volks die Todten auf-

erwecken. Nach der Ueberzeugung der Gebildeteren, der Sadducäer zumal, hatte er wichtigere Dinge zu thun, nämlich das ganze jüdische Staats- und Volksthum wieder zu Leben zu bringen. Nach dieser politischen Seite konnte Jesus, der sie nicht schlechthin von sich wies, noch von sich weisen durfte, wohl daran denken, ein messianisches Gericht zu halten, nicht aber der Todtenerwecker alter, für seine Zeit ganz bedeutungsloser, vermoderter Juden zu werden. Wenn er aber, da sich in seiner Realisirung der Messias-Idee die politische Seite nicht durchführen ließ, das Messiasthum nur dadurch hätte vergeistigen wollen, daß er auf den Glauben der Pharisäer zurückgegangen wäre und eine leibliche Auferstehung aller Menschen am Ende der Erdentage gelehrt hätte, — wovon in keinem Evangelium etwas zu lesen ist, — so würde dies eine Herabsetzung, nicht aber eine Vergeistigung des Messiasthums gewesen sein. Er hatte kein Interesse daran, zum Wahn der Menschen auch nur still zu schweigen, viel weniger sie darin zu bestärken, da er für seine Lehre sein Leben zu lassen entschlossen war. Bei den Aposteln stellte sich die Sache schon anders, und wenn ich ihnen kein absichtliches quid pro quo Schuld geben will, so konnten sie doch Manches gehen lassen, wie es ging, weil sie sich selbst nicht über die eigentliche Ueberzeugung Jesu Rechenschaft zu geben vermochten, und weil sie nicht mehr, wie Jesus, die Weltverhältnisse von der Höhe eines Messias-Thrones überschauten. Unter den Christenverfolgungen aber hielt man es unbezweifelt für fromme Pflicht, Alles hervor zu suchen, was die Märtyrer seines Glaubens mit Hoffnung, Trost und Muth erfüllen konnte, und als vollends im Christenthum das Priesterthum sich wiederhergestellt hatte, als es darauf ankam, Macht und Glanz und Herrschaft über die Gemüther an sich zu reißen, da war jeder Wahn willkommen, der jenen Zwecken dienen konnte, und nebenher schritten Selbstverblendung, Verstockung und Verdumpfung auch unter den Geweihten, wie Trägheit und Bequemlichkeitsliebe sie immer zu erzeugen pflegt.

Jesum als den Auferwecker der geistig Todten zu fassen und festzuhalten und als solchem es ihm nachzuthun, kostet Nach-

denken, Mühe, Aufopferung, Selbstverleugnung. Ein Volk von denkenden, frei sich selbst bestimmenden, nur der Vernunft gehorsamenden Menschen zu regieren, wäre eine neue Messiasarbeit gewesen. Hier ging also der Vortheil der Priester- und der Herrscherkaste Hand in Hand. Büßungen, Kasteiungen, Opferzahlungen waren leichter vorzuschreiben, als die Lehre Jesu rein auszulegen und zum Heil der Gläubigen fruchtbar anzuwenden. Jene mechanischen Verrichtungen und die Wahngebilde, auf denen sie beruheten, füllten aber auch die Köpfe, wie die Zeit, der Christenmenschen gefahrloser aus, und berauschten den Sklaven wirksamer und andauernder, als die Spirituosa des 19ten Jahrhunderts. So bildete sich denn eine Macht des Irrwahns, gegen welche selbst ein Wahrheitsheld die Stimme nicht mehr zu erheben wagte.

„Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
„Die Wenigen, die was davon erkannt,
„Die, thöricht g'nug, ihr volles Herz nicht wahrten,
„Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
„Hat man von je gekreuzigt und verbrannt."

Aber Goethe war nicht der weise Mann, der zuerst die Nothwendigkeit erkannt hätte, die Wahrheit mit Vorsicht und Auswahl zu predigen. Schon Jesus mahnte, man solle die Perle nicht vor die Säue werfen, und eben deshalb ist man verpflichtet, ihm selbst eine Weltanschauung zu verwahren, die höher und edler ist, als die des Pöbels. Und ist denn, richtig geleitet, die Masse und die Macht des Pöbels wirklich so groß und so zwingend, daß der bessere Geist eines Volkes, einer Zeit, ja der Menschheit darum den Grundsatz des Fortschreitens aufgeben müßte? — Hat die Masse, wie träg' und schwer sie sich bewegt, nicht dennoch sich äußerlich wenigstens dem siegreichen Zuge der Wahrheit noch immer anschließen und unterordnen müssen? Mußte und muß nicht der Naturdienst, als Wunderkur, Wahrsagerei, Schatzgräberei, Liebestränkelei und Hexen- und Gespensterglaube, vor dem Lichte des Jahrhunderts sich in die Winkel verkriechen, und zwar bei Katholiken so sehr, wie bei Protestanten? Ist nicht

Mirakel und Fegfeuer und Hölle und Teufel für einen großen Theil der Christenheit überhaupt gar nicht mehr vorhanden? Darf man an der europäischen Menschheit, darf man am deutschen Volke verzweifeln, weil die erst seit hundert Jahren in's Volk gedrungene Kunst und Wissenschaft es noch nicht durch und durch umzubilden vermocht haben? — Nein, es ziemt uns, Geduld zu haben mit den Schwachen, aber es bleibt eben so sehr heilige Pflicht für uns, die Hände nicht müßig in den Schooß zu legen. Wir sind es Gott und dem Stifter unserer Religion, der für die Wahrheit in den Tod ging, wir sind es dem deutschen Volke und uns selbst schuldig, die Wahrheit zu ergründen und offen zu bekennen. Wie viele Tausende haben für die Glaubensfreiheit auf deutschem Boden ihr Blut verspritzt! wie viele Tausende haben noch vor dreißig Jahren Hab und Gut, Leib und Leben preisgegeben, um uns, ihren Nachkommen, das Heiligthum christlich-deutscher Geistesfreiheit zu sichern! Glaubt ihr, daß sie sich nur haben todtschießen lassen, einigen Wenigen ein behagliches Leben zu verschaffen? Wißt ihr nicht, daß wir unsere Fürsten und Feldherrn und Staatsmänner selbst nur als die Hüter unserer geistigen Kleinodien verehren und daß ihnen nur darum so hohe Ehre geschieht, weil wir unsern Gesammtgeist, den jene zu vertreten haben, nicht hoch genug ehren zu können uns bewußt sind?

Also nichts auf uns und unsere Kinder, was die Verdienste, was die Ehre unserer christlichen, unserer deutschen Freiheitshelden beeinträchtigen oder schänden könnte! Nichts auf uns, was dem Rechte, was der Würde unserer Religion, unseres Volkes zu nahe tritt, wenn wir es unternehmen, die Sache der Menschheit zu führen. Kein Jenseits, keine Auferstehung des Leibes, wenn sie Jesus nicht gelehrt hat! keine, wenn er sie gelehrt hätte, und sie doch der Messias-Idee und dem Christenthume widerstritte!

IV. Das Gericht.

Bevor wir auf die Entwickelung und Würdigung der neutestamentlichen Lehre von dem Jesu beigelegten Gericht über die Welt näher eingehen, sei es erlaubt, zuvor einer Ungenauigkeit zu gedenken, welche sich Theologen und Philosophen sehr häufig bei der Behandlung dieses Artikels zu Schulden kommen lassen und die wir im Nachfolgenden zu vermeiden wünschen. Gewöhnlich werden nämlich Gericht und Vergeltung als gleichbedeutende und ununterschiedene Begriffe zusammengeworfen, so daß Bibelstellen für jenes angeführt werden, die nur von dieser sprechen, und umgekehrt. Die Ursache davon mag darin liegen, daß man die letzten Dinge überhaupt zu wenig nach den einzelnen Partieen sondert, die unter diesem allgemeinen Begriff zusammengefaßt sind, vielmehr, ihre Zusammengehörigkeit als zweifellos voraussetzend, meint man wohl, wenn für den einen Artikel ein Schriftbeweis gefunden worden, seien eben damit alle bewiesen. Ein solches Durcheinander herrscht besonders in der sonst schätzbaren Abhandlung über die urchristliche Unsterblichkeitslehre von Weizel (Theol. Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit 1836 III., S. 279 ff.; IV., S. 895 ff.). Von der ungeheuren Menge neutestamentlicher Schriftstellen, welche sich hier zusammengetragen finden, sind nur sehr wenige zu gebrauchen, wogegen andere recht brauchbare fehlen. Gericht und Vergeltung scheint dieser Gelehrte gar nicht zu unterscheiden.

Wir nun verstehen unter Gericht nur das Erkenntniß, die Entscheidung und damit die Scheidung der Schuldigen von den Unschuldigen; noch nicht die Belohnung und Bestrafung selbst, sondern zunächst nur deren Zuerkenntniß. Die Vergeltung ist zwar abhängig von dem Gericht, aber noch nicht unmittelbar durch dasselbe gesetzt; sie folgt diesem vielmehr erst als ein der Schuld oder Unschuld entsprechender Zustand von Seligkeit oder

Verdammniß. Der Standpunct, auf welchem die Begriffe so in einander fließen, daß weder Auferstehung und Gericht, noch Beides wiederum von Parousie und jüngstem Tag, getrennt gedacht werden, ist schon nicht mehr der exegetisch-historische, sondern der speculativ-dogmatische, die Vergeistigung der in Raum und Zeit vorgestellten Begebenheit.

Von Seiten der rationalistischen Theologie pflegt die Zusammenwerfung von Gericht und Vergeltung aus einem anderen Interesse begünstigt zu werden. Der Rationalist nämlich giebt die Wiederkunft, die Auferstehung und — als zeitlichen Vorgang am Ende der Erdentage — auch das Gericht der Vergeistigung oder der Allegorisirung zwar preis. Allein da er die individuelle Fortdauer wenigstens als Unsterblichkeit der Seele zu retten bemüht ist, nimmt er nun eine Art von Gericht an, welches jeden Einzelnen unmittelbar nach seinem Tode erwartet; dann aber nur darin besteht, daß das von der Erde abgeschiedene Subject sogleich in den Zustand versetzt wird, welcher den während seines Erdenlebens entwickelten Tugenden und Fähigkeiten entspricht und in solcher Weise für das Subject zu einem Zustande der Vergeltung oder — noch subtiler gefaßt — der Fortentwickelung wird. Anknüpfungspuncte für eine solche Annahme finden sich allerdings schon in den Vorstellungen der Juden zur Zeit Jesu, und indem bei den Anfängen des Christenthums auf sie Rücksicht genommen wurde, auch im Christenthume selbst, wie das Gleichniß vom reichen Manne und dem armen Lazarus beweist. Allein in der Messias-Idee lag ein Mehreres und Größeres, was Jesus noch viel weniger außer Rücksicht lassen konnte, wenn er für den Messias anerkannt sein wollte, nämlich die Vorstellung des von diesem abzuhaltenden allgemeinen Weltgerichts, das sich näher zu einem Gericht über Gläubige und Ungläubige, Heilige und Unheilige bestimmt hatte.

Mit diesem Gericht haben wir es nun im Nachfolgenden ausschließlich zu thun, wogegen wir uns die Vergeltung als den Zustand ewiger Seligkeit und Verdammniß und auf Seiten Gottes als den Act ewiger Belohnung und Bestrafung dem dritten Theile

unseres Werkes, der eigentlichen Theodicee, vorbehalten. Wir werden demnächst hier nur zu untersuchen haben, ob und wie weit es dem Stifter der christlichen Religion gelungen ist, sein Messias=Bewußtsein auch in der Beziehung auf das Weltgericht aufrecht zu erhalten und geltend zu machen, besonders aber, wie weit er das Gericht als gegenwärtiges, durch ihn sich bereits vollbringendes, oder als ein noch zukünftiges, in späterer Zeit erst zu verwirklichendes gefaßt und anderen zu verstehen gegeben hat.

Im Allgemeinen und ehe wir hierauf irgend eine einzelne Stelle des N. T. ansehen, setzen wir als von allen Parteien zugestanden voraus, daß Jesus sich thatsächlich von seinem ersten Auftreten bis zu seinem Lebensende als messianischer Richter benommen und bewährt habe. Auf bürgerliche Rechtshändel ließ er sich allerdings nicht ein, sondern wies diese sogar, als nicht vor sein Forum gehörig, geradezu von sich hinweg. Aber daß man ihn auch nur mit dergleichen Rechtsstreitigkeiten behelligte, ist mit ein interessanter Beleg dafür, was Alles von einem Messias jener Tage verlangt wurde. „Es sprach Jemand zu ihm," heißt es bei Lukas (12, 13—15), „Meister, sage meinem Bruder, er solle mit mir die Erbschaft theilen." Er aber antwortete: „Mensch, wer hat mich zum Richter oder Schiedsmann über euch gesetzt?" Zu ihnen (den Jüngern) aber sagte er: „Sehet euch vor und hütet euch vor der Habsucht; denn, wenn Jemand Ueberfluß hat, ist unter seinen Gütern doch nicht sein Leben mit begriffen." Diese wenigen Worte sind sehr bezeichnend für die Art, wie Jesus sich selbst als Richter betrachtete und benahm. Des bürgerlichen Rechtsspruchs enthält er sich und bekennt sich dazu für nicht berufen. Aber das Sittengericht erkennt er so sehr für seine Sphäre, daß er sich eines solchen auch in dem Augenblicke nicht begeben mag, wo er die Schlichtung des Erbstreits entschieden von sich weist. Als diesen Sittenrichter sehen wir ihn sich nun fortwährend bethätigen. Er straft mit dem Donner der Rede die scheinheiligen, halsstarrigen, hab= und herrschsüchtigen Frevler, weß Standes und Ranges sie sein mögen (Math. 12, 34; Luk. 11, 37—54 Parall.). Er zieht die Ge=

sinnungen und Gedanken aus dem Verborgenen an das Licht und spricht die in ihrem Herzen Tugendhaften selig, während er die Selbstsüchtig-Gesinnten verdammt, wenn sie selbst mit guten Werken prunken (Matth. 5, 3—12; Mark. 12, 41—44; Luk. 18, 9—14). Als Norm der Entscheidung erkennt er das Gesetz und die Propheten an (Matth. 5, 17), die er nicht aufheben zu wollen versichert. Damit scheint er sich das Gericht nur von Seiten der vollziehenden Macht, wie man es zu nennen pflegt, anzueignen, auf die gesetzgebende Gewalt aber zu verzichten. Allein noch in der Bergpredigt, wo sich jene Erklärung vorfindet, und unmittelbar nach derselben stellt er selbst neue Gebote auf, welche sich allerdings mit dem Geiste des Gesetzes nicht im Widerspruch zeigen, sich vielmehr nur als Folgerungen und Ergänzungen aus der Seele des Gesetzgebers zu erkennen geben, die aber nichts desto weniger an die Stelle des Alten etwas Neues setzen (Matth. 5, 21 ff.). Das Höchste jedoch, was in dieser Rücksicht von ihm geschieht, ist wohl dies, daß er absoluter Weise und an Gottes Statt reuigen Sündern ihre Sünden vergiebt. Es ist dies nach unserer Ansicht das Bedeutendste in der messianischen Thätigkeit Jesu, weil damit die letzte Scheidewand zwischen Gott und Menschen, das einzige Hinderniß vollkommener Beseligung und Gottvereinigung hinweggeräumt, damit aber auch alles Jenseits, jedes zukünftige Gericht, jede überweltliche Vergeltung für überflüssig, unnöthig und unzulässig erklärt worden ist.

Die Sündenvergebung ist eine Sündlossprechung, eine Unschuldserklärung und als solche ein Act der höchsten richterlichen Machtvollkommenheit. Der seiner Sünde auf diese Weise entlastete Sünder steht vor Gott neben Jesus ebenbürtig da, in gleicher Reihe und Glied mit seinem Erlöser. Das Gottesbewußtsein Christi wird von jetzt an auch die Seligkeitsfülle des Christen. Für Jesus war bereits die Sünde nicht mehr da. Er hatte sich über den Standpunct einseitig moralischer Zurechnung erhoben, zu dem höheren der Erkenntniß dessen, was allgemein menschlichen Werth hat, menschenmöglich und daher gotteswürdig ist, — für ihn ein ungeheurer Aufschwung, wenn man erwägt,

daß der fromme Jude ganz mit dem Gedanken zusammengewachsen war, vor dem Allheiligen könne kein Mensch zu Recht bestehen, sie seien allzumal Sünder und des Ruhmes vor Gott ermangelnd (Röm. 3, 23). Nicht aber etwa mit der Unbefangenheit des Naturkindes, das die Sünde nicht kennt, — dagegen spricht die Versuchungsgeschichte, die ohne irgend eine äußere Veranlassung von den Evangelisten nicht erzählt werden konnte, — sondern mit vollem Bewußtsein erkennt Jesus sich selbst Gott gegenüber für unsündig. Wäre seine Frage auch: Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? nur der Gedanke des Evangelisten Johannes, diese Frage sagt nicht mehr, als was Jesus thatsächlich erklärte, wenn er Andern ihre Sünde vergab. Sein Wandel aber konnte seine Worte nicht Lügen strafen; denn selbst, was in den Augen seiner Feinde und von einem beschränkteren Standpuncte aus angesehen sündig erscheinen mochte, das hörte eben auf, in jener messianischen Höhe Sünde für ihn zu sein. So sich selbst als sündlos und als Macht über die Sünde zu erkennen, das war der erste Schritt, seine Gottgleichheit zu begreifen, wovon Johannes in ausführlichen Reden und Betrachtungen handelt, während die drei ersten Evangelisten nur die thatsächlichen Ergebnisse jenes Aufschwungs darstellen. Und so macht Jesus auch mit denen, welche er zu seinen Anhängern gezählt wissen will, damit den Anfang, daß er ihnen ihre Sünden vergiebt.

Auch seine Gegner sahen in dieser Sündenvergebung mehr, als bloße priesterliche Reinsprechung. „Wer ist dieser," heißt es nach der Erzählung von der großen Sünderin bei Lukas (7, 50), „wer ist dieser, daß er auch Sünden vergiebt?" und von der Heilung des Gichtbrüchigen bei Matthäus (9, 3): „Einige der Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: dieser lästert Gott." Der mosaische Gottesstaat beruhete auf Einheit der politischen und religiösen, der rechtlichen und der sittlichen Grundlage. Das messianische Reich Gottes mußte dieselbe Einheit voraussetzen und anstreben (Joh. 5, 45—47). Der Sündlose und Gute war auch der Unschuldige und Gerechte. Daß Jesus von unten auf begann

und Einzelne aus dem Volke entsündigte und rechtfertigte, war nicht sowohl ein Fehlgriff seinerseits, als vielmehr etwas, das sich von selbst machte, war das Geschichtliche der Entwickelung seines Reiches. Die höheren Stände wollten eben nicht von ihm die Sündenvergebung annehmen, d. h. sie wollten ihn nicht für den Messias und diesem gegenüber sich nicht für erlösungsbedürftig anerkennen, und darum blieben sie von seinem Reiche ausgeschlossen (Joh. 9, 41). Unter anderen Voraussetzungen würde das messianische Reich und damit das Christenthum sogleich Anfangs ein anderes geworden sein. Es würde das überall als gegenwärtig gefaßt haben, was es nunmehr erst von der Zukunft verheißen und erwarten konnte, d. i. die Macht, und zwar in Anwendung auf das Gericht, die Macht der factischen Vollziehung, der nicht bloß ausgesprochenen Entscheidung, sondern der wirklichen Scheidung und Sichtung, die Jesus nach seinen beschränkten Verhältnissen nur in einem sehr verjüngten Maaßstabe vornehmen konnte, so daß das kleine Gericht, welches er selbst hielt, indem er die Gläubigen und Willfährigen von den Verstockten und Widerspenstigen ausschied, in diesem Sinne eher den Namen eines jüngsten Gerichts verdiente, als das allgemeine Weltgericht, welches am Ende der Tage vom Messias erwartet wurde oder noch jetzt von ihm erwartet wird.

Das Gericht im größeren Maaßstabe, — über die zwölf Stämme Israels, über die heidnischen Völker, über die Welt im Ganzen, — war von der Messias-Idee nicht ausgeschlossen und widerstritt daher grundsätzlich eben so wenig dem Plane Jesu. Aber dazu reichte sein einzelnes Leben nicht aus. Darum der Hinweis auf die Zukunft, darum sein Befehl, das Schwerdt in die Scheide zu stecken, denn mit diesem einen Schwerdte, auch mit zehn und hunderten, war noch nichts auszurichten. Ja man mag immerhin den schönen Glauben wahren, daß Jesus ein Richten mit Blutvergießen verschmäht haben würde, auch wenn Palästina und alle Juden der Welt ihn anerkannt und für ihren König erklärt hätten. Aber er bedurfte, da ihm diese Anerkennung

nicht wurde, überhaupt keiner äußeren Gewalt, nicht einmal der Engellegionen. Ihm stand eine höhere Macht zur Seite, die für ihn focht, so daß er dagegen jede andere geringschätzen konnte; das war die Macht der Zeit, der er das Wort der Wahrheit, wie der Ackermann seinen Saamen der Erde, anvertraut hatte; die Macht der ganzen Menschheit, welcher er sich in den wenigen und winzigen, aber darum nicht zu verachtenden, noch von ihm verachteten Vertretern, deren er habhaft wurde, für ewig verbündete. Er selbst sah das Reich Gottes, welches er zu stiften unternommen, wie Moses das gelobte Land, nur aus der Ferne; den Baum, der Milliarden Menschen Frucht und Schatten geben sollte, erst als Senfkorn; das Brod des Lebens, das einer Welt zur Nahrung ausersehen war, erst im Sauerteig. Aber dies beirrte seine Zuversicht nicht. Er lebte, wirkte, litt und starb im Ganzen und für das Ganze. Er richtete für alle Zeiten, alle Geschlechter, indem er das Geschlecht seiner Zeit vor Gericht zog.

Vergegenwärtigen wir uns nur den messianischen Standpunct recht, setzen wir den Mann nur nicht selbst herab, der sich zuerst zu dem Gedanken aufschwang, daß nichts, und auch erkannte Sünde nicht, die Menschen von Gott trennen könne; der, wie Keiner vor ihm, die Macht der Zeit begriff und dennoch sich selber mächtiger erkannte, als sie; setzen wir diesen nicht zum frommen, wohlmeinenden, aber schwachsinnigen Schwärmer herab, so ist es unmöglich, ihm im Ernst die Einbildung aufzubürden, er habe am Ende der Erdentage in des Himmels Wolken wiederkehren wollen, die Menschheit um sich zu versammeln, sie in zwei Parteien zu theilen und davon eine ewiger Seligkeit, die andere aber ewiger Verdammniß zu überweisen. Doch jetzt zu seinen eigenen Worten!

Der speculativen Exegese ist es oft vorgeworfen worden, daß sie, um ihre Dogmen in der Schrift gerechtfertigt zu finden, einzelne Stellen aus dem Zusammenhang herauszureißen und Worte und Buchstaben für ihren Zweck zu pressen und zu deuten pflege. Sogleich bei den ersten Stellen, die mir die Gegner in die Hand liefern, finde ich von Neuem bestätigt, daß sie es sind,

die sich dieses Vergehens schuldig machen. Jesus lebt so sehr in der Gegenwart des Reiches Gottes, ist immer so vollauf damit beschäftigt, die Welt, wie sie ist, als gotterfüllte erkennen zu lehren und darzustellen, daß man in der That die Stellen, welche von einer Erfüllung in der Zukunft handeln, erst ihrem Zusammenhange entheben und verselbstständigen muß, um in ihnen die gewünschte schaale Jenseitstheorie gelehrt zu finden. Ich habe mich bereits bei den Artikeln von der Parousie und der Auferstehung beflissen, den Zusammenhang, soweit ihn irgend nur die Evangelien überblicken lassen, festzuhalten, vor Augen zu führen und daraus erst die Worte Jesu ihr Licht schöpfen zu lassen. Ich nehme jetzt diese bewährte Methode von Neuem in Anspruch und stelle um einiger Verse willen drei ganze Capitel in Zusammenhang. Jene Verse gehören dem Matthäus an und lauten (Cap. 11, 22—24; 12, 41. 42) folgendermaaßen: „Wahrlich, ich sage euch, Tyrus und Sidon wird es erträglicher ergehen am Tage des Gerichts, als euch. Und du, Kapernaum, bis zum Himmel Erhöbene, bis zur Unterwelt wirst du herabgesetzt werden; denn wenn in Sodom die Machtzeichen geschehen wären, die in dir geschehen, es wäre geblieben bis auf den heutigen Tag. Wahrlich, ich sage euch, daß es dem Lande Sodom erträglicher ergehen wird am Tage des Gerichts, als dir." — „Die Männer von Ninive werden im Gericht mit diesem Geschlechte aufgestellt werden und es verdammen, weil sie Buße thaten auf die Predigt des Jonas; und siehe! mehr als Jonas ist hier. Die Königin des Mittags wird aufberufen werden im Gericht mit diesem Geschlecht, weil sie von den äußersten Enden der Erde kam, die Weisheit Salomos zu hören; und siehe! mehr als Salomo ist hier."

Von einem Gericht und von einem Tage des Gerichts ist hier die Rede, das kann Niemand leugnen, der Augen hat, zu lesen. Allein von einem letzten, jüngsten, allgemeinen Welt-Gericht liegt in den Worten nichts. Die Stelle auf ein solches, und noch dazu etwa durch Jesum abzuhaltendes Gericht zu beziehen, das ginge nur an, wenn es der Zusammenhang begün-

stigte, aber eben dieser spricht dagegen. Die ganze Strafandrohung ist nach den Evangelisten — Lukas hat das Meiste und Markus wenigstens Einiges mit Matthäus gemein — durch die Botschaft Johannis des Täufers veranlaßt worden, der bei Jesus anfragen läßt, ob er der Messias sei. Hierauf erwidert Jesus, was er erwidern konnte, daß von seiner Seite alle Bedingungen des Messiasthums da seien, nicht aber auf Seiten der Juden. Die Thaten, welche durch Jesus geschehen, werden aufgezählt, zugleich aber auch die Hindernisse ihrer allgemeinen Anerkennung angedeutet, indem Jesus daran erinnert, daß ja schon Johannes als der, welcher nach der Verheißung dem Messias den Weg zu bereiten bestimmt gewesen sei, keinen Glauben gefunden habe. Ganz in der Lehrart Jesu, in unmittelbarer, von der sinnlichen Anschauung und Erfahrung hergenommener Ausdrucksweise die tiefsten speculativen Aufschlüsse zu geben, wird nun gezeigt, daß die gegenwärtige, sinnliche Erscheinung immer etwas Ungenügendes habe und das eigentliche Hinderniß der Anerkennung geistiger Vollendung sei, indem die Welt, durch das Aeußere der Erscheinung gefesselt, und verwirrt, eben nur bei der Außenseite stehen bleibe, daß dagegen das Große und Edle seine Bewährung von der Zukunft empfange; „denn Johannes kam und aß und trank nicht, und sie sagen: Er ist besessen! Es kam der Menschensohn und aß und trank, und sie sagen: Siehe, ein Fresser und Weintrinker, der Zöllner Freund und der Sünder! Doch die Weisheit wird gerechtfertigt von ihren Kindern.“ Hierauf heißt es dann weiter, habe er angefangen, die Städte zu schelten, in welchen die meisten seiner Machtzeichen geschehen waren, und nun folgt der Weheruf über Chorazin, Bethsaida und Kapernaum (v. 18—23).

Wer erkennt nicht in den Kindern der Weisheit die Zukunft des Reiches Gottes? im Fasten des Täufers aber, wie im Essen und Trinken des Menschen Sohnes, den gegenwärtigen Anfang desselben? Schon die nahe Verbindung, in welche so das Gericht über die Feinde des Messias mit der Zukunft seines Reiches gebracht ist, spricht dafür, daß Jesus die Rechtfertigung vor seinen Widersachern und ihre Vernichtung von der Zeit er-

wartete. Tyrus und Sidon, Sodom und Gomorrha sind, wie im Nachfolgenden Ninive und die Königin des Mittags, nur als Vergleichungspuncte herangezogen, nur als Maaßstab der Beurtheilung, den Grad der Schuld und Strafwürdigkeit jener Verstocktheit der messianischen Zeitgenossen zu bezeichnen. Hätte Jesus eine wirkliche, leibhaftige Zusammenstellung jener sprüchwörtlich gewordenen sündigen Heiden der Vorzeit mit den unbußfertigen Juden seiner Zeit am Ende der Erdentage vor den Schranken des Weltrichters vorhergesehen und vorherzusagen im Sinne gehabt, dann bedurfte es nicht, sich auf die Rechtfertigung der Weisheit durch ihre Kinder zu berufen. Lebte aber Jesus gar der Ueberzeugung und des Vorsatzes, daß er selbst in eigner Person jenes Endgericht abhalten werde, dann mußte er sich hier ganz anders ausdrücken und würde es auch ohne Zweifel gethan haben. Allein statt dessen erblicken wir ihn nur vertieft in die Anschauung der zukünftigen Entwickelung seines Reiches, die selbst auch für Chorazin, Bethsaida, Kapernaum, Jerusalem, Rom u. s. w. zum Gericht werden mußte; vertieft in die Zukunft, deren Anfänge er bereits in seinen Jüngern vor sich erkannte. Wie seinem Weheruf die Erklärung vorangeht, daß sich die Weisheit durch ihre Kinder rechtfertigen lasse, so wendet sich nach der Gerichts- und Strafverkündigung über seine Feinde das Interesse wieder der Gegenwart zu. Er dankt Gott, daß er die Einsicht in die ewige Vergeltung, den Begriff des Gerichtstages (*ταῦτα* v. 25) den Weisen und Klugen verborgen und den Unmündigen (*νηπίοις*) offenbart habe. In Rücksicht auf diese Letzteren weiß er sich als Macht über Raum und Zeit (*πάντα μοι παρεδόθη ὑπὸ τοῦ πατρός μου.*) Vater und Sohn kennen sich, den Vater aber kennt sonst Niemand, als wem der Sohn ihn offenbaren will (Thema der johanneischen Reden). Und nun Einladung, ihm nachzufolgen, an die Armen und Bedrückten im Volke (*κοπιῶντες καὶ πεφορτισμένοι*)!

Nach einigen Zwischenhandlungen, wozu das Aehrenraufen und die Krankenheilung am Sabbath, so wie die Erklärung über seine Dämonenaustreibungen gehören, kommt Jesus beim Mat-

thäus von Neuem auf das Wesentliche des Gottesreiches und dessen Anfänge in der Gegenwart zurück (Cap. 12, 46 ff.). Seine Mütter und seine Brüder verlangen ihn zu sprechen. Allein er hat Wichtigeres zu thun. Er steht in seinem Beruf beschäftigt, und die daran Betheiligten — seine Jünger und die, welche den Willen seines himmlischen Vaters thun, — diese sind ihm Bruder und Schwester und Mutter. Es folgt das Gleichniß vom Säemann. Hat es Bezug auf den Besuch seiner Mutter und Geschwister, so soll es diesen gegenüber zunächst die Jünger und nächsten Anhänger der Lehre Jesu erheben und ihre Bevorzugung vor den Blutsverwandten rechtfertigen; denn es wird viel Saamen im Reiche Gottes ausgestreut, aber der kleinste Theil davon bringt Frucht. Weiterhin enthält es den Aufschluß, warum der Messias in der Gegenwart eben keine größere und allgemeinere Anerkennung finden kann. Die Empfänglichkeit ist nicht überall gleich, und wo diese ist, treten noch Zufälligkeiten aller Art hinderlich in den Weg. Sodann das Gleichniß vom Lolch unter dem Waizen, zum Zeichen, daß nicht Alles, was auf des Herrn Felde wächst, auch des Herrn ist. Es wird aber Jedes im Verlauf und am Ende seiner Entwickelung offenbar werden und danach seine Bestimmung finden. Von derselben Bedeutung (Math. 13, 47—50) ist das voll guten und schlechten Inhalts aus dem Meere gezogene Netz. Die dazwischen liegenden Gleichnisse vom Senfkorn, Sauerteig, Schatz und Perle erledigen sich von selbst.

Wenn nun in einer solchen Reihe von Parabeln, die augenscheinlich verwandten Inhalts sind und deren immer eine durch die andere sich erklärt, die Worte (v. 49. 50. vgl. v. 41—44) mit einlaufen: „So wird es sein bei der Vollendung der Zeitwelt (*ἐν τῇ συντελείᾳ τοῦ αἰῶνος*)! die Engel werden ausgehen und die Bösen aus der Mitte der Gerechten aussondern und sie in den Feuerofen werfen; da wird Weinen und Zähnknirschen sein!" wenn diese Worte uns in einem solchen Zusammenhange begegnen, so würde es doch die allerbeschränkteste, eine jedes gebildeten Christen höchst unwürdige Auffassung sein, dergleichen im eigentlichen, nicht im figürlichen Wortsinne zu verstehen. Also diese

aus den Wolken herabkommenden Engel, das wären die Kinder der Weisheit, durch welche diese selbst gerechtfertigt werden sollte? Das Weltende, den Feuerofen und das Heulen und Zähnklappen schon im Voraus zu vernehmen, das wären die Geheimnisse des Gottesreiches gewesen, derentwegen Jesus dem Vater dankte, daß er sie den Jüngern offenbart habe? Auf diese Weise aber würde von unsern Gleichnissen nicht eins das andere erklären und bestätigen, sondern es würde jedes spätere immer das frühere widerlegen. Was im ersten die Vögel fressen, die Sonnenhitze verzehrt und die Dornen ersticken, was im zweiten die Schnitter als Unkraut zusammenbinden, das sollte, auf seine eigentliche Bedeutung zurückgeführt, hier und im letzten Gleichniß nur durch Wesen anderer Sphären ausgesondert, von diesen aber im eigentlichsten Verstande wie Unkraut verbrannt werden?!

Aber auch die, welche sich so weit ermannen, daß sie den Feuerofen, das Heulen und allenfalls auch die Engel für uneigentliche Redeweise nehmen, dagegen desto zäher an der *συντέλεια τοῦ αἰῶνος* und dem *ἀφορίζειν* hängen bleiben, auch diese liefern uns das Bild des Herrn nicht unentstellt. Im Evangelium steht Alles aus einem Guß vor uns, und wir haben nur die Wahl, entweder das Ganze fallen zu lassen, oder es ganz zu verstehen und auszulegen. Hat Jesus die jüdische Vorstellung der *συντέλεια τοῦ αἰῶνος* nicht zu überwinden vermocht, so noch viel weniger dann die Engel, welche ihm schon während seines irdischen Lebens mit Handreichungen und Hülfsleistungen nützlich werden konnten. Allein nicht er hat die Engel in die Evangelien eingeführt, sondern die Volksdichtung, welche diese Wesen schon vor seiner Geburt für ihn in Thätigkeit gesetzt werden ließ. Er selbst spricht von Engeln, nimmt aber nie ihre Dienste wirklich für sich in Anspruch. Gelangte er nicht zu der Einsicht, daß alles Unheilige allmälig in sich selbst zerfalle, alles der Heiligung und Verklärung Fähige aber nach und nach, im Laufe der Zeit, durch den in die Herzen der Jünger niedergelegten Geist seine Umbildung und Vollendung empfange, so waren seine Bilder vom Senfkorn und vom Sauerteig sinnlos. Dagegen ist Alles in

Uebereinstimmung und Einklang, wenn die συντέλεια τοῦ αἰῶνος im 39sten und 49sten Verse als die zeitliche Entwickelung und Vollendung gefaßt wird, die im Vorigen durch allerlei Gleichnisse angedeutet worden und die nun unter ihrem eigenen Namen auftritt. Am Ende aller Gleichnisse und deren theilweiser Auslegung läßt er die jüdische Vorstellung selbst auftreten, im Vertrauen, daß der Gedanke, welchen er damit verbindet, jetzt viel weniger werde mißverstanden werden, viel leichter hinter dem Bilde zu erkennen sei.

Was ganz besonders noch diese Auffassung des Bildes, als die eigene Meinung Jesu und als die, welche nach seiner Absicht auch die Jünger theilen sollten, kurz als die einzig Jesu würdige und wahrhaft christliche verbürgt, das sind die Worte, mit denen der ganze Abschnitt schließt (v. 51—53). Zunächst fragt Jesus: „Habt ihr dieses alles verstanden?“ worauf die Jünger mit „Ja“ antworten, obgleich, nach der apostolischen Eschatologie zu schließen, ihn wenigstens nicht alle verstanden haben konnten. Die Frage ist aber ganz an ihrem Ort, wenn Jesus mit den Gleichnissen, und namentlich mit dem letzteren vom Netz und dessen Anwendung auf das Gericht im Reiche Gottes, mehr sagen wollte, als in den Worten lag. Ganz überflüssig dagegen und sehr auffallend erscheint jene Frage, wenn mit dem ganzen Vortrage nichts gesagt sein sollte, als was den Jüngern schon bekannt und geläufig war. Die Parabeln vom Säemann und vom Waizen und Unkraut hatte er ihnen bereits selbst erklärt. Die Gleichnisse vom Schatz und von der Perle waren an sich selbst deutlich, das Weltende in dem jüdisch-messianischen Gewande konnte ihnen auch keine Neuigkeit sein, die Gleichnisse aber vom Senfkorn und Sauerteig waren mit dieser jüdischen Fassung des Gerichts durchaus unverträglich und bei Festhaltung der letzteren gar nicht zu verstehen, so daß die Jünger die Frage Jesu nicht unbedingt bejahen konnten, oder, wenn sie dies thaten, Jesus ihre Antwort nicht unbedingt gelten lassen durfte. Er nimmt aber für gewiß an, daß sie ihn durchweg verstanden haben, und getrauet ihnen daher Abstractionskraft genug zu, selbst heraus-

zufinden, was seine Rede Altes und Bekanntes, was Neues und Nochnichtgehörtes enthalte. Daher schließt er endlich mit den Worten: „So ist jeder vom Himmelreich unterrichtete Gelehrte einem Hausherrn gleich, der aus seinem Schatze Altes und Neues hervorlangt.“ Mit dieser Schlußerklärung ist es, wie mit der Frage. Sie paßt ganz vortrefflich, wenn Jesus mit Weltende, Engel und Teufel, Feuerofen und Zähnklappen eine höhere Auffassung des Weltgerichts verband; ganz und gar nichtssagend erscheint sie aber, wenn der Hausherr aus seinem Schatze nichts Neues hervorgelangt, wenn Jesus den Jüngern nichts weiter mitgetheilt hatte, als was diese schon längst wußten, oder was ihnen ein ganz gewöhnlicher pharisäischer Schriftgelehrte eben so gut hätte mittheilen können.

Die Hauptsache, um deren Verständniß von Seiten der Jünger es Jesu besonders zu thun sein mußte, war die, daß sie selbst sich als die Engel begriffen, die (v. 41.) der Menschensohn in der *συντέλεια τοῦ αἰῶνος τούτου* auszusenden gewilligt war, um die Welt für das Reich Gottes zu richten und zu sichten. Als solche begriffen sie sich aber nicht, so lange Jesus selbst noch unter ihnen wandelte. Erst nach seinem Abscheiden von der Welt kam auch in dieser Rücksicht der heilige Geist über sie, und nun ging ihnen ein Licht auf über ihre Bestimmung, noch nicht jedoch über das Ende der Welt. Sie datirten noch immer ante christum, obgleich sie post christum lebten und wirkten. Auch um deßwillen waren sie in Wahrheit Engel des Menschensohnes, weil sie von ihrer Engelschaft selbst kein Bewußtsein hatten, sondern diese noch immer in der Zukunft und über den Wolken suchten. Erst am Ende ihres Zeitalters kam es Einem aus ihrer Mitte zum Bewußtsein, und dies war abermal der Evangelist Johannes.

Wir wissen schon, wie gern der vierte Evangelist ein Dictum oder Factum, was die drei ersten gar nicht oder nur halb verstanden haben, wieder aufnimmt, um es sogleich klarer und verständlicher darzustellen, oder ausführliche Erörterungen daran anzuknüpfen. In der ersteren Weise behandelt er das Bild von der Aerndte (Joh. 4, 35—38). Jesus weist bei ihm auf ein

wirkliches Ackerfeld hin und nimmt davon Veranlassung, der Aerndte im Gottesreiche zu gedenken, zu welcher die Jünger berufen sind. Lolch und sonstiges Unkraut giebt es hier nicht. Es ist allein der Saame zur Reife gediehen, der auf guten Boden fiel und darum mannigfaltige Frucht trug. Dafür aber werden Säemann und Schnitter unterschieden. Jenem ist nicht vergönnt, noch selbst zu ärndten, wo er gesäet hat; dennoch aber freuet er sich der Aerndte, wie die Schnitter. Die Zukunft ist bereits Gegenwart für ihn; — ganz der hohe johanneische Standpunct, Frucht einer reichen Anschauung und Erfahrung, und Zeugniß eines tiefen, gedankenvollen Durchdringens der Messias-Idee, wie der geschichtlichen Entwickelung des Christenthums.

Bevor wir indeß die johanneische Auffassung des messianischen Gerichts im Zusammenhange verfolgen, blicken wir noch einmal auf die Synopse zurück, um die dort noch unerledigten Stellen zur Erledigung zu bringen. Lukas verräth, wie bei der Parousie überhaupt, so auch rücksichtlich des Gerichts im Besondern Besonnenheit und Ueberlegung. Unter den verschiedenen Aussprüchen Jesu, die von seiner Bestimmung im Allgemeinen handeln und von denen Matthäus einen Theil in der Bergpredigt zusammengestellt hat, während sich andere anders bei ihm vertheilt finden, treffen wir auch den, daß Jesus nicht gekommen sei, Frieden zu bringen, sondern Entzweiung. Lukas läßt dies Jesum nicht so mit dürren Worten sagen, wie Matthäus. „Feuer kam ich auf die Erde zu werfen," heißt es bei ihm, „und was wünscht' ich, daß es schon entzündet wäre?! Eine Taufe habe ich getauft zu werden, und wie drängt's mich, bis daß sie vollendet sein wird! Meint ihr, daß ich Frieden auf Erden zu stiften erschienen sei? Nein, sage ich euch, sondern vielmehr Entzweiung. Denn von jetzt an werden fünf in einem Hause uneinig und entzweit sein, drei wider zwei und zwei gegen drei, der Vater wider den Sohn, der Sohn wider den Vater" u. s. w. Hier ist offenbar von einem Gericht die Rede, welches sich durch das Wort Jesu von selbst auf Erden vollbringen soll und dessen Beginn als durch den Tod Jesu bedingt gedacht ist, — Züge aus

der geschichtlichen Entwickelung des Christenthums, wie sie uns in der Kirchengeschichte verwirklicht begegnen und die Jesus in dieser Allgemeinheit allerdings vorausverkünden konnte, da sie den Entwickelungsgang jeder neuen religiösen Richtung zu bezeichnen pflegen und sich überdies in seinem eigenen, oder in seiner Jünger Hause vielleicht schon gezeigt hatten. Dies wäre also ein messianisches und zukünftiges Gericht, aber wesentlich doch kein anderes, als welches der Messias selbst bereits begonnen hatte, und also nur die Fortsetzung und weitere Verbreitung desselben, kein Richten aus den Wolken des Himmels am Ende der Welt, kein solches unter Posaunenschall und Engelbeistand, keine Sonderung in zwei Hälften u. s. f.

Der einmal angeregte Gedanke des Gerichts verfolgt sich im Fortgang der Rede nach verschiedenen Seiten, gleich als ob Lukas es hier dem Johannes hätte nachthun wollen, das angezogene Thema nach seinem ganzen Inhalte zu erschöpfen, mit dem Unterschiede nur, daß Alles loser an einander gereiht ist, als bei dem vierten Evangelisten, daß — ohne Vermittelung in der Form — von Stufe zu Stufe gesprungen wird, aber weder in ab- noch in aufsteigender Ordnung, sondern in buntem Wechsel, wie es trifft. Alle Merkmale des messianischen Zeitalters sind da, aber die Zeitgenossen verstehen sich auf die Beurtheilung der Wetterzeichen besser, als auf die der Zeichen dieser Zeit (v. 54—56). Der Messias will den bürgerlichen Frieden und so sehr, daß er wünscht, der bürgerliche Richter möge mit keinem Rechtshandel mehr behelligt werden, sondern Jeder mit seinem Widersacher im Wege der Güte aus einander zu kommen suchen (v. 57—59). Nicht in Allem, was Gott zuläßt, ist ein Gericht Gottes zu erblicken. Man soll in dem, was geschieht, das Zufällige vom Nothwendigen zu unterscheiden verstehen. So sind durch den Einsturz des Thurms bei Siloam achtzehn Menschen umgekommen, eine Anzahl Galiläer hat Pilatus niedermetzeln lassen, ohne daß diese Unglücklichen schuldiger waren, als andere Menschen. Aber die sündhaften Zeitgenossen sollen Buße thun, um sich nicht eines wirklichen göttlichen Strafgerichts schuldig zu

machen (Cap. 13, 1—9). Nach Einschaltung einer Sabbathsheilung folgen die Gleichnisse vom Senfkorn und Sauerteige. Lukas, dies sogleich auf die kleinen Anfänge des Gottesreiches in der Gegenwart beziehend, läßt in Form der Frage Jemandes die Vermuthung folgen, daß die Zahl der Erlösten wohl nur gering sei, worauf dann Jesus sich darüber verbreitet, daß durch die enge Thür des Gottesreiches viele einzugehen suchen würden, die es doch nicht vermöchten. Bei den Abgewiesenen ist (v. 28) abermal Weinen und Zähnknirschen, aber der Feuerofen und die Engel fehlen. Die Verdammniß erscheint hier weniger positiv, ist nur Unseligkeit, Ausgeschlossensein von der Gemeinschaft mit Abraham, Isaak, Jakob und allen Propheten im Reiche Gottes (v. 28). Daß hier Jesus abermal über der jüdischen Vorstellung steht und sie mit vollkommener Freiheit beherrscht, erhellt zum Theil schon daraus, daß er von diesem Reiche Gottes nichts Besseres und Anziehenderes hervorzuheben weiß, als die Theilnahme der Erzväter und Propheten an demselben. Aber diese äußere Ranggemeinschaft soll die innere Geisteseinheit aller Glieder jenes Reiches bezeichnen, welcher Zeit und welchem Volke sie immer angehören, denn es wird (v. 29) hinzugefügt: „Sie werden kommen von Osten und Westen und von Norden und Süden und zu Tische liegen im Reiche Gottes." Also abermal die geschichtliche Vollendung des Messiasthums in der Zukunft, woran nur die nicht Theil nehmen sollen, welche, obwohl dem messianischen Zeitalter angehörig und äußerlich dem Messias nahe gewesen, diesen dennoch nicht nach seinem wahren Werth erkannt und anerkannt haben. Das Bild von der engen Thür und dem Thürverschließen (v. 24. 25) scheint recht eigentlich den kleinen Anfang des Gottesreiches während der Lebenszeit Jesu und die kurze Dauer dieser letzteren selbst mit andeuten zu sollen. Die Worte im 25sten Verse „wenn der Hausherr aufgestanden ist und die Thür abgeschlossen hat" sind wenigstens leichter und natürlicher zu verstehen vom Tode Jesu, als vom Ende der Welt. Der Gedanke der Anerkennung oder Anfeindung der Messianität Jesu klingt auch noch durch die Schlußverse dieses Capitels hin-

durch, wo von den Nachstellungen des Herodes, von der Undankbarkeit Jerusalems gegen den Messias, wie gegen die Propheten, endlich von dem feierlichen Empfange die Rede ist, welchen Jesus von den Bewohnern der Hauptstadt verlangt.

Es übrigt uns noch eine und — wegen der falschen Auffassung und Anwendung, die davon gemacht ist, — die wichtigste synoptische Stelle, welche vom Gericht handelt, derjenige Abschnitt nämlich, mit welchem die Reden über die Parousie bei dem ersten Evangelisten schließen (Matth. 25, 31—46). Hier entfaltet sich vor unsern Blicken das jüngste Gericht ganz so, wie es die Maler darzustellen pflegen und wie es sich die Frommen der Vorzeit — manche unserer Zeitgenossen vielleicht noch heute — eigentlich wünschen. Der Menschensohn schreitet daher in der Herrlichkeit eines Herrn der Himmel, von allen Engeln begleitet; so besteigt er seinen Thron. Alle Völker der Erde werden vor ihm versammelt, und er scheidet Fromme und Gottlose, wie der Hirt die Schafe von den Böcken. Die Ersteren ladet er ein, das Reich einzunehmen, welches ihnen von seinem Vater bereitet ist. Auch verschweigt er ihnen nicht den Grund dieser Auszeichnung; er rühmt ihre Tugenden und Verdienste um ihn, so daß die Bescheidenen sich selbst beschämt fühlen. Eben so entschieden dagegen werden die Verfluchten von seinem Angesicht hinweggewiesen, und nachdem auch ihnen die Gründe ihrer Verworfenheit eröffnet worden sind, gehen diese ab zur ewigen Pein, während jene das ewige Leben erlangen.

Wie die Reden von der Parousie überhaupt, so trägt namentlich auch dieser Abschnitt das Gepräge des Prophetischen und Apokalyptischen an sich, das dann erst, wo es zur Anwendung kommt, in das Parabolische umschlägt. Die Einleitung und die ganze Einrahmung dieser Darstellung des Gerichts, wie im Vorigen (Cap. 24) der Parousie im Allgemeinen, entnahm Jesus vielleicht ganz und gar dem Vorstellungskreise seines Zeitalters; nur die eigenthümliche Benutzung derselben wäre dann sein Antheil daran, sein Werk. Wie es sich aber auch damit verhalten haben mag, die Absicht kann er nicht gehabt haben,

hier eine vollständige Belehrung über das Weltende und die Vorgänge dabei zu geben. Wollte er dies, so fehlte ein sehr wichtiges und wesentliches Moment darin, nämlich die Auferstehung der Todten. Er hätte dann zwar seine Wiederkunft verheißen und, daß er Gericht halten wolle, versprochen, nicht aber gelehrt, daß dies ein Gericht über Lebendige und Todte sein solle, sondern diese Bestimmung wäre dann erst mittels der apostolischen Lehre und durch die wirkliche Apokalypse dazu gekommen. Diesem nach ließe sich annehmen, Jesus habe gemeint, in nicht gar ferner Zeit mit himmlischer Verherrlichung und Beglaubigung wiederzukehren und dann das von den Propheten geweissagte, von den Juden verlangte Gericht über alle Völker abzuhalten, wobei die der Theokratie-Gewürdigten von denen, die nicht dazu für geeignet gefunden worden, geschieden werden sollten. Auf die Todten sollte und konnte keine besondere Rücksicht genommen werden, da ihrer auch die Propheten nicht erwähnen; oder aber die Auferstehung der Todten sei schon stillschweigend vorausgesetzt, da Jesus sich zu anderer Zeit hinreichend darüber ausgesprochen habe. Daß als Maaßstab der Abwürdigung eines Jeden sein Verhalten zum Messias angenommen werde und daß dies auf Völker und Menschen, die nie von Jesus gehört, nicht passe, ist ein Einwurf, der durch die Texteswörte selbst entkräftet wird. Denn Jesus sagt ja, was einem seiner Brüder, wenn selbst dem Geringsten, gethan sei, das sei ihm selbst geschehen. Somit werde die reine Menschenliebe zum Maaßstab der Zurechnung für Jeden gewählt, und den Hierin-Bewährten werde die Seligkeit, den Hartherzigen und Lieblosen dagegen die Verdammniß zuerkannt, welchem Volk und welcher Zeit sie immer angehört haben möchten.

Allein eben diese Art des Gerichts und daß die allgemeine Menschenliebe zum Erkennungsgrunde der Qualification für den Himmel oder für die Hölle gemacht ist, das eben nöthigt uns, hier tiefer zu gehen, und dem Stifter des Christenthums noch etwas mehr zuzumuthen und zuzutrauen, als daß er den von den Juden dem Messias zugeschriebenen großen Reichs- und Gerichtstag nur so weit veredelt und verinnerlicht haben sollte, daß er

an die Stelle der willigeren oder widerwilligeren, schwankenderen oder entschiedeneren Anerkennung oder Verachtung Jehovahs und seines erwählten Volks die Menschenliebe setzte. Das zwar kann zugestanden werden, daß ein vollständiges Gemälde der letzten Dinge Jesus hier nicht und vielleicht nirgend hat geben wollen. Wenn wir aber aus den zerstreuten Stellen zunächst nur von Matthäus und Lukas ein Ganzes herzustellen versuchen, so verwandelt sich uns auch Alles sogleich wieder nur zu dem Ausdruck der einen Idee vom ewigen Kommen, Auferwecken und Richten Christi, und die räumliche und zeitliche Auffassung — das Ende der Welt, die sinnliche Erscheinung des Menschensohnes, die Engel, der Thron u. s. f. — zerfallen als Stücke eines Rahmen, der nur das Gänze so lange zusammen zu halten bestimmt war. Daß die Parousie nur in dieser geistigen Fassung von Jesus aufrecht erhalten werden konnte, daß die Auferstehung, wo er sie erwähnt, nur auf solche Weise Sinn und Verstand hat, davon haben wir uns bereits überzeugt. Daß er auch das Gericht nur auf dem übersinnlichen, sittlichen Gebiete für sich in Anspruch nahm, haben uns zum Theil schon die Schriftstellen gelehrt, mit denen wir uns bisher beschäftigten, und derselbe Gedanke leuchtet nunmehr auch durch das hier erwähnte Messiasgericht hindurch. Zu einem Richten und Sichten der Menschen nach der mehr oder minder von ihnen bewiesenen Liebe, dazu bedarf es nicht seines Kommens in sinnlicher Herrlichkeit, ja überhaupt seiner leiblichen Wiederkunft nicht. Das Wort, das er gesprochen, richtet sie für alle Zeiten, und sie sichten sich nach ihrem Bewußtsein und Interesse jeder Zeit von selbst. Das ist keine so große philosophische Entdeckung, kein Product tausendjähriger Erfahrung, daß der Stifter unserer Religion diesen Gedanken, den ihm überdies schon Johannes vindicirt, nicht auch gehabt haben könnte. Betrachten wir nur ohne Vorurtheil seine Worte, so wird es sich von selbst zeigen, daß ihm ein vernünftiges, aus der Sache selbst hervorgehendes Gericht ähnlicher sieht, als jenes jüdisch-messianische Schauspiel voll Lärmen und Prunk.

Seiner prophetisch-apokalyptischen Einrahmung entkleidet,

läßt der hier in Rede stehende Vortrag sehr deutlich einen Lehrzweck durchblicken, den man sonach für die Hauptsache, für den leitenden Gedanken des Ganzen zu halten genöthigt ist. Schon die Andeutungen der Parousie überhaupt haben eine Reihe von Gleichnissen im Gefolge, welche, wie sie weit mehr in die Breite gehen, als die eschatologischen Eröffnungen, so auch für Jesus selbst bedeutender gewesen zu sein scheinen, als die Veranlassung, durch die sie hervorgerufen wurden. Durch die Gleichnisse vom überraschenden Dieb, von den überraschten Knechten und Brautjungfrauen wird die Zukunft Christi eigentlich zu etwas Statarischem und Stetigem, die Parousie zu dem, was sie ist, zu seiner ewigen Gegenwart gemacht. Wenn die Christen immer so handeln sollen, als könnte Christus jeden Augenblick kommen, um über sie Gericht zu halten, so ist am letzten Ende seine Ankunft gar nicht mehr nothwendig; es richtet sich jeder schon von selbst nach ihm. Geschieht dies nun, handeln die Menschen wirklich nur so, wie sie es vor dem Richterstuhle Christi verantworten können, so ist ihnen der ewige Richter bereits gegenwärtig; er ist geistiger Weise schon zu ihnen gekommen, und ihn noch einmal sinnlich erwarten, wäre eben das unehrenvolle Bekenntniß, seiner noch nicht versichert zu sein. Deutlicher noch, als in jenen Gleichnissen, wird in dem vorliegenden die Zukunft von Jesus selbst zur Gegenwart verwandelt. Das, was Fromme und Unfromme in diesem Weltgericht Neues erfahren, ist nur dies, daß sie den Menschensohn in seiner Herrlichkeit eigentlich allezeit bei sich haben, indem das, was sie dem Geringsten ihrer Nebenmenschen Liebes erweisen oder verweigern, jenem Könige der Himmel selbst erwiesen oder verweigert sein soll. Das stimmt ganz zu der sonst von Jesus offenbarten Denk- und Lehrweise. Das ist ganz dieselbe Auskunft, welche er (Luk. 14, 14) am Tische eines Pharisäers seinem Mitgast über das Mitspeisen im Reiche Gottes giebt. Das im Grunde sagt schon der Schluß des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter; denn dem Schriftgelehrten, der ihn gefragt hat, was er thun müsse, um das ewige Leben zu erwerben, wird hier die Antwort: „Gehe hin und thu desgleichen.“ In wie fern aber Liebe

und Lieblosigkeit, Lohn und Strafe, ewiges Leben und ewige Pein schon in sich schließen, ist hier nicht der Ort, zu untersuchen; genug, daß das Gebot der Liebe die Menschen ewig richtet und sichtet, daß die Lieblosen sich in ihren Kerkern, — die ja nicht immer bloße Gefangenhäuser sind, — die Menschenfreunde dagegen sich in ihrem Paradiese ewig zusammenfinden.

Mehr als andern Orts ist diese Vergeistigung und Verinnerlichung des Gerichts an unserer Stelle dadurch begünstigt, daß ein gewisser Zeitpunct, da es stattfinden soll, gar nicht genannt ist. Will man aus dem 24sten Capitel das Ende als Ende der Welt herüber holen, so vergesse man nur nicht, zuvor das Evangelium vom Reich auf dem ganzen Erdboden zum Zeugniß für alle Völker verkündigt werden zu lassen. In unserer Stelle ist keine Zeitbestimmung angegeben, als das Kommen des Menschensohnes in seiner Herrlichkeit. Das Nachfolgende aber nöthigt, diese herrliche Parousie eben da als eingetreten und erfüllt zu erkennen, wo die wahre Menschenliebe und das durch sie bedingte Gericht sich offenbart; andererseits dagegen, wo diese Merkmale noch fehlen, auch Christum noch nicht für gekommen zu erachten.

Demnach haben wir nun in der Synopse auch in Rücksicht auf das Gericht eine Fortentwickelung anzuerkennen, wie in der Parousie überhaupt. Jesus nimmt das Gericht als ein dem Messias gebührendes Vorrecht für sich in Anspruch und macht, durch die Verhältnisse auf das rein sittliche Gebiet beschränkt, in dieser Sphäre Anwendung davon, indem er es thatsächlich ausübt, bis zur Sündlossprechung reuiger, bußfertiger Sünder, die dadurch nicht nur für heilig und zur Seligkeit fähig erklärt, sondern, wie sich uns bei der Vergeltung zeigen wird, schon wahrhaft selig gemacht werden. Jesus will das Messias-Gericht aber über das ganze jüdische Land und alle Völker der Erde ausgedehnt wissen, und verweist daher, wohin sein eigner Richterspruch nicht dringt und wo die Gegenwart nicht ausreicht, auf seine Vertreter und die Zukunft. Die richtenden Engel sind die Verkündiger seines Wortes. Das Verhältniß der Gegenwart zur Zukunft ist durch die Bilder von Aussaat und Aerndte, Senfkorn und Baum,

Sauerteig und Brod ausgedrückt, offen dargelegt aber in der Rechtfertigung der Weisheit durch ihre Kinder. Der Zeitpunct, wo das Wort Jesu in Wirksamkeit tritt, ist der Tag des Gerichts, der über das jüdische Land (Chorazin, Bethsaida, Kapernaum, Jerusalem), wie über alle Völker früher oder später hereinbricht. Aus allen Weltgegenden werden sie kommen und im Reiche Gottes zu Tische liegen. Endlich stellt sich das Gericht als ein von Zeit und Raum unabhängiges und ewiges dar, indem Menschensohn und Menschheit sich identificiren und das Verhalten des Menschen gegen den Menschen zur Richtschnur und zum Gericht selbst gemacht wird, wie einen solchen Aufschluß das Ende der Reden über die Parousie enthält.

An diese Entwickelung des messianischen Gerichts schließt sich nun die des johanneischen Evangeliums unmittelbar an. Die ganze Erscheinung Jesu wird hier als ein großes Gericht gefaßt, welches die Einen zum Stehen, die Andern zum Fallen bringt, als eine Verwirklichung der πτῶσις und ἀνάστασις, die bei Lukas Simeon in dem Gott geweiheten Jesuskinde erblickt. Die πτῶσις ist zwar nicht Absicht Jesu, noch Zweck seiner Sendung, als solche ist vielmehr die ἀνάστασις anzusehen. Da aber durch diese auch jene, durch das Licht zugleich die Finsterniß offenbar wird, ist der Fall der Bösen zugleich mit als die Folge und Wirkung des Erhöhtwerdens der Guten zu betrachten. In diesem Sinne heißt es in der nächtlichen Unterredung mit Nikodemus (Joh. 3, 17—21): „Nicht deshalb sandte Gott seinen Sohn in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn erlöst würde. Der An-ihn-glaubende wird nicht gerichtet, der Ungläubige aber ist schon gerichtet (darin), daß er nicht an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes geglaubt hat. Dies aber ist das Gericht, daß das Licht in die Welt kam, und es liebten die Menschen mehr die Finsterniß, als das Licht; denn böse waren ihre Werke. Jeder nämlich, der das Schlechte thut, haßt das Licht und kommt nicht an das Licht, damit nicht seine Handlungen gestraft werden möchten. Wer aber die Wahrheit thut, kommt an das Licht, damit offenbar werden seine Werke (in der Beziehung), daß sie in Gott gethan sind."

Aehnlich lauten die Schlußworte des folgenden Capitels (3, 36), die, mögen sie nun dem Täufer, oder Jesu, oder dem Evangelisten selbst angehören sollen, rücksichtlich der johanneischen Auffassung des messianischen Gerichts immer dieselbe Bedeutung behalten. „Wer glaubt an den Sohn, hat ewiges Leben; der gegen den Sohn Ungläubige aber wird nicht Leben sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt auf ihm."

Bestimmter drückt sich Jesus selbst über das Gericht aus in dem Wortwechsel, der sich zwischen ihm und den Juden nach der Heilung des acht und dreißigjährigen Kranken am Sabbath entspann (Joh. 5, 22—30), und den wir zu anderem Zweck bereits theilweis in Betracht gezogen haben. „Der Vater," sagt er hier, „richtet Niemanden, sondern alles Gericht hat er dem Sohne gegeben, damit Alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren. Wer den Sohn nicht ehrt, ehrt den Vater nicht, der ihn gesandt hat. Wahrlich, wahrlich ich sage euch, daß wer mein Wort hört und dem glaubt, der mich gesandt hat, ewiges Leben hat und in das Gericht nicht kommt, sondern vom Tode zum Leben hinausgegangen ist. Wahrlich, wahrlich ich sage euch: es kommt die Stunde und ist jetzt, daß die Todten hören werden die Stimme des Sohnes Gottes, und die sie hören, werden leben. Denn gleichwie der Vater Leben hat in sich selbst, so hat er dem Sohne gegeben, Leben zu haben in sich selbst, und Macht hat er ihm gegeben, auch Gericht zu halten, weil er Menschensohn ist. Nicht verwundert euch darüber! es kommt eine Stunde, in welcher Alle, die in den Gräbern sind, seine Stimme hören werden, und es werden hervorgehen, die das Gute thaten, zu Lebens-Auferstehung, die aber das Schlechte vollbrachten, zu einer Gerichts-Auferstehung. Nicht kann ich irgend etwas von mir selbst thun. Wie ich höre, richte ich, und mein Gericht ist gerecht, weil ich nicht meinen Willen suche, sondern den Willen meines Senders."

Von einem jüngsten Gericht spricht Jesus offenbar hier nicht. Eine Zeit des Gerichts ist zwar angegeben, aber kein Zeitpunct. Vielmehr wird für Jeden, der seine Stimme hört, eine Stunde des Gerichts schlagen, und für Manche ist sie schon

angebrochen — diese Stunde. Früher oder später werden Alle, die ihn hörten, über ihn zum Bewußtsein kommen, die Einen mit Freuden, Andere aber mit Schrecken; denn was jenen zur Seligkeit gereicht, den Messias in seiner wahren Bedeutung erkannt und anerkannt zu haben, das eben geht diesen ab, die ihn verachteten und verfolgten, — ein für sie marternder Gedanke, auch wenn kein äußeres Strafgericht (wie über Bethsaida, Kapernaum, Jerusalem) noch besonders sie ereilt, — ein um so peinvollerer, wenn ein solches noch dazu trifft.

Nichts Anderes, als hier die Stunde des Gerichts, hat nun aber nach der johanneischen Auffassung des messianischen Richtens der jüngste Tag selbst zu bedeuten, wo dieser der Erwähnung des Gerichts noch namentlich hinzugefügt ist (Joh. 12, 48): „Wer mich verachtet und meine Rede nicht annimmt, der hat seinen Richter; das Wort, welches ich gesprochen, wird ihn richten am jüngsten Tage." Zwar pflegt sonst Johannes den jüngsten Tag in der Zusammenstellung mit dem Auferwecktwerden nur in der Beziehung auf die frommen Messiasgläubigen zu gebrauchen, deren Erwachen zum Bewußtsein über die Bedeutung Jesu für sie eine Auferstehung zum Leben ist (Joh. 6, 39. 40, 44 u. 54). Von den Ungläubigen dagegen scheint er anzunehmen, als ob sie niemals zum Bewußtsein über den Werth des von ihnen verschmähten Messias kämen, und daß sie in dieser Dumpfheit und Brutalität eben ihre Strafe, ihren Tod hätten. Wäre dem so, dann dürfte man in unserer Stelle allerdings den jüngsten Tag als Strafgerichts-Tag in dem Sinne zu nehmen sich berechtigt fühlen, in welchem bei den drei ersten Evangelisten ein solcher Tag des Gerichts den Städten Galiläa's und Judäa's angedroht ist, welche sich dem Messias feindselig bewiesen. Dafür könnte noch sprechen, daß ὁ ἀθετῶν zu Anfang des Verses ein stärkerer Ausdruck ist, als die sonst gebrauchten μὴ πιστεύων oder ἀπειθῶν, wonach dann auch die entsprechende Strafe eine stärkere sein dürfte. Zu einer solchen Abweichung von der johanneischen Innerlichkeit alles messianischen Lebens und Wirkens ist aber kein ausreichender Grund vorhanden, wenn es sich findet,

daß unser Evangelist allerdings auch den Feinden der Sache Christi ein Erwachen zum Bewußtsein über den Werth des von ihnen pro tempore verachteten Nazarethaners nicht abspricht, wohl aber dies Erwachen des Bewußtseins in eine Zeit setzt, da es zu spät sein wird, um ihnen zu ihrer Seelen Seligkeit noch zu statten zu kommen. So sagt Jesus am Laubhüttenfest im Tempel zu Jerusalem den ihm nach dem Leben trachtenden Pharisäern (Joh. 7, 33. 34): „Noch eine kleine Zeit bin ich unter euch und gehe (dann) zu dem, der mich gesandt hat. Ihr werdet mich suchen und nicht finden, und wo ich bin, dahin könnt ihr nicht kommen.“ Bei einer andern Gelegenheit (Joh. 8, 21—29) wiederholt Jesus den Juden diese Worte mit dem Zusatz, sie würden in ihren Sünden dahinsterben und nicht eher über ihn zur Erkenntniß kommen, als nach seiner Erhöhung, womit offenbar die Kreuzigung gemeint ist, deren sich nach dem Vorauswissen Jesu — im Sinne des Evangelisten — die Juden schuldig machen sollten.

Wenn aber in der Anknüpfung des Gerichts an den jüngsten Tag und an eine Stunde des Erwachens auf Seiten des Evangelisten keine Folgewidrigkeit gegen seine sonstige Auffassung der letzten Dinge liegt, so ist doch darin wenigstens ein Fortschritt, eine weitere Entwickelung und Bestimmung des messianischen Gerichts anzuerkennen, daß dasselbe durch die Hinausrückung in die Zukunft und auf eine unbestimmte Zeit von der leiblichen Person und der sinnlichen Erscheinung des Messias losgetrennt und also hievon unabhängig gedacht ist. Das Wort, welches Jesus gesprochen, seine Lehre und der sich in ihr und durch sie offenbarende Geist, das sind die richtenden Mächte des johanneischen Messiasthums jetzt und für alle Zeit. Während unsere alten Eschatologen in diesem Aufschub des Gerichts recht die Bestätigung ihrer Versinnlichung des jüngsten Tages erblickten und mit dem Zeitgewinn Alles gewonnen zu haben glaubten, sehen wir in der Ausdehnung und Verbreitung des Messiasgerichtes über die Zukunft gerade die Vergeistigung desselben und

begreifen mit Aufgabe des bestimmten Zeitpuncts das Gericht selbst als ein ewiges.

Nur in der Sphäre des Bewußtseins sich bethätigend, ist demgemäß bei unserem Evangelisten auch die Entscheidung unmittelbar an die Erkenntniß, ja an die Vernehmung des Wortes der Lehre Christi geknüpft. Wer sie annimmt, nimmt damit Leben und Seligkeit an; wer sie verschmäht, hat damit sich selbst das Verdammungsurtheil gesprochen. Sich verschließen vor der Verkündigung des Gottesreiches heißt sich ausschließen von demselben, heißt statt des Segens den Fluch wählen. In diesem Sinne sagt Jesus nach der Heilung des Blindgeborenen (Joh. 9, 39) zu den Pharisäern: „Zu einem Gericht bin ich in die Welt gekommen, daß die Nichtsehenden sehen und die Sehenden blind werden," — Worte, die im Munde Jesu nicht den demagogischen Sinn haben können, als sei er nur gekommen, um eigenmächtig und einseitig die Hohen und Weisen zu stürzen und mit nicht minderer Einseitigkeit und Willkühr die Niederen und Unwissenden an deren Stelle zu setzen, sondern die Meinung ist, daß die, welche sich am ersten berufen fühlen müßten, seine Lehre aufzunehmen und sie zu ihrem Heile anzuwenden, dies nicht thun und so in ihrer Selbstgenüge und Selbstgefälligkeit bis zur Selbstverblendung fortschreiten, wogegen weniger befähigte, aber willige Seelen, die gern und freudig dem Wort der Wahrheit Sinn und Herz öffnen, durch dasselbe auch zur Erkenntniß ihres Heils und so zum Heile selbst gelangen, wie dies Jesus in seiner Schlußerklärung (v. 41) den Pharisäern mit den Worten zu verstehen giebt: „Wenn ihr blind wäret, so hättet ihr keine Sünde. Nun sprecht ihr aber „„Wir sehen!"" nun bleibt die Sünde euer."

Unter solchen und ähnlichen Wendungen zieht sich durch das ganze johanneische Evangelium der Gedanke hindurch, daß die Erscheinung Jesu und die Verkündigung seiner Lehre an sich selbst schon das Gericht über die Welt seien. Das Wort der Wahrheit ist das ewige Gericht Gottes über die Menschheit, der göttliche Scheidungsproceß im Reich des Geistes. Wer dies Wort auch verkündigt, seine Wirkung bleibt dieselbe. Deshalb

erscheint einmal das Gericht als eins der Vorrechte, die der Vater sich vorbehalten, so daß der Sohn Niemanden richtet; ein anderes Mal richtet wiederum Gott keinen anders, als durch den Sohn, welchem als Menschensohn alles Gericht übergeben ist; dann wieder sind es die Nachfolger Christi, welche als Schnitter in der Aerndte des Herrn das Gericht halten; endlich richtet das Wort für sich Gläubige und Ungläubige am jüngsten Tage, am Tage des erwachenden Bewußtseins, zu welchem Erwachen und Erwecktwerden es aber, für die Letzteren zumal, nicht kommt, bevor der Menschensohn nicht an's Kreuz erhöhet ist, also nach Darangabe seiner sinnlichen Erscheinung, von der die fleischlich gesinnte Welt eben nur das Sinnliche festhielt, so daß sie davor gar nicht zur Erkenntniß und zum Erfassen des Geistes gelangen konnte.

Das messianische Gericht als ein geschichtlich über die ganze Menschheit und alle Geister sich vollbringendes Weltgericht und es so in seiner Vollendung als rein geistiges und wahrhaft ewiges zu begreifen und zur Anschauung zu bringen, ward die Aufgabe des späteren apostolischen Zeitalters, die im Briefe Judä, wie im zweiten petrinischen Briefe erst ahnungsvoll und phantastisch, in der Offenbarung Johannis aber mit klarem Bewußtsein und vollkommen künstlerischer Freiheit gelöst ist. Die Anfänge dazu lagen in den Evangelien gegeben, bei Matthäus, Markus und Lukas in den Andeutungen der geschichtlichen Entwickelung und Vollendung des Gottesreiches auf Erden, bei Johannes in der Loslösung des Gerichts von der sinnlichen Gegenwart des richtenden Messias. Hierzu trat nun der Gegensatz der härtesten Versinnlichung des Weltgerichts, wie es mit Herannahme der herrschenden jüdischen Vorstellung und deren Anwendung auf die Wiederkunft Christi als ein am jüngsten Tage und am Ende der Welt durch Jesus abzuhaltendes Gericht von einem Jakobus und dem Verfasser des Hebräerbriefes ohne Zweifel vorausgesetzt, von einem Petrus und Paulus ganz unzweideutig gelehrt worden ist. Dieser Widerspruch von Vormals und Dereinst trieb dann von selbst dazu, die ewige Gegenwart und Umfassung alles Raums

und aller Zeit als die dem Gerichte Jesu allein würdig entsprechende Wirkungs-Sphäre zu erfassen und darzustellen.

Den vermittelnden Uebergang von der evangelischen zur apostolischen und von der apostolischen zur apokalyptischen Eschatologie bildet auch in Bezug auf das Gericht wieder der erste der johanneischen Briefe. Hier ist (1 Joh. 4, 17) von einer ἡμέρα τῆς κρίσεως die Rede, aber nur ein einziges Mal und in einem Zusammenhange, der kaum einen Zweifel übrig läßt, daß das Gericht hier von dem bürgerlichen Forum der heidnischen Obrigkeit zu verstehen sei, wie denn auch viele Ausleger es so gefaßt haben; oder der wenigstens, wenn das jüdische jüngste Gericht festgehalten werden soll, von Neuem bewiese, daß der Apostel Johannes in seinem Gottesfrieden eines solchen Endegerichts zwar erwähnen konnte, aber nur, um zu zeigen, wie geringe Bedeutung dasselbe für den wahren Jünger Christi habe. Nach dem Bekenntnisse classischer Christlichkeit, daß Gott die Liebe sei, und wer in der Liebe bleibe, der bleibe in Gott und Gott in ihm (v. 16), sagt er: „Darin aber ist die Liebe vollendet in uns, daß wir Freimuth haben am Tage des Gerichts, daß auch wir sind in dieser Welt, wie jener ist (v. 17). Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die vollkommene Liebe wirft die Furcht hinaus; denn die Furcht hat Pein; der Furchtsame aber ist nicht vollendet in der Liebe" (v. 18). In dieser möglichst wortentsprechenden Verdeutschung scheint die Stelle allerdings besser zu passen auf eine Verhandlung vor dem bürgerlichen Richter, als auf ein allgemeines Weltgericht am Ende der Erdentage. Die παῤῥησία hat in der ursprünglichen, etymologischen Wortbedeutung — πᾶν und ῥῆσις — mehr Sinn, als in der abgeleiteten von Hoffnung und Vertrauen. Die freimüthige Rede, das offene Bekenntniß, — das Alles-Heraussagen — ist eigentlich nur vor dem Christen-Inquisitor an seiner Stelle, nicht aber vor dem Allwissenden oder dessen Vertreter, der nicht nöthig hat, die Parteien erst zu fragen, sondern von selbst weiß, was an Jedem ist (Joh. 2, 24. 25). In einer solchen Freimüthigkeit — und diese bezieht sich auf Reden nicht allein, sondern auch auf Handlungen, kann demnach

also auch von Verweigerung der Anbetung des Kaisers, des Opferfleischessens u. dgl. verstanden werden — in einer solchen Freimüthigkeit hat überdies die vollendete Gottesliebe, wie ihr Merkmal und Kennzeichen, so auch zugleich ihren praktischen Zweck und ihre Bewährung. Die *κόλασιν ἔχοντες*, wie der *φοβούμενος*, lassen nicht ohne Fug auf vorhandene Gemeindeglieder schließen, bei denen eben die Liebe noch nicht zu der Vollkommenheit gediehen war, daß sie alle Besorgniß und Verzagtheit, allen Wankelmuth und Zweifel ausgetrieben hätte. Die Worte endlich *ὅτι καθὼς ἐκεῖνός ἐστι καὶ ἡμεῖς ἐσμεν ἐν τῷ κόσμῳ τούτῳ* scheinen doch ganz und gar das Verhalten Jesu gegen seine Verfolger und Richter den Christen als Vorbild und Muster vergegenwärtigen zu sollen. Fände man trotz allem dem dennoch keinen Grund, den Apostel Johannes an dieser Stelle nicht auch das jüngste Gericht der alten Schule predigen zu lassen, so halte man doch aber ja fest, daß der Gedanke, von welchem der Apostel ausgeht und der, zu welchem er hinführt, alle zukünftige und jenseitige Entscheidung und Vergeltung vollkommen ersetzt und damit vernünftiger Weise entbehrlich macht und aufhebt. „Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott. Und wir haben diese Verhaltungsregel von ihm, daß wer Gott liebt, auch seine Brüder liebe“ (v. 16 u. v. 21). Derselbe Gedanke, womit Matthäus die Reden über die Parousie schließt: „Was ihr einem dieser Geringsten meiner Brüder gethan habt, habt ihr mir gethan!“

Jakobus verweist auf ein zukünftiges Gericht und scheint vorauszusetzen, daß Jesus der Richter sein werde (Cap. 5, 8). Er tröstet damit einerseits die leidenden Christen, ihren mächtigen Feinden aber verkündigt er eben so unverholen die Strafen, die sie treffen werden, und zwar ganz im Ton der alttestamentlichen Propheten, wie denn überhaupt Jakobus denjenigen biblischen Schriftstellern beizuzählen ist, welche den Uebergang von der Weltanschauung des alten zu der des neuen Bundes vermitteln. In dem Briefe an die Hebräer ist weniger das Gericht, als die zukünftige Vergeltung hervorgehoben, und selbst diese

wieder vorzugsweise in Bezug auf die frommen Messiasgläubigen (Hebr. 9, 26—28; 10, 26—31; 13, 14). Petrus bereichert die jüdisch-christliche Eschatologie mit zwei neuen Bestimmungen. Er lehrt zuerst ein Gericht über Lebendige und Todte (1 Petr. 4, 5) und läßt zu dem Ende auch den Todten das Evangelium verkündet werden (1 Petr. 3, 18—22; 4, 6). Die letztere Vorstellung erscheint, wie er sie hat, nicht so widersinnig, als man gewöhnlich annimmt. Ich traue aber, offen zugestanden, diesem Apostel selbst nicht zu, daß er mit klarem Bewußtsein in wenigen Worten so viel Tiefsinn sollte beurkundet haben. Vielleicht theilte er ein apostolisches Dictum mit, das nicht von seiner Erfindung war. In der ersteren der beiden letztgenannten Stellen sagt er, daß Jesus im Geiste zu den Geistern der Vergangenheit hinabgestiegen sei und ihnen gepredigt habe. In der letzteren sollen diese Todten nur nach Menschenart fleischlich beurtheilt werden, nach göttlicher Anschauung aber (κατά ἀνθρώπους und κατά θεόν) geistig leben. Keinenfalls hat Petrus den Inhalt dieser Worte durchdrungen; denn hier fügt er hinzu, das Ende von Allem sei nahe, dort weiß er die Geister ἐν φυλακῇ allein zu finden in den Tagen Noahs, die er nur wieder darum herauszuheben scheint, um das Wasser der Sündfluth mit dem heiligen Taufwasser in Vergleich stellen zu können. Noch eine Erweiterung seines Gesichtskreises ist es, daß er in den Verfolgungen und Leiden der Christen (1 Petr. 4, 12—19) schon den Anfang des Gerichts am Hause Gottes erblickt. Aber er gelangt auch hier zu keiner klaren Anschauung, noch zu einem befriedigenden Schluß. „Es ist Zeit," sagt er (v. 17), „daß das Gericht am Hause Gottes Anfang nehme; wenn aber zuerst von uns, welch' Ende (wartet dann) derer, die dem Evangelium Gottes nicht glauben? und wenn der Gerechte kaum (μόλις — also nicht das evangelische Entweder-Oder) gerettet wird, wo soll der Ruchlose und Sünder erscheinen? Darum müssen die nach Gottes Willen Leidenden ihm, als einem treuen Schöpfer, ihre Seelen überlassen im Gutesthun." Ganz versichert also ist Petrus auch der Bese-

ligung der Frommen noch nicht. Die Verfolgungen, die sie auszustehen haben, trüben ihm den Blick in die Zukunft.

„Quid sum miser tunc dicturus?
„Quem patronum rogaturus,
„Quum vix justus sit securus?"

Petrus versteht die Fügungen Gottes vor ihrem Ende nicht, hält es aber doch für jeden Fall am rathsamsten, ihm, als einem treuen Schöpfer, zu vertrauen und dabei im Gutesthun nicht müde zu werden.

Hierin sieht nun Paulus allerdings klarer. Seine Gewißheit ist über jedem Zweifel erhaben und eine unumstößlich feste. Er weiß genau, wie die Dinge kommen und läßt es daher auch nicht bei halben Drohungen und Vertröstungen bewenden. So sagt er den Atheniensern mit größester Bestimmtheit: „Gott hat einen Tag angesetzt, an welchem er den Weltkreis richten will mit Gerechtigkeit durch einen Mann, welchen er dazu ausgewählt und dem er alle Beglaubigung gegeben hat, indem er ihn von den Todten auferweckte." (Ap. Gesch. 17, 31). Den Korinthern aber weiß er noch mehr davon zu sagen. Wenn Jesus zum Gericht kommt, wird er die Verborgenheiten der Finsterniß erhellen und die Rathschläge der Herzen offenbaren (1 Kor. 4, 5). Alle müssen wir vor dem Richterstuhl Christi erscheinen, damit Jeder empfange, je nachdem er bei Leibes Leben gethan hat, es sei Gutes oder Böses (2. Kor. 5, 10). Dasselbe schreibt er den Römern (Röm. 14, 10) und ermahnt sie, wie die Korinther, sich nicht selbst unter einander zu richten, da ja alle vor dem Richterstuhl Christi aufgestellt werden würden. So wohlgemeint es aber auch sein mochte, das erwartete Endgericht zum Motiv gegenseitiger Liebe und Verträglichkeit zu machen, ein so starkes Zeugniß bleibt es zugleich von der Beschränktheit der paulinischen Auffassung des Gerichts, wenn er doch meinte, daß Jesus im jüngsten Gericht alle diese kleinen Händel der verschiedenen Gemeinden erledigen werde und daß man diese daher bis zu jenem Zeitpuncte auf sich beruhen lassen müsse. Hatte er nicht diese engherzige Ansicht von der Sache, so mußte er andere Beweg-

gründe hervorsuchen, Einigkeit und Frieden in den Gemeinden zu erhalten, etwa die offenbar gewordene Liebe Gottes und das Vorbild Jesu Christi, wie Johannes. Im Anfang des Römerbriefes (2, 5—11) stellt er Gott selbst als Richter dar und nennt den Tag des Gerichts eine ἡμέρα ὀργῆς. Demgemäß schildert er denn auch, darin dem Jakobus nicht unähnlich, dieses Gericht mit den grellsten Farben orientalisch-jüdischer Einbildungskraft. Noch in dem zweiten Briefe an den Timotheus bekundet er, wie lebhaft am Abend seines Lebens dies Bild der Zukunft ihm vor der Seele schwebte. Gott und Jesus Christus, Gericht und Parousie und Messiasreich vereinigen sich ihm hier zu der Beschwörungsformel, mit welcher er den Timotheus verpflichtet, bei der Verkündigung der reinen Lehre auszuharren (2 Tim. 4, 1. 2).

Diese drastischen Vorstellungen der letzten Dinge muß man den Aposteln nicht zum Fehler anrechnen, sondern zum Verdienst, nicht wenn sie auch, — nein, eben **weil** sie in der Sache selbst irrten. Bei dieser voll ausgebildeten Form trat der Inhalt von selbst zurück, ja der Inhalt ward durch die Form unschädlich gemacht. Wenn man dem sinnlichen Menschen die Herrlichkeit, wie die Schrecken, des Gerichts so stark versinnlichte, dann wurde die Versinnlichung selbst eine eigentliche Vergegenwärtigung und Verwirklichung. Das Bild gewann Leben und fing an, seine Wirkung thun. Daß Alle vor dem Richterstuhle Christi erscheinen müssen; daß bei Gott kein Ansehn der Person gelte, daß Gottes Zorn und Feuereifer keinen Bösen ungestraft lasse, sei er Jude oder Grieche, sei er Freier oder Sclave, diese Vorhaltung war schon das vorläufige, und von unserm Standpunct gesprochen, das wesentliche und einzig mögliche und nöthige Gericht. Die Zeit der irdischen Erwartung und der nur sinnlichen Vorstellung ist aber nun vorüber. Der Tag des Bewußtseins ist angebrochen, der Gedanke hat seine Herrschaft angetreten, Verpflichtung auf den vernünftigen Begriff ist die Bedingung aller höheren Wirksamkeit geworden und wird früher oder später zum Amtseid der christlichen Religionslehrer werden. Wer heute noch mit hellem Bewußtsein und gerader Absicht gegen seine bessere Ueberzeugung

in der paulinischen, petrinischen oder jakobinischen Weise das Gericht predigen kann, der ist nicht werth, daß ihn Christus erlöst hat, oder den hat er vielmehr gar nicht erlöst. Er ist ein Baals-Pfaff und Bonze, den mit Recht die Verachtung jedes besser denkenden Biedermanns trifft.

Die Apostel bereicherten, wie wir gesehen haben, die Vorstellung vom messianischen Gericht mit der neuen Bestimmung, daß darin Lebendige und Todte gerichtet werden sollten, was mit dem im apostolischen Zeitalter in das Christenthum gekommenen Auferstehungsglauben zusammenhängt. Als ein Fortschritt kann man diese Bereicherung betrachten, insofern sich darin der Gedanke eines Weltgerichts Bahn zu brechen anfängt. In dieser Rücksicht kann auch als eine Fortbildung der Lehre angesehen werden, was Judas und der Verfasser des zweiten petrinischen Briefes Neues dazu bringen, nämlich das Gericht über die bösen Geister. Das klingt schon ganz apokalyptisch, und in der That haben beide Briefe derartige Bestandtheile, ja Judas citirt sogar eine Stelle aus dem apokalyptischen Buche Enoch. Allein der Uebelstand, daß weder der prophetische, noch der didaktische Lehrton in jenen Briefen rein durchgeführt ist, und die sonstige Armuth derselben an ethischem und dogmatischem Gehalt kann uns auf ihren kanonischen Werth kein großes Gewicht legen lassen. Der Petriner scheint überdies zum großen Theile der Nachschreiber oder Plagiator des Judas geworden zu sein. Die uns hier angehende Stelle haben Beide gemeinsam (Judas v. 6; 2 Petr. 2, 4). Gott verschont selbst die bösen Engel nicht, sondern hält sie zum Gericht des großen Tages in Ketten und Banden der Finsterniß gefesselt. Kannten beide Briefsteller bereits die Offenbarung Johannis, so würde das nur beweisen, daß dieses Buch den Zeitgenossen schon ein Buch mit sieben Siegeln war, wie den achtzehn Jahrhunderten nach ihnen; denn entnahmen sie demselben weiter nichts, als die Fesselung der bösen Geister, so geschah es gewiß nur deshalb, weil sie das Uebrige nicht faßten, weil ihnen Jerusalem und Babel zu gelehrt waren, weil für ihre kleine Welt das große Weltgericht nicht paßte.

Die johanneische Apokalypse nun, zu der wir uns hiermit selbst wenden, enthält das Tableau des allgemeinen Weltgerichts in einer so freien, kühnen und umfassenden Anschauung, wie kein anderes neutestamentliches Schriftstück. Alle Kämpfe im Himmel und auf Erden werden durch Christus entschieden. Er leidet, duldet, ringt und siegt nicht nur in seinen Heiligen und durch sie, sondern er erscheint daneben noch überall selbst in Person und in den mannigfachsten Verwandlungen, zum Zeichen, wie der christliche Geist sich aller Formen zu bemächtigen und sie zu verklären vermag. Der Kampf mit der Erdenmacht, wie mit der Macht der Hölle, ist hier selbst das eigentliche Gericht und die Entscheidung, der später die Vergeltung folgt, als Vernichtung auf der einen, als neues Leben auf der andern Seite. Gleichwie aber das Princip des Guten und Wahren, Christus, eine Mannigfaltigkeit der Formen anzunehmen weiß, so kehrt in wechselnden Gestalten auch das Böse, der Satan und sein Anhang, immer wieder auf den Schauplatz zurück. Diese Abwechselung und Wiederkehr kann man vorzugsweise für die Welt der Erscheinungen überhaupt nehmen, mit welcher der Geist den immer neuen, den ewigen Kampf zu bestehen hat. Für den Dichter sind die Hauptsitze der beiden nichtchristlichen Religionen, Jerusalem und Rom, die Centralpuncte, um welche sich die Gestaltenfülle seiner Schöpfung sammelt und zu Gruppen sondert, weil in seiner Weltanschauung Judenthum, Römerthum und Christenthum den ganzen Inhalt der Welt ausmachen. Allein sein Bewußtsein ist reicher, als seine Erfahrung; um nichts Unchristliches und Unheiliges der Welt übrig zu lassen, wird der Himmel selbst zum Wahlplatz der Entscheidung erkohren. Geist muß gegen Geist in's Feld rücken, und nur der allgemeinste Geist, Gott der Vater, bleibt vom Getümmel fern und besteigt erst den Weltenthron, nachdem alle seine Feinde als das vor ihm liegen, was sie sind, als nichtige.

Wenn nun nach solchen Weltuntergangskämpfen sich noch die Todten, groß und klein, vor seinem Thron versammeln, und Gott so menschlich ist, für einen Jeden von ihnen die Bücher

nachschlagen zu lassen, um zu sehen, was von jedem Einzelnen darin geschrieben steht und danach Lohn und Strafe abzuwägen: so gehört wahrhaftig doch ein bedeutendes Quantum hausbackenen Spießbürgersinnes dazu, um erst in der wirklichen Aufführung eines solchen Bagatellprocesses an irgend einem jüngsten Tage das des Christenthums allein würdige Weltgericht zu erkennen. Aber selbst, wenn man diese Form der Einkleidung als dichterische anerkennt, dagegen jedoch als wesentlich festhält, daß dieses Gericht über Lebendige und Todte wenigstens ein Endgericht und der Schluß aller Kämpfe, das Ziel der ganzen Weltentwickelung sein müsse, hat man weder die Idee unseres Dichters, noch das Wesen der Dichtung überhaupt erfaßt. Wen läßt er denn Babel's Untergang und was läßt er daran beklagen? Die Könige der Erde sind's, die mit ihr buhlten und wollüsteten, die Kaufleute, welche von Babel aus die Welt mit tausend eitlen Dingen überschwemmten und dadurch zu Macht und Reichthum gelangten, die Schiffer, Segler und Steuermänner als die Helfershelfer jener, diese sind es, welche darüber weinen und wehklagen, daß all' diese Herrlichkeit nun ein Ende hat. Es ist also die Nichtigkeit der Erscheinung als solche, die Vergänglichkeit und Werthlosigkeit geist- und gottlosen Sinnenkitzels, was der Dichter zu Grunde gehen läßt und dessen Untergang er so umständlich, mit einem Aufwande von Einzelnheiten schildert und anschaulich macht. Der Sieger aber, der das Alles überwältigt, erscheint hier nicht als Lamm, als Engel oder Menschensohn, sondern als kühner Held, und seine Namen sind der Treue, der Wahrhafte und das Wort Gottes (πιστὸς καὶ ἀληθινός, ὁ λόγος τοῦ θεοῦ). Solche Namen sind hier, bei der End-Katastrophe des Ganzen, nicht unwesentlich und gleichgültig, nicht gedankenlose und unbewußte. Christus ist dadurch zum christlichen Princip verallgemeinert. Nicht der Reiter auf dem weißen Rosse ist die Hauptsache, sondern seine Treue, seine Wahrhaftigkeit, die Göttlichkeit seines Wortes, das sind die entscheidenden, die siegreichen, die weltbezwingenden Mächte. Als deren Vertreter erstehen die Märtyrer und die treugebliebenen Christen schon vor der allgemeinen Auf-

erstehung und nehmen am Reiche Gottes und Christi, d. i. an der göttlichen Weltregierung, Antheil, noch vor dem Gericht über Lebendige und Todte und unabhängig von demselben. Als eben solche Vertreter des christlichen Princips jauchzen Engel, Heilige, Propheten und Verklärte aller Art über den Fall Babels, den die Weltmenschen bejammern. Daß aber im großen Ganzen nichts unwesentlich und zwecklos da sei, daß zum Reiche Gottes und zur göttlichen Weltregierung auch der kleinste der geschaffenen Geister seinen Beitrag liefere, daß in der Weltgeschichte, die das Weltgericht ist, alle Einzelwesen, Lebendige und Todte, ein Jeder sein Gericht hat, das erfahren wir vom Dichter, indem er am letzten Ende diese Alle vor Gericht berufen werden läßt. Er kann nicht anders, als neben und nach einander darstellen, was in der Wirklichkeit, wie im Begriff, mit und durch einander gesetzt ist, und so läßt er die in sich nicht vielbedeutende ununterschiedene Menge, die nicht nach Namen, Thaten und Verdiensten besonders ausgezeichneten Individuen, zuletzt als Gesammtheit in's Gericht gehen, damit auch dem Unbedeutendsten sein Recht und die Anerkennung zu Theil werde, daß er im großen Ganzen mitgelebt, mitgewirkt, dasselbe mit constituirt, es erhalten und fördern geholfen habe. Sie stehen alle in den Büchern und darum kommen sie alle in's Gericht, erfahren alle, ob sie sich des Lebens oder der Vernichtung werth gemacht haben (Off. Joh. 19, 20).

Ein solches Weltgericht ist christlich, ist vernünftig, ist, da es den Stempel der Dichtung offen an der Stirn trägt, die erhabenste und gediegenste Auffassung desselben. Gerade die Freiheit, mit welcher Johannes die Gestalten seiner Schöpfung behandelt, ist das ihnen aufgedrückte Siegel, daß sie sein sind, daß er das wahre, ewige Gottesgericht begriffen hat, in welchem Geist durch Geist, ein Volk durch das andere, die Gegenwart durch die Zukunft, das Ganze durch seine Entwickelung und Vollendung gerichtet wird, und daß er dieses Gericht an der Welt seines Gesichtskreises nur aufzuweisen bemüht ist. Dieses Weltgericht, worin jeder Einzelne in seiner eigenen freien That — durch Geisteskämpfe, nicht durch Naturereignisse läßt der Dichter entschieden

werden — seinen Richter hat, und Gott nur als das lebendige Gesetz, Christus nur als die entscheidende Wahrheit, wonach sich ein Jeder selbst richtet, dem Ganzen inwohnt, dieses Weltgericht ist auch allein das einzige Gottes, Jesu und des Christen würdige.

Das Verkehrte und Ungöttliche, wie Unmenschliche, der gewöhnlichen Vorstellung vom Weltgericht zeigt sich zunächst darin, daß es in eine bestimmte Zeit, und zwar an das Ende der Erdentage, verlegt ist. Man hat gemeint, es sei der Würde Gottes angemessener, das Leben der Menschheit und der Welt überhaupt sich erst vollenden zu lassen, bevor er zum Gericht schreite, um dann Alles mit einem Male abzuthun. Allein das ist nichts als eine Verendlichung des allgegenwärtigen und unendlichen Geistes. Man hat den Allwaltenden damit zu einem Staatsregenten gemacht, der, unfähig, sich überall in seinem Reiche zu vergegenwärtigen und an Ort und Stelle seinen Willen durchzusetzen, einen allgemeinen Reichs- und Gerichtstag ausschreibt, die sich verklagenden Parteien in seiner Residenz vor sich bescheidet und ihnen hier erst ihr Recht spricht. An des Vaters Stelle hält dann auch wohl der Sohn und Mitregent diesen großen Gerichtstag ab, weil jener mit anderweitigen Regierungsgeschäften überladen ist, dieser dagegen die Leute, unter denen er sich früher selbst aufgehalten, genauer kennt. Allein wenn man nun näher auf eine solche Vorstellung eingeht, so findet sich alsbald, daß sie sich gar nicht durchführen läßt. Wo soll man für diese Milliarden Rechtsuchender Platz finden? Wie lange soll der Termin dauern? Ich fürchte, man wird mehr Zeit zu den Untersuchungen und Aburtheilungen bedürfen, als zu der ganzen Weltgeschichte, und daher auch mehr Raum, als unsere Erdoberfläche darbietet, wenn man die Auferstandenen nicht Kopf an Kopf schichten, oder gar ihre Köpfe allein vor Gericht erscheinen lassen will, wie sich auf solche Weise die Maler zu helfen suchen. Dann die Störung und Verwirrung, welche ein solches Durcheinander von Processen verursachen müßte! Reinhard meinte zwar, die deutliche Auseinandersetzung einer so wichtigen Sache würde das lehrreichste Schauspiel für jedes denkende Wesen sein und über die

dunkelsten Geheimnisse das größte Licht verbreiten. Allein wer nur einmal einem Termine im bürgerlichen Gericht beigewohnt hat, in welchem mehrere und verschiedenartige Rechtsstreitigkeiten zu gleicher Zeit erledigt werden sollten, der wird wissen, einen wie widerwärtigen Eindruck es macht, hier Jemanden einen Zeugeneid schwören, dort zwei über Erbschaft oder Darlehn streiten, an dem dritten Tisch eine Schwängerung constatiren, vor einem vierten Injurien wiederholen, am fünften Verläumdung und Betrug aufdecken zu hören. Man potenzire dies nun in's Große, man lasse einen Napoleon mit Millionen Erschlagener vor die Schranken des Weltrichters treten, man lasse Völker mit Völkern, Jahrhunderte mit Jahrhunderten rechten, man lasse die Zeitgenossen Noahs neben den hingewürgten Americanern, Griechenland und Rom neben England und Rußland, die von Karl dem Großen erschlagenen Sachsen neben den Opfern des dreißigjährigen Krieges erscheinen u. s. f., und man wird ein solches Gewirr, einen solchen Knäuel von Verwickelungen herausbekommen, daß zur Wiederherstellung der Ordnung kein Mittel übrigbleibt, als wiederum Alles nach Raum und Zeit so zurecht zu legen, wie es sich nach und neben einander begeben und zugetragen hat. Der Weltenrichter aber, welcher Alles zugelassen und — wenn der Menschengeist für nichts Göttliches gelten soll, — wenigstens auf natürlichem Wege so Vieles selbst veranlaßt hat, wird am Ende zu seiner eigenen Rechtfertigung nachweisen, daß es gar nicht anders habe kommen können und sollen, daß nirgends einseitig gehandelt worden, daß die Sünde und das Unrecht des Einzelnen das Product zugleich einer jüngeren oder älteren Schuld ganzer Nationen und Generationen sei, daß jede frühere Zeit an der späteren ihre Widerlegung nicht nur, sondern auch ihre Rechtfertigung gehabt habe, mit einem Wort, er würde die Weltgeschichte vor den Augen und Ohren der Versammelten construiren müssen. Da er dies aber bereits gethan hat und noch immerfort thut, und zwar nicht, wie ein Professor in einem Collegium über Philosophie der Geschichte, sondern thatsächlich durch Hinstellung der lebendigen Gestalten und Geister selbst: so ist es

eben überflüssig und seiner unwürdig, dies am Ende der Erdentage besonders zu wiederholen. Alle Versuche, das Weltgericht als einen einmaligen räumlich-zeitlichen Act zu fixiren, sind nur aus dem Bedürfniß hervorgegangen, sich die richtende Majestät Gottes zu vergegenwärtigen; jedes spätere Zeitalter ist dabei von den Vorstellungen eines früheren geleitet worden und hat diese nach seinen Begriffen und Fähigkeiten möglichst würdig zu verwirklichen gestrebt. So ist das Mittelalter für diesen Zweck mit Pinsel und Meißel thätig gewesen. Die neuere deutsche Kunst aber hat zur Harfe und Tuba gegriffen, und ihre Schöpfungen sind nicht nur imposanter, sondern auch der Wahrheit näher. Höher als Sonnenbergs Weltende und seine schwülstige Donatoa stehen die Tonwerke eines Schneider und Spohr. Mozart hat sich auch hier als unübertrefflicher Meister bewährt. Die Weissagungen des Requiem bringt er zu einer Erfüllung, die ihren Dichter selbst auf's Höchste überraschen würde. Die Posaune, welche die Todten erwecken soll, entledigt sich in jenem wundervollen Solo ihres Auftrags in so erhabener Majestät, daß, wenn ein Christ des apostolischen Zeitalters verschlossenen Auges dieser Aufführung beiwohnte, er ohne Zweifel den Tag des Herrn für gekommen erachten würde. Schon der Wortlaut des Textes ist von musicalischer Gewalt, und doch giebt er kaum mehr, als die Contouren des großen Gemäldes.

„Dies irae, dies illa,
„Solvet saeclum in favilla,
„Teste David cum Sybilla.
„Quantus tremor est futurus,
„Quando judex est venturus,
„Cuncta stricte discussurus!
„Tuba mirum spargens sonum,
„Per sepulcra regionum
„Coget omnes ante thronum.
„Mors stupebit et natura,
„Quum resurget creatura
„Judicanti responsura.“ etc.

Eine andere Art dogmatischer Verendlichung, die denen, welche sie trifft, ebenso wenig zur Ehre gereicht, ist die, daß

das auf einen Raum- und Zeitpunct festgebannte Weltgericht durch den leibhaftig wiederkehrenden Christus abgehalten werden solle. Die erste Erscheinung des Welterlösers wäre demnach eine unzureichende gewesen. Der, welcher ihn sendete, hatte ihn noch nicht mit soviel Kraft ausgerüstet oder ihm noch nicht eine so große Vollmacht ertheilt, daß damit der Zweck seiner Sendung zu erreichen gewesen wäre. Die palästinensische Aristokratie jener Zeit war mächtiger, als ihr Gott, und vereitelte so nicht nur dessen Pläne zu ihrer Errettung, sondern sie durfte es wagen, ihren Frevel so weit zu treiben, daß sie den Gottgesandten umbrachte. Deshalb kehrt dieser zum Vater zurück, um sich mit größerer Macht von ihm ausrüsten zu lassen und, so verstärkt, kehrt er dann wieder, um, wenn alle Zeit und alle Weltgeschichte zu Ende, wenn Irrthum, Sünde und Schuld sich tausendfach vererbt, vermehrt, in einander verwebt und verwirrt haben, erst Gericht darüber zu halten. Einen solchen Weltenrichter predige doch gar Niemand mehr, am wenigsten zur Anbetung und Nachfolge! Seht, so unmenschlich-jehovistisch erscheint euer Christus, wenn ihr auf seiner leiblichen Wiederkehr besteht; denn ein solcher Schlußact des messianischen Drama setzt, wie bei Klopstock, einen ähnlichen ersten und zweiten im Himmel und auf Erden voraus. Und worin soll nun das Gericht Christi bestehen, worin soll es sich von dem messianischen Gericht während seines Erdenlebens unterscheiden? Damals theilte er die Zeitgenossen nach ihrem Verhalten zum Messiasthum und nach ihrem sittlichen Werth ebenfalls nicht ohne Bezug auf die Stiftung seines Reiches in zwei große Classen. Soll sich diese große Theilung nun an eurem jüngsten Tage wiederholen? wie unser Alte bittet:

„Inter oves locum praesta,
„Et ab hoedis me sequestra,
„Statuens in parte dextra!
„Confutatis maledictis,
„Flammis acribus addictis,
„Voca me cum benedictis!"

Das wäre ein ebenso sinn- und zweckloses, als unzureichendes Gericht. In der Zeit, da Jesus zuerst als Messias auftrat, in der Absicht, das göttliche Reich auf Erden zu verwirklichen, da natürlich kam Alles darauf an, diejenigen aus seinen Zeitgenossen auszusondern, welche sich eigneten, Glieder dieses Reiches zu werden, und da hierzu nur Leute von Gesinnung, sittlich gute Menschen taugten, so war es auch gerechtfertigt, die Gesammtheit derer, welche zu ihm in Beziehung traten, nach ihrem sittlichen Werth in gute und böse, in messianische und nichtmessianische zu theilen. Anders stellt sich dies aber nun am Ende der Erdentage. Das Gottesreich hat dann seine Vollendung erreicht. Die Dafür-Berufenen haben sich längst von den Unberufenen geschieden. Soll aber der sittliche Werth im Einzelnen ermessen werden, so reicht selbst eine Theilung der Menschen in hundert und tausend Classen nicht aus, um Jedem den ihm gebührenden Rang zu bestimmen. Es dürfte sich ergeben, daß Niemand absolut gut, ebenso wenig aber Jemand absolut böse sei. Die Sittlichkeit und selbst die Christlichkeit ist nicht zu allen Zeiten dieselbe gewesen. Was dieses oder jenes Volk, diese Kirchengemeinschaft, diese Stadt, diese Gesellschaft, diese Familie für sittlich, für vortrefflich hielt, galt an einem andern Ort und zu einer andern Zeit für gleichgültig, ja wohl gar für verwerflich. Mithin kann selbst die Moralität keinen allgemein gültigen Maaßstab für das Gericht abgeben. Wird der Werth des Menschen aber danach bestimmt, was er als ganzer Mensch für die Menschheit werth war nach seinen Talenten, Geschicklichkeiten, Verdiensten u. s. f., so verliert sich das Gericht in Gebiete, denen der Weltheiland in dieser seinen allgemeinen Eigenschaft nicht mehr gewachsen ist.

Die alte Rechtgläubigkeit und ein guter Theil der neueren hilft freilich dadurch nach, daß sie Jesu zwei Eigenschaften für das jüngste Gericht beilegt, die er im Stande seiner Erniedrigung noch nicht hatte, d. i. die Allwissenheit und Allmacht.

„Liber scriptus proferetur,
„In quo totum continetur,

„Unde mundus judicetur;
„Judex ergo, quum sedebit,
„Quidquid latet, apparebit,
„Nil inultum remanebit."

Allein dadurch wird er vollends zur Caricatur. Er soll alle Geheimnisse der Welt und selbst die verborgenen Rathschläge der Herzen an das Licht ziehen und sie richten. Nicht genug, daß man ihm auflastet, Alles, was jemals in der Welt zur Erscheinung gekommen, zu durchmustern und sein Urtheil darüber abzugeben, sondern auch das Nichterschienene, das Ungeborene, das Kaum-Gedachte, die Gefühle und Ahnungen unterliegen seiner Censur, und warum? Um diejenigen Reue und Schaam empfinden zu lassen, die aus Schaam und Reue die Rathschläge ihrer Herzens selbst erst gar nicht zur Ausführung brachten; nur die vor aller Welt bloßzustellen, die sich selbst ihrer Blöße vor der Welt schämten! Und wer soll dieses lieblose Gericht halten? Der Mann, der sich nach der Ueberlieferung einer reuigen Ehebrecherin vor roher Gewaltthat annahm, zu dessen Menschlichkeit Zöllner und Sünder ihre Zuflucht nahmen, der alle Sünde verzieh und verziehen wissen wollte, wenn sie sich auf Endlichkeiten und einzelne Fälle bezog, wenn sie sich nicht gegen den Geist im Ganzen, gegen die Idee der Menschheit und Gesammtheit, gegen den heiligen Geist kehrte. Wenn von einem Weltgericht im Ernste gesprochen werden soll, ist es unmöglich, dies an die leibliche Erscheinung der Person Christi anzuknüpfen. Nur sein Geist, die Messiasidee und der Logos, können die richtende Macht bilden. Die Idee der Verwirklichung des Göttlichen durch den Menschen, der Gottmensch als menschliches Ideal, wie wir den Ausdruck einmal gebrauchen wollen, ist ein Maaßstab, wonach alle Völker der Erde und die Menschen aller Zeiten nicht nur gerichtet werden können, sondern gerichtet werden müssen, ja wonach sie sich von selbst gerichtet haben und noch immerfort richten. Diese Idee, daß alles Wahrhaft-Göttliche sich auch vermenschlichen müsse und daß das Allgemein-Menschliche an und für sich auch das Göttliche sei, diese Idee ist recht eigentlich das richtende Gewissen der

Menschheit. Sie ist es in der vorchristlichen Zeit und bei nicht-christlichen Völkern nur ahnungsvoll und prophetisch, offenbar und bewußt dagegen in der Christenheit. Der heilige Geist der Kirche richtet, straft, beseligt, verdammt als das Gewissen des Einzelnen, welcher der Kirche noch innerlich angehört; als eine objective Macht aber von außen für den, der selbst nur ein äußeres Verhältniß zu ihr einnimmt. So wird der einzelne Fall aus und durch sich selbst beurtheilt, und da der christliche Gemeingeist sich nicht innerhalb der Kirchenmauern abschränkt, sondern Haus und Stadt und Staat und Welt durchdringt, so ist damit dem menschlichen Thun auch die rein menschliche, nicht blos eine relativ sittliche, Würdigung gesichert. Ja, alle endlichen Verhältnisse durchdringend und erleuchtend, kann dieser christliche Geist auch zum Richter der Gedanken und Gesinnungen werden, wo sie sich noch vor ihrer Verwirklichung zu erkennen geben und wo die Anzeichen einer solchen Gedankenschwangerschaft Heil oder Unheil verkünden.

Daß jede That, wie sie sich entwickelt und vollbringt, ihr Gericht mit sich führe und in sich selbst habe, das ist der Macht und Würde Gottes, das dem Geiste Jesu Christi und der Bestimmung des Christenmenschen angemessen und entsprechend. Die äußere Vergeltung aber ist Sache der Zeit. Wo das Einzelleben nicht ausreicht, selbst seine Rechte geltend zu machen, da wird der Gemeingeist dessen Rächer und Vertreter, und wenn, wie im Leben eines Jesus, nicht in der Gegenwart und augenblicklich, so doch in der Zukunft und für die Folge. Hier gilt der Trost, dessen sich schon der Stifter des Christenthums erfreute, daß die Weltgeschichte auch das Weltgericht ist. Wie er im Hinblick auf die Zukunft seine Rechtfertigung schon gegenwärtig wußte, so auch ihr, wenn euere Rechte euch die Gegenwart verkümmern will. Noch hat ungestraft kein Gewalthaber mit Menschenleben spielen dürfen, am wenigsten mit der Macht der Wahrheit, und ging er anscheinend auch für sich mit heiler Haut in's Grab, so ward sein Frevel noch gerochen an den Gliedern seines Hauses, in denen er sein Unwesen zu verewigen

gedachte. Für Schuld und Sünde ganzer Völker und Geschlechter aber erwählt zum Richteramt der Ewige neue Völkerschaften, neue Stämme. So mußte sich das Morgenland den Griechen beugen; so fiel bezwungen Griechenland der Römermacht zu Füßen; so endete Rom selbst, als mit dem Racheschwerdt Germanien erschien. So freuen sich in der johanneischen Offenbarung die Bewohner des Himmels und der Erde beim Falle „des berufsten Sodom und Aegypten, wo ihr Herr gekreuzigt ward;“ so jubeln über Babels Sturz schon Glieder einer Gottesstadt der Zukunft.

Setzt an die Stelle des jüngsten Tages die Fülle der Zeiten, den ewigen Tag, und laßt statt des Nazarethaners das Wort, das er gesprochen, die Menschen richten; räumet dem Ritter Gotteswort, dem Treuen und Wahrhaften, den Thron der Herrlichkeit ein: so ist Alles würdig und wahr und gerecht und ausgeglichen. Die Rechtfertigung und Verherrlichung, die Jesus in der Entwickelung und Vollendung des Gottesreiches auf Erden feiert, das ist dieselbe, der wir uns alle getrösten dürfen, getrösten sollen.

V. Das Weltende.

Ein Ende der Welt in dem Sinne, daß es einmal zu irgend einer Zeit gar keine Schöpfung und geschaffene Geister geben werde, ist weder kirchliche, noch biblische Lehre, noch, soviel mir bekannt, Lehre irgend eines Volkes der Erde. Wo man auch Himmel und Erde vergehen läßt, da treten doch neue derartige Wohnplätze an ihre Stelle. Andere lassen nur die Erde verenden, nicht aber den Himmel, auf dessen Fortbestand sie vielmehr desto nachdrücklicher halten, um für das Leben der Ewigkeit den nöthigen Raum zu gewinnen. Mit den zwei großen Partieen von Himmel und Erde war aber im Alterthum das ganze Weltall erschöpft und ausgedrückt. Für den Menschen war und blieb wiederum nur die Erde die Hauptsache; diese macht eigentlich die ganze Welt aus. Sonne, Mond und Sterne waren nur um der Erde und des Menschen willen da, „ein groß Licht, das den Tag regiere, und ein klein Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne" (Genes. 1, 16). Fand man nun das Leben auf der Erde und diese selbst in einer späteren Zeit so mangelhaft, daß das Bedürfniß einer neuen Welt zur Abhülfe jener Mängel empfunden ward: so lag es nahe, sich dieses Erdenleben selbst nur umgestalten, durch Läuterung sich veredeln zu lassen. Wie heiß und peinvoll ein solcher Läuterungsproceß sein mochte, es ging doch aus ihm wiederum eine feste Gestaltung hervor. Das Firmament mit in die Zerstörung eingehen zu lassen, ja die Gestirne daran mit zur Feuerung für den Weltbrand zu benutzen, konnte den frommen Glauben nicht verletzen, da während der Zeit der Erdumwandelung Sonne, Mond und Sterne nicht nothwendig waren, mit der Wiederherstellung der Erde aber auch sie selbst wiederhergestellt werden mußten.

Schon die alten Parsen kennen eine solche Weltverbrennung durch den (Kometen) Gurzscher. Dieser schmilzt die Metalle

der Berge, daß sie wie ein Strom fließen, und der sich dadurch bildende Feuersee dient zugleich zur sittlichen Reinigung der auferstandenen Menschen. Nicht unwahrscheinlich kam mit dem Glauben an Auferstehung und Gericht während des babilonischen Exils zu den Juden auch die Vorstellung von einer Verwandlung der Welt. Unter den Schilderungen des neuen theokratischen Reichs im zweiten Theile des Jesaias (Cap. 65, 17) begegnet uns auch die Verkündigung eines neuen Himmels und einer neuen Erde, welche der Herr schaffen will. Mit der Ausbildung der Messias-Idee scheint die der Lehre von den letzten Dingen auch in Rücksicht auf das Weltende Hand in Hand gegangen zu sein. Die jüdischen Schriftsteller des messianischen Zeitalters knüpfen die Welterneuerung an das Ende der messianischen Herrschaft (Flügge I. S. 265). Jesus selbst bringt seine Parousie mit dem Ende in Verbindung, und da vor seinem Erscheinen Veränderungen an Mond und Sonne vorgehen, selbst Sterne vom Himmel fallen sollen, so ist man versucht, anzunehmen, daß, wenn der apokalyptische Theil der Reden über die Parousie seine eigenen Worte wiedergiebt, er sich die Welterneuerung ähnlich dachte, wie seine Zeitgenossen. Bei den Aposteln, namentlich Petrus und Paulus und dem Verfasser des Hebräerbriefes, steht es fest, daß sie bereits in den letzten Tagen zu leben glauben und das messianische Zeitalter auch für die Weltuntergangs-Epoche ansehen.

Indeß ist nur selten Untergang oder Verwandlung des Himmels und der Erde wirklich gelehrt, wo von einem Weltende die Rede ist, und es wird daher, bevor wir zur Kritik dieses Artikels schreiten, ebenfalls nothwendig sein, die neutestamentliche Lehre selbst darüber festzustellen.

Unter den schon von uns in Betracht gezogenen zerstreuten synoptischen Stellen gehört hierher das Weltende in den das Gericht vorbildenden Gleichnissen (Matth. 13, 39. 40. 49). Die Worte οὕτως ἔσται ἐν τῇ συντελείᾳ τοῦ αἰῶνος können, selbst wenn wir die jüdische Anschauungsform des messianischen Gerichts festhalten, nichts weiter bedeuten, als das Ende der vormessianischen Weltzeit im jüdischen Sinne, das Ende des Standes

der Erniedrigung Jesu nach christlicher Auffassung. Auf sonstige Schicksale der Erde und des Himmels ist in den Worten selbst nicht hingewiesen, und auch vor und nach denselben finden sich keine derartigen Andeutungen. Sogar noch in den Reden über die Parousie selbst wird mehrere Male des Endes in einer Weise erwähnt, daß man es nicht für das Ende der Welt, ja hier nicht einmal unmittelbar für das Ende der vorparontischen Zeit nehmen kann. Für das letztere hat Matthäus stehend die *συντέλεια* (Vollendung), während hier durchgehend *τέλος* (Schluß) gebraucht ist. In der Schilderung der Vorzeichen der Parousie, heißt es nach der Ankündigung von Kriegen und Kriegsgerüchten (Matth. 24, 6 Parall.) „*ἀλλ' οὔπω* — bei Lukas *ἀλλ' οὐκ εὐθέως* — *ἐστὶ τὸ τέλος.*“ Diesem *τέλος* ist nun (v. 8) eine *ἀρχή* entgegengesetzt, nämlich die *ἀρχὴ ὠδίνων*, wonach also die Kriege nicht das Ende, sondern nur der Anfang der Messiaswehen, wie es die Juden nannten, sein sollen. Im 13ten Verse soll nur der *ὑπομείνας εἰς τέλος* gerettet oder selig werden, offenbar derjenige, welcher bis an das Ende der Leiden beharrt, nicht von Christo abfällt, nicht in der Liebe erkaltet. Matthäus hat ganz dieselben Worte schon in der Unterweisung, welche Jesus den 12 Jüngern bei ihrer ersten Aussendung mit auf den Weg giebt (Matth. 10, 22), wo sie nach dem Vorangegangenen nur dasselbe sagen, wie hier, per consequens aber die *συντέλεια* allerdings in sich schließen, da mit dem Ende der Leiden auch die alte Weltzeit zu Ende und der Messias von Neuem zur Welt geboren sein mußte. Die Frage der Jünger aber (24, 3) war nicht auf das *τέλος*, sondern auf die *συντέλεια τοῦ αἰῶνος* gerichtet. Nur der letzteren Bezeichnung bedient sich Jesus auch bei seinem Abschiede von den Jüngern (Matth. 28, 20), wo er ihnen verheißt, stets bei ihnen zu sein, was unser Evangelist in wenige Worte zusammenfaßt, während Johannes demselben Thema mehr als vier Capitel gewidmet hat.

Aber neben ca. einfacher Erwähnung der Zeitvollendung ist doch auch eines kosmischen Endes der Dinge in den Parousie-Reden gedacht? Der Schwur im 35sten Verse lautet: „Der

Himmel und die Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen!" — Indeß wird man hier, eben weil es eine Schwurformel ist, auf den Buchstaben nicht allzuviel bauen dürfen. An einer andern Stelle (Matth. 5, 18; Luk. 16, 17) wird versichert, daß eher Himmel und Erde vergehen könnten, ehe ein Titel oder Buchstabe vom Gesetz unerfüllt bleiben würde. So wenig Titel und Buchstaben eigentlich gemeint sein können, vielmehr nur als hyperbolischer Ausdruck dafür anzusehen sind, daß das Gesetz überhaupt aufrecht erhalten werden solle, ebenso erscheint der Untergang von Himmel und Erde nur als hyperbolische Redeweise, um etwas zu bezeichnen, was nicht geschehen werde. Demnach wäre, genau genommen, in unserer Stelle das Gegentheil dessen gelehrt, was man darin sucht. Wenn Himmel und Erde wirklich vergehen sollten, was könnten dann wohl noch die Worte Jesu nützen, da ja dann Engel und Menschen mit vergingen? Aber selbst nach Herstellung dieser Welt und der dazu gehörigen Wesen, und besonders nach dem Gericht, wonach schon der Zustand ewiger Vergeltung eingetreten sein würde, müßten die Worte Jesu überflüssig und entbehrlich erscheinen. Diese sind in der That nur von Werth, Wichtigkeit und ewiger Dauer, wenn das Gericht, das sich durch sie vollbringt, selbst ein ewiges ist. Sogar also im Munde Jesu und unter den Voraussetzungen des Darstellers kann hier die Meinung nur die sein: „So wenig Himmel und Erde vergehen, so wenig werden meine Worte vergehen."

Hiergegen läßt sich indeß allerdings zweierlei geltend machen. Erstlich das, was mit dem Schwur betheuert werden soll. Dies ist die Weissagung, daß ein Theil der Zeitgenossen Jesu seine Wiederkunft noch erleben werde (v. 34). Außerdem ist aber auch im Vorigen bereits verkündigt, daß unmittelbar vor dieser Parousie des Menschen-Sohnes sich die Sonne verfinstern, der Mond keinen Schein geben, die Sterne vom Himmel fallen und die Himmelsmächte überhaupt erschüttert werden würden (v. 29). Beides zusammengenommen ergiebt doch wohl soviel, daß Jesus hier von einem völligen Untergange der alten Sinnen-

welt spricht und diese Vernichtung mit seiner Erscheinung in Verbindung bringt?

Ich entgegne hierauf: 1) Man ist nicht berechtigt, Beides zusammenzunehmen. Der Schwur bekräftigt nichts weiter, als die Wiederkehr Christi zur Zeit der noch lebenden Generation. Wenn diese selbst in der gewöhnlichen Wortbedeutung zu nehmen wäre, würde das voraussetzliche Weltende immer noch nichts weiter sein, als die *συντέλεια τοῦ αἰῶνος*. Nun kennen wir aber schon den Maaßstab, womit die *γενέα αὕτη* gemessen sein will, nämlich die Predigt vom Gottesreich *ἐν ὅλῃ τῇ οἰκουμένῃ* (v. 14), wonach sich dann auch die ganze Parousie modificirt. Ob nun 2) die vorausverkündigten Zeichen an Sonne, Mond und Sternen eigentlich oder vielmehr nur als (poetisch-apokalyptische) Versinnlichung der Herrlichkeit der Parousie zu nehmen seien, hängt einzig und allein davon ab, wie man die ganze Parousie der Synoptiker aufzufassen versteht. Uns hat sie sich bereits als eine nur geistiger Weise in der geschichtlichen Entwickelung des Gottesreichs zur Wirklichkeit kommende und als solche auch nur von Jesus selbst verheißene herausgestellt (vgl. S. 49 ff. im Vorigen). Mithin können wir auch die Schilderung der Vorgänge am Firmament nur für poetischen Schmuck, nicht für Beschreibung eines früheren oder späteren Weltuntergangs halten. So schildert schon Jesaias den Tag des Herrn als ein so schreckliches Gericht, daß vor demselben der Glanz des Himmels erbleicht: „Die Sterne am Himmel und sein Orion scheinen nicht helle; die Sonne geht finster auf, und der Mond scheinet dunkel“ (Jes. 13, 10).

In den synoptischen Evangelien ist also ein eigentlicher Weltuntergang noch nicht gelehrt. Aber die Art und Weise, wie die Messiaswehen als Zeichen, welche die *συντέλεια* begleiten, geschildert werden, enthalten allerdings Anklänge einer solchen Weltuntergangsprophetie und mögen mit Veranlassung gewesen sein, die Lehre vom Weltende der christlichen Eschatologie einzuverleiben, gerade wie bei den Juden das Bild der Auferstehung früher da war, als die Auferstehungslehre selbst (Th. I. S. 186 ff.).

Das johanneische Evangelium aber, welches sonst so gern die einzelnen Artikel der jüdisch-messianischen Lehre von den letzten Dingen hervorsucht, um ihnen die neutestamentliche Signatur zu geben, d. i. sie zu vergeistigen, dieses Evangelium kennt die Lehre von einem Weltende gar nicht, so wenig als die johanneischen Briefe. Ein Zeichen, daß sie ihrem Verfasser und dessen Gemeinden nicht nur kein Bedürfniß war, sondern daß der vierte Evangelist diese Lehre auch gar nicht einmal bei seinen drei Vorgängern vorausgesetzt haben muß, weil er sich sonst kaum würde versagen haben können, diese schöne Gelegenheit einer neuen Paraphrase der Synopse ungenützt vorbei gehen zu lassen.

Die Apostel im Allgemeinen setzen voraus, daß sie in der Periode der Endschaft leben (Ap. Gesch. 2, 17; 1 Petr. 1, 5 u. 20; 4, 7; 1 Kor. 10, 11; Hebr. 1, 2; 9, 26), und die nicht johanneischen Säulen der Urkirche verkündigen auch sämmtlich den baldigen Weltuntergang als Welterneuerung oder Umwandlung. Am stärksten ist darin der Pseudopetrus. Er erklärt mit Bestimmtheit: „Die Himmel und die Erde, wie sie jetzt sind, bleiben durch sein Wort verwahrt, als dem Feuer bestimmt, zum Tage des Gerichts und Verderbens der gottlosen Menschen. Am Tage des Herrn werden aber die Himmel krachend zerfahren, die brennenden Weltstoffe aber zerschmelzen und die Erde und die Werke auf ihr verzehrt werden. Neue Himmel aber und eine neue Erde erwarten wir nach seiner Verheißung, in welchen Gerechtigkeit wohnt" (2 Petr. 3, 7. 10 u. 13). Der Apostel der Judenchristen begnügt sich, seine eschatologische Orthodoxie mit dem Bekenntniß des Psalmisten zu belegen (Ps. 102, 26—28) und der Unwandelbarkeit Gottes gegenüber Himmel und Erde vergehen zu lassen (Hebr. 1, 10—12). Sein Meister dagegen, der Apostel Paulus, ist auch hier abermal besser unterrichtet, als der Schüler, und weiß wiederum gründlicheren Aufschluß zu geben, als alle die Uebrigen und als Jesus selbst. Die hiehergehörige Stelle ist die bekannte von der seufzenden Creatur (Röm. 8, 18—25).

Mit dem Inhalt des ganzen Abschnittes, dem diese Stelle angehört, haben wir uns zum Theil schon bekannt gemacht. Es

ist von der Auferstehung die Rede, mit einem allegorischen Ansatz, der aber nicht zur Durchführung kommt, aus welcher Paulus vielmehr zurückfällt, indem er von der Kindschaft zur Erbschaft übergeht. Sind wir Gottes Kinder, so sind wir auch Erben Gottes und Miterben Christi, wenn wir doch mitleiden, um mit verherrlicht zu werden. „Denn," fährt er nun fort, „ich schätze die Leiden der Gegenwart nicht einmal entsprechend der Herrlichkeit, die in Bezug auf uns offenbart werden wird; denn (sogar) das Aufspähen des Geschöpfs erwartet (nur) die Offenbarung der Söhne Gottes; denn der Eitelkeit ist das Geschöpf unterworfen — nicht freiwillig, sondern durch den Unterwerfer, — auf Hoffnung. Auch diese Creatur nämlich wird befreit werden vom Dienst des Verderbens zur Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes; denn wir wissen, daß die ganze Schöpfung seufzt und kreist bis jetzt, nicht sie allein aber, sondern auch jene, die schon des Geistes Erstling haben, auch wir selbst erseufzen in uns, die Gottessohnschaft erwartend, die Erlösung unseres Leibes; denn durch die Hoffnung wurden wir erlöst. Geschaute Hoffnung aber ist nicht Hoffnung; denn was Jemand sieht, hofft er das auch? Wenn wir aber, was wir nicht sehen, hoffen, so warten wir geduldig."

Die Worte vom 23sten bis zum 25sten Verse, welche den Uebergang machen von der bewußtlosen Schöpfung zu den bewußten Geschöpfen, habe ich nicht unerwähnt lassen wollen, um nicht mit Stillschweigen zu übergehen, daß von einigen Auslegern die ganze Stelle ausschließlich auf den bewußten Theil der Schöpfung, näher auf die in Christo Neugeschaffenen, also auf die wahren Christen, gedeutet ist. Mit einigem Zwang lassen die Worte eine solche Deutung zu. Es ist aber hier kein Grund vorhanden, der apostolischen Lehre Gewalt anzuthun, da wir nicht, wie jene Ausleger, das Interesse haben, den paulinischen Lehrbegriff mit dem evangelischen in Uebereinstimmung zu zwängen, noch überall bei ihm die individuelle Fortdauer des Menschen gelehrt zu finden. Ueberdies spricht die Erklärung der ältesten griechischen Kirche für unsere Auffassung der Stelle,

sowie die zuvor angeführte eschatologische Lehre anderer neutestamentlicher und jüdischer Schriftsteller. (Vgl. noch 4 Esdr. 4, 10.) Daß die Natur zu personificiren auch sonst dem Hebräer geläufig ist, dafür finden sich im A. T. hundert Beläge. Paulus scheint hier vorzugsweise die Thiere vor Augen gehabt zu haben. Die *ἀποκαραδοκία* ist recht eigentlich die hegel'sche concrete Angst, das bange, erwartungsvolle Umherspähen. Der unwissenschaftlichen Naturbetrachtung liegt es nahe, den Zustand des Thieres mehr noch, als den des Menschen, nur für einen anfänglichen, blos vorbereitenden zu halten. Statt die weitere Entwickelung und Vollendung desselben aber in höheren Wesensstufen, in andern Geschlechtern, Arten, Gattungen und Individuen zu suchen, will man jedes in seiner Art erhalten und dennoch potenzirt wissen. Das menschliche Leben für die höhere Stufe anzusehen, in welcher das thierische zu seinem Rechte und zu seiner Wahrheit kommt, konnte der beschränkten Weltansicht jener Zeit um so weniger in den Sinn kommen, als sie die Menschheit in ihrem gegenwärtigen Bestande eben selbst nur für eine sehr unvollkommene und untergeordnete Stufe hielt. Im gemeinsamen Interesse der Menschheit und der Thierheit setzte man den Grund der Unvollkommenheit vielmehr in die beschränkte Anlage der Natur dieser Welt überhaupt und erwartete eine Verherrlichung der ganzen Schöpfung von Gott, der, da er sie selbst dem Gesetz der Vergänglichkeit, so heißt hier die Veränderlichkeit, unterworfen hat, wohl seine weisen Absichten dabei gehabt haben wird. Daß dann Paulus wieder mit *ἀλλά* und *καί* zu den Menschen und Christen zurückkehrt, spricht um so mehr dafür, daß er vorher eine andere *κτίσις* im Sinne gehabt habe.

In der Offenbarung Johannis sehen wir endlich den neuen Himmel und die neue Erde bereits selbst uns vor Augen gestellt (Offb. 21, 1 ff.). Allein die Merkmale, die davon angegeben werden, sind der Art, daß man auf den ersten Blick inne wird, hier sei nicht mehr von der Sinnenwelt, sondern von einer Welt des Bewußtseins die Rede, deren Verwirklichung nicht sowohl von bestimmten Räumen und Zeiten, sondern von geschichtlichen Ent-

wickelungen abhängt. Die Hauptsache ist dem Jünger, wie einst seinem Meister, der Gottesstaat auf Erden. Darum senkt sich ein neues Jerusalem vom Himmel auf die Erde nieder. Die Hütte Gottes soll wieder bei den Menschen, er soll ihr Gott, sie sollen sein Volk sein, „καὶ αὐτὸς ὁ θεὸς μετ᾽ αὐτῶν ἔσται θεός αὐτῶν." Die weitere Schilderung des Identitätsverhältnisses zwischen Gott und Menschen entnimmt der Verfasser geradezu der johanneisch-evangelischen Dogmatik; nicht nur, daß Tod, Trauer, Klage, Schmerz nicht mehr da sind, sondern dem Dürstenden wird, wie im Evangelio, von der Quelle des Lebenswassers umsonst zu trinken gegeben (v. 6). Den Sünder und Ungläubigen trifft die Vernichtung, der andere Tod (v. 8), der Ueberwinder aber wird Gottes Sohn und Gott sein Vater (v. 7). Die Stadt hat keinen Tempel, keine Sonne, keinen Mond, Alles ist ihr durch die Herrlichkeit Gottes ersetzt, und überdies bringen noch die Könige der Erde ihren Glanz in sie. Obwohl die Thore dieser Stadt nicht geschlossen werden, so dringt doch nichts Gemeines in sie ein (v. 22 — 27). Bedarf es mehr, jenen Geisterbund kenntlich zu machen, der die wahre Kirche aller Zeiten und Länder bildet? das Reich des Bewußtseins seliger Gemeinschaft mit Gott, durch das Bewußtsein des Gottmenschen vermittelt? Um eine solche neue Welt zur Anerkennung zu bringen, bedurfte es nichts, als die Ueberstehung jener Wehen, die der Kampf um den Grundsatz des Bestehens, der Kampf mit dem Judenthum und Heidenthum mit sich führte. So lange man noch eine gewaltsame Zertrümmerung dieser physischen Welt, ja ich will nur sagen dieser Erdenwelt zur Vollendung des Menschen für nothwendig hält, so lange rühme man sich doch nicht, des heiligen Geistes und christlicher Erleuchtung voll zu sein. Allerdings sehnt sich die seufzende Creatur, von der Eitelkeit, der sie unterworfen ist, zur Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes befreit zu werden. Aber der, welcher sie der Eitelkeit unterworfen hat, ist nicht Gott, sondern der Apostel Paulus. Sie will blos von der Eitelkeit der verkehrten, ungöttlichen Weltbetrachtung befreit sein, die Alles nur nach ihrem subjectiv menschlichen

Interesse abwägt und abschätzt. Einem solchen λογίζομαι wohnt der wahre λόγος nicht bei. Die Natur ist gut, wie sie aus der Hand Gottes hervorging. Noch Göthe läßt die Engel singen:

„Und alle deine hohen Werke
„Sind herrlich, wie am ersten Tag.“

Dieser Naturforscher muß die Natur also noch nicht so hinfällig, verderbt, nach Erlösung schmachtend gefunden haben, wie sie unserm Paulus bereits vor 1800 Jahren erschien. Verändert hat sie sich und oft gewaltig verändert, ja sie unterliegt noch fortwährend allmäligen und gewaltsamen Veränderungen. Aber weil uns dies die Erfahrung aller Menschengeschlechter lehrt, eben darum sind wir berechtigt und verpflichtet, diese Veränderlichkeit für ihre Bestimmung zu halten. Ganz aprioriſch läßt es sich beweisen, daß, wer eine unveränderliche Welt will, eigentlich gar keine Welt will. Kommt Unwandelbarkeit und Unveränderlichkeit ausschließlich dem Geiste zu, der allen Wandel und Wechsel unter sich begreift, also dem allein anbetungswürdigen Gott, so muß das, wodurch sich dieser Gott offenbaren will (was nicht er, sondern das Gegentheil seiner sein soll), eben etwas Wechselndes und Wandelbares sein. Dieser Wandel und Wechsel wird aber ein ewiger sein müssen, wenn Gott sich ewig offenbaren d. h. ewig Gott bleiben soll, und so ist ein absoluter Weltuntergang ganz unmöglich. Die Natur lebt ihrer Bestimmung gemäß, wenn sie die Veränderung erfährt, und es wäre nichts weiter, als ein Gottwerdenwollen, wenn sie sich dieser Unterwürfigkeit entziehen wollte. So lebt das Thier in seiner Bestimmung, wenn es für die Menschheit den Tod erleidet und dieses sein Loos in seiner angstvollen Gestaltung zur Schau trägt. So ist der Mensch in seinem Beruf, wenn er um der Gesammtheit willen die Unvollkommenheiten der endlichen Schöpfung theilt und wie das Thier leidet und stirbt, ja mehr stirbt und leidet, indem er vollen Bewußtseins den Kampf mit der Endlichkeit durchkämpft und seinem Ich abstirbt, ehe noch seine Individualität physisch dahinstirbt. Die Schranke, die der einzelne Mensch an sich empfindet, ist das ihm aufgedrückte Siegel, daß auch er für sich noch nichts ist und

sein soll, daß er nur um des Ganzen willen da ist. Im Geiste der Gesammtheit hat er seinen Herrn, in der Fülle Seinesgleichen; nicht, wie das Thier, in einer ihm übergeordneten Wesenstufe. Hiervon durchdrungen, kann der einzelne Mensch, das einzelne Volk, das einzelne Zeitalter für die ihm fühlbar gewordenen und zum Bewußtsein gekommenen Mängel seine Abhülfe nicht mehr suchen in einem göttlichen Gewaltstreich, der plötzlich eine Welt zertrümmerte, sondern nur im Hinblick auf die gesammte Menschheit, und wenn die Fülle der Vergangenheit und die ganze Breite der Gegenwart ihm keine Hülfe, keinen Ausweg wahrnehmen läßt, so darf er, so muß er der Zukunft vertrauen. Das ist das Große und der Vorzug der Menschheit, daß sie nicht allein dem Raume, sondern auch der Zeit nach ein Ganzes bildet, sich dessen bewußt geworden ist und sich ein Reich der Geschichte erbaut hat. So trotzt sie der Zeit mehr, als die Berge und die Meere, ja — vielleicht mehr als die Sterne und die *κτίσις*, der sie zunächst angehört, als die Erde.

Diesem Geiste der Menschheit gehört der am eigensten an, der die Menschheit am innigsten liebt. Die Liebe wärmt nicht allein, wie das Feuer, sondern sie leuchtet auch, ja sie erleuchtet, wie die Sonne. Wo viel Liebe ist, da ist nicht nur viel Leben, sondern auch viel Licht. Darum sucht Jesus seine Verherrlichung nicht im Schmelz der Elemente, sondern in dem der Herzen, in der Geschichte der Menschheit, in der zeitlichen Entwickelung und Vollendung, *ἐν τῇ συντελείᾳ τοῦ αἰῶνος*. Darum ist der Apostel Johannes vom Auferstehungsglauben frei, nicht sowohl, weil er ihn vielleicht nicht kannte, als vielmehr deshalb, weil er ihn in seiner Alles umfassenden Gottes- und Menschenliebe nicht bedurfte. Darum erhob sich der Seher des neuen Bundes in seinem sinnlichen Mittel zur Sphäre des wahren Begriffs, obschon ihm kein An-sich, Für-sich, und An-und-für-sich überliefert worden war. Ihrer Lieblosigkeit wegen verstanden dagegen die Pharisäer den Messias nicht, wozu es ihnen an Vorkenntnissen und Verstandesfähigkeiten keinesweges fehlte. Seiner unzureichenden Liebe wegen schleppte sich Paulus mit Welträthseln umher,

häufte μυστήριον auf μυστήριον, ohne eins davon genügend zu ergründen. Halber, lauer und affectirter Liebe wegen bleibt so vielen Weisen dieser Zeit die Weltgeschichte und die Bedeutung ihres eigenen Lebens ein stets verschlossenes Geheimniß, weil sie sich nie zu dem Sprunge in das Fluidum der Ewigkeit entschließen mögen, läge dieses auch als Teich hinter ihrem Garten, um sie die Spannkraft des Welten-Oceans mikrokosmisch erprüfen zu lassen. Wäre es euch nur Ernst mit dem überweltlichen Gott, ihr würdet ihn finden, ohne daß ihr nöthig hättet, die Welt zu verlassen. So fand Copernicus für die Bedürfnisse der Himmelskunde, ohne daß er von der Erde hinwegging, den entsprechenden Standpunct in der Sonne, von welchem aus er den Lauf der Planeten klar überschaute, der doch Jahrtausenden vor ihm, die an der Erde kleben blieben, ein verworrener Knäuel von Knotenfäden gewesen war. Wollt ihr dagegen, um nur euere erbärmliche Fortdauer nicht zu verlieren, den alliebenden Gott lieber Sonne, Mond und Sterne zertrümmern lassen, damit euch eine neue Welt daraus gezimmert werde, wie ihr sie zu euerer Bequemlichkeit gebraucht: so werdet ihr nie das ewige Leben begreifen, nie erlangen, wenn es euch auch 200 Paradewagen hinter euerem Leichenzuge verbürgten, der Priester im Ornat es euch an euerem Sterbebette versicherte, und die Zeitungen es euch schon bei eueren Lebzeiten voraus verkündigten. Der Menschenfreund sucht seine Fortdauer in der Menschheit und ist damit allein auch des ewigen Lebens gewiß.

Die religiöse Auffassung der Lehre vom Weltende behält, wie die ganze Eschatologie, neben ihrer subjectiven auch eine objective Bedeutung und hat in der Vereinigung beider absoluten Werth. „Dem in sich auferstandenen, zum wahren Leben erwachten Geiste," sagt Marheineke §. 608. seiner Dogmatik, „ist die alte Welt der Endlichkeit, dieses verworrene Aggregat von Erscheinungen und Ereignissen, diese Vorrathskammer sinnlicher Reize und selbstischer Anregungen untergegangen und statt ihrer eine neue verklärte Welt aufgegangen, die ihn im Mannigfaltigen überall das Eine erkennen, in den einzelnen Gütern, wie Uebeln,

das reine und höchste Gut fühlen, begehren und finden läßt.“ Das ist sehr würdig und schön, aber noch nicht genug und die Bedeutung des Dogma nicht erschöpfend. Alle Religionsstifter nach Moses haben sich gedrungen gefühlt, die Erinnerung an das wirkliche, zeitlich-räumliche Ende der Sinnenwelt vom prophetischen Theil ihrer Lehre nicht auszuschließen, in hellerer oder dunklerer Vorahnung des vernünftigen Gedankens, der einer solchen Vergegenwärtigung der äußersten Zukunft inwohnt.

Ist nämlich irgend etwas geeignet, dem sinnlichen, nur an den Gütern der Zeit und deren Genuß hängenden Weltmenschen ein Bewußtsein aufgehen zu lassen über die Eitelkeit und Nichtigkeit seines Lebens und Strebens, so ist dies der Hinweis auf das Ende zunächst der *κτίσις*, welcher wir alle angehören, der Erdenwelt, deren Vergänglichkeit besiegelt ist, wenn wir wissen, daß sie früher oder später ein Ende nehmen wird. Andrerseits wird in diesem Hinblick auf das Ende seines Erdballs dem gebildeteren Geist das Bewußtsein um so klarer und lebendiger werden, daß der Mensch nur in der Menschheit, die Menschheit nur in der Gesammtheit der geschaffenen Geister wahren Werth und dauernden Bestand hat. Dieses Bewußtsein wird von selbst zu einer sittlichen Kräftigung aller menschlichen Entwickelung führen, im Einzelnen, wie im Ganzen, und hat daher einen hohen religiösen Werth. Mag das, was wir im Nachfolgenden hierüber beibringen, nichts weiter scheinen, als eine neue Hypothese, so ist es wenigstens eine Hypothese, die der wissenschaftlichen und empyrischen Begründung nicht ermangelt, eine Gottes und des Menschen würdige, eine tiefernste und fruchtbare, keine leere Träumerei, wie die Unsterblichkeits- und Auferstehungs-Hypothesen und jene hegelianische, daß die Erde allein Wohnort selbstbewußter Geister sei.

Wie es a priori feststeht, daß die Welt im Ganzen so ewig ist, als der durch sie sich offenbarende Gott, eben so fest steht die sich daraus von selbst ergebende Folgerung, daß jeder einzelne Weltkörper veränderlich und darum vergänglich bleibt. Was entsteht, hat eben damit auch schon die Bestimmung empfan-

gen, wieder zu vergehen. Das Werden selbst ist nichts als der Kampf des Entstehenden und Vergehenden. Unsere Erde ist entstanden, aber zum Theil auch schon wieder vergangen. Sie entwickelt noch fort und fort neues Leben, aber auf Kosten des vergehenden alten. Sie wird daher nicht ewig dauern, sondern, wenn auch erst nach Tausenden oder Millionen von Jahren, wieder ein Ende nehmen. Wir haben aber nicht Ursach, dieses ihr Ende als ein plötzliches, jähes, gewaltsames, den Menschengeist mit Vernichtung bedrohendes zu fürchten; die Erde verräth in ihrer Entwickelung einen Zweck für das Universum, zu dessen Vermittelung, wie sich aus der immer zunehmenden Vergeistigung der menschlicheu Entwickelung schließen läßt, die Menschheit bestimmt zu sein scheint. Die Erde entwickelt sich in Gemeinschaft mit andern Himmelskörpern, in nächstem Zusammenhang mit den übrigen Planeten des Weltenbundes, dem sie angehört. Sie ist diesen ihren Bundesgenossen ebenbürtig, ist eine das Gleichgewicht des Ganzen mit constituirende Macht; ihr Fall würde den Fall größerer Häuser, nicht unwahrscheinlich den Einsturz des ganzen Sonnensystems nach sich ziehen. Wie wir Gott hier auf der Erde erkennen, so sind wir verpflichtet, ihn für absolut begriffen zu halten. Die wesentlichen Gesetze des Schaffens zeigen sich im kleinsten Bruchstück der Schöpfung als dieselben, welche das große Ganze regieren. Nun ist aber gewaltsames Vernichten ohne Zweck für eine höhere Entwickelungsstufe oder wohl gar auf Kosten dieser letzteren nicht die Art, wie Gott hier auf Erden verfährt. In der Saze muß selbst die Sündfluth acht Menschen übrig lassen, damit das menschliche Geschlecht gerettet werde. Wollen wir in unserer ahnungsvollen Vorausnahme der Zukunft die Menschheit geringer schätzen, als sie vom grauen Alterthume in der ahnungsvollen Vergegenwärtigung der Urzeit geschätzt ward?

Die Erde mit ihren Welttheilen und Meeren ist ein Miniaturbild des Himmelsraumes mit seinen Weltenmassen und Aether-Oceanen. Das Gesetz, welches hier Länder und Völker trennt, um sie zu ihrer Zeit zu gegenseitiger Förderung einander

wiederfinden zu lassen, dasselbe Gesetz hält dort Sonnen und Planeten Jahrtausende, vielleicht Millionen Jahre und noch längere Zeit aus einander, aber nicht um sie ewig ohne gegenseitigen Bezug müßig neben einander herwandeln zu lassen. Es wird zu Annäherungen, zu Mittheilungen kommen: durch Vervollkommnung der Beobachtungsmittel und der Luftbezwingungsmaschinen, durch Näherzueinandertreten einiger oder mehrerer Himmelskörper selbst. Wem dies bei Entfernungen von Tausenden, Hunderttausenden und Millionen Meilen eine Fabel klingt, der vergesse nicht, daß wir auch die Jahre nicht mit kleineren Ziffern zählen; der erinnere sich, daß die Attractionskraft jener Massen in einem Jahre mehr bewirken kann, als unsere Sternerkundet und Luftdurchsegler in einem Jahrtausend; der lasse endlich, wenn ihm das Alles zu weit aussehend und darum ganz unglaublich scheint, einen Kometen als außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten in's Mittel treten, um die sonst gegen einander starren Mächte zu verbünden. Daß ihre Bewohner zusammenkommen, um sich an einander zu messen, ist die Hauptsache; daß der Naturkampf zum Geisterkampf werde, wie hier auf Erden zwischen Volk und Volk, ist die Bestimmung der Himmelskörper; daß die Weltgeschlechter, wenn ihnen ein Wohnsitz im Himmelsraum nicht mehr genügt oder unter ihren Füßen dahinzuschwinden droht, zu einem neuen überwandern und daß in solcher Weise das Ergebniß geistiger Entwickelung jeder Himmelswelt dem Universum aufbehalten bleibe, das ist das Ziel aller Einzel-Schöpfung.

Die Naturforscher, welche so gern an der Ewigkeit der Welt nicht nur im Ganzen, sondern auch im Einzelnen festhalten, stimmen doch in der Annahme eines früheren oder späteren Untergangs der Erde ziemlich überein, und schon finden sich Spuren nachgewiesen, woher und wie allmälig dieser Untergang unserem Weltkörper kommen könne, nicht ohne Zusammenhang natürlich mit dem größeren Ganzen, von welchem er selbst nur einen Theil ausmacht. Der Astronom, welcher nicht oft und eindringlich genug die Stabilität des Sonnensystems hervorheben und nicht stark genug die Versicherung geben kann, daß die Welt von einem

Kometen nichts zu fürchten habe, derselbe hat uns doch nicht ausreden können, daß wir von einem solchen Universal-Reisenden nicht wenigstens noch etwas hoffen dürften. An dem Encke'schen Kometen hat sich zuerst der Einfluß herausgestellt, den der Widerstand des Aethers selbst auf die Bewegung der Himmelskörper ausübt. Ihr Umlauf im widerstehenden Mittel, wie man es nennt, ermäßigt ihre Geschwindigkeit nicht, sondern steigert dieselbe vielmehr, so daß die Umlaufszeit dadurch verkürzt wird. „Nach den Beobachtungen," sagt Littrow in seiner Darstellung des Weltsystems (Wunder des Himmels, 1842 S. 646), „nimmt die Geschwindigkeit des erwähnten Kometen nahe um ihren tausendsten Theil während der Zeit von zehn Revolutionen zu. Wenn diese Zunahme gleichförmig bliebe, so würde diese Geschwindigkeit in 16000 Jahren das Doppelte von der gegenwärtigen sein. Wenn Jupiter während einem Zeitraume von einer Million Jahren den millionten Theil seiner Geschwindigkeit gewinnen möchte, so würde er erst in 70 Millionen Jahren den tausendsten Theil gewonnen haben, und es würde eine noch 700 mal längere Zeit erfordert werden, die ursprüngliche Geschwindigkeit dieses Planeten auf das Doppelte derselben zu bringen. Aber, so groß auch diese Perioden erscheinen, die Folge davon würde doch eine immerwährende Annäherung und endlich ein Herabstürzen dieses Planeten in die Sonne sein. Eben so wird also auch im Laufe der Zeiten, nach Millionen von Jahren, die Umlaufszeit der Erde nur mehr die Hälfte, oder noch ein kleinerer Theil der gegenwärtigen sein, und endlich wird auch sie, so wie alle Planeten, wieder zu der Sonne zurückkehren, von der sie genommen worden ist. Die große Entfernung einer Epoche wird das endliche Eintreffen derselben und die Erfüllung unseres Schicksals nicht hindern. Sobald es ausgemacht ist, daß die himmlischen Körper sich in einem widerstehenden Mittel bewegen, so ist eine immerwährende Bewegung derselben und eine ewige Dauer des ganzen Systems, so wie es jetzt besteht, unmöglich."

Was Littrow so als Thatsache anführt, ist, bei seinem sonstigen Mißtrauen gegen bloße Hypothesen, nicht mehr zu be-

zweifeln erlaubt. Allein auf alle seine Folgerungen dürfen wir darum noch nicht schwören. Wenn gleich die Zeit im Himmelsraume mit dem Maaßstabe der Entfernungen gemessen werden muß, so ist, wie schon angedeutet, die diesen Verhältnissen entsprechende Anziehungskraft der Himmelsmassen, namentlich der Sonne, doch dabei nicht ganz außer Acht zu lassen, da letztere allein beinahe dreißig mal so stark ist, als die der Erde, so daß, was hier einen Centner wiegt, auf der Sonne nahe an 30 Centner schwer sein und statt, wie hier, in einer Secunde 15 Fuß, dort in derselben Zeit, 430 Fuß tief fallen würde (Littrow a. a. O. S. 253). Dies läßt uns die Hoffnung fassen, daß, wenn die Planeten sich unter einander und alle zusammen sich der Sonne bis auf einen gewissen Punct genähert haben werden, die Mittheilung zwischen diesen verschiedenen Welten um so viel erleichterter sein werde, und es also nicht gerade bis zu Millionen von Jahren gehen müßte, bevor die Menschheit mit anderen Planetengeschlechtern den Verkehr anknüpfen dürfte. Sodann ist die Beobachtung, worauf die ganze Berechnung fußt, bis jetzt erst an dem Encke'schen Kometen gemacht worden, und gilt nur unter der Voraussetzung, daß seine Bewegung gleichförmig bleibt. Ueber Kurz oder Lang kann aber ein neuer Komet am Himmel auftauchen mit Revolutionen, die sich noch mehr verkürzen, so daß der Schluß der ganzen Rechnung uns dadurch noch um ein Bedeutendes näher rückt. Endlich und hauptsächlich aber sind die Folgerungen nicht zu unterschreiben, welche der die Welt nur von der sinnlichen Seite auffassende Astronom aus diesem Annäherungsproceß für unsere Erde und am letzten Ende für das ganze Weltall zieht. Er erkennt absolute Zerstörung als das ewige Gesetz der Natur und tröstet damit, daß, wie wir Alles den Elementen verdanken, so auch Alles diesen Urstoffen zurückgeben müssen. „Diese Sonne," so schließt er, „diese Sterne werden erlöschen, und von ihnen wird dort oben, wie von den Denkmälern der Vorzeit hier unten, keine Spur mehr sein. Auch diese Blumen des Himmels werden verblühen und abfallen, wie welke Blätter, mit denen die Winde spielen, und dieselbe Welle,

die sie so lange getragen hat, wird sie dereinst auch herabziehen in die Tiefe des Weltmeers, in den Abgrund der ewigen Nacht. Nur Einer, den kein Name nennt, Einer nur wird bleiben, hoch über dem Ocean der Wellen, der zu den Füßen seines Thrones rauscht, dessen Wogen immer wachsend vor ihm auf und niederziehen, während Er allein unwandelbar und ewig ist."

Das ist die Weltanschauung hebräischer Psalmisten, denen der Gott der Welt der in sich verborgene, offenbarungslose, hinter den Sternen Wache haltende Himmelshüther ist, dem es, weil er seiner Schöpfung selbst nicht wahrhaft inwohnt, auch nicht darauf ankommt, einmal ein paar Sonnensysteme zu cassiren, unbekümmert darum, was die bewußten Geister, die er selbst darauf gesetzt, zu dem Gewaltstreich sagen mögen, und ob diese absolute Vernichtung zur Oekonomie des Ganzen passe, oder nicht. Nein, weil er allein unwandelbar und ewig ist, darum wird er sich auch ewig offenbaren als All-Weisheit und All-Liebe. Weil er allgegenwärtig seine ganze Schöpfung belebt und durchdringt, darum wird er auch beim Untergange einer Welt noch mit zugegen sein, als Bürge, daß im Untergange selbst Ungöttliches nichts vorgehen, noch Göttliches vergehen wird. Nicht absoluter Unter-, sondern Uebergang ist das Gesetz der Schöpfung. Von Allem, was auf dieser Erdenwelt vergangen, blieb immer das zurück, was für die Menschheit insgesammt von Werth und Nutzen war, das Bewußtsein der durchlebten Stufe, ihr Begriff, ihre Verwendung für die Weiterförderung des Ganzen. So steht die Menschheit da als Frucht lebendiger Schaffungskraft der Erde, die Gegenwart als ein Product geschichtlicher Entfaltung unseres Geschlechts. Der Geist, der über dem Chaos schwebte, als die Erde ward, er ist im Menschen zum Bewußtsein seiner selbst gekommen. Die Menschheit selbst ist dieser Geist, der durch die jeweilige Generation sich nur vertreten läßt. Er wird sich über dem Chaos behaupten, auch wenn die Erde wieder zertrümmert. Wäre es dem unendlichen Geist nur darum allein zu thun gewesen, Geschöpfe auf die Erde zu stellen, welche das betrachten und bewundern sollen, was er ihnen für ihre Zeit gerade zu unmittel-

barer Anschauung darbietet, und sollten diese Geschöpfe in sich selbst und als Geschlecht für das Weltall nichts sein: so würde er sie wahrlich nicht mit dem Triebe zur Welt gebracht haben, durch Raum und Zeit an einander festzuhalten, Entdeckungen, Erfahrungen, Begriffe sich von einem Ende der Erde bis zum anderen mitzutheilen und von einem Jahrtausende zum andern sich zu überliefern; er würde sie vielmehr sich darin ganz mit dem Thiere auf einer Stufe haben behaupten lassen, daß sie nur familien- und heerdenweise zusammenhielten, um ihres Daseins sich während der Spanne ihrer Lebenszeit so gut wie möglich zu erfreuen, darin immer noch bevorzugt vor der Thierheit, daß sie zu feineren Genüssen mit feineren Sinnen ausgerüstet erschienen. Allein in jenem höheren Doppelvorzuge, daß die Menschheit auch dem Raume und der Zeit nach ein Einiges, ein Stetiges ausmacht, daß sie nicht, wie die Natur, nur eine Geschichte äußerer Veränderungen ihrer Formation darbietet, daß die Geschichte der Menschheit vielmehr die Entwickelung und Entfaltung des ihr inwohnenden Princips der Selbstvervollkommnung, die freie That der Menschheit selbst ist, darin offenbart sich unzweideutig der Charakter der Geistigkeit. Es ist **ein** Geist, der von den Uranfängen des Geschlechts bis zu diesem Augenblick sich durch die Menschheit offenbart, dem Individuen, Geschlechter, Völker, die Gesammtheit selbst nur als Mittel und Werkzeuge dienen, um sich für diesen Theil des Alls im endlichen Bewußtsein als Unendlicher zu fassen. Dieser Geist, aus der Natur herkommend und doch nicht selbst Natur, war, ehe diese Erde ward, und wird sie darum überdauern. Die Menschheit, die gewürdigt worden, ihm zum Organ zu dienen, wird sein Organ noch sein, wenn er dem Erdball einst den Rücken kehrt, daß eine andere Welt als Tempel seiner Offenbarung leuchte. Dieser Gottesgegenwart versichert, wird die Menschheit getrost und ruhig der weiteren Entwickelung und Vollendung ihres Wandelsternes zuschauen, in seinem Untergange nicht mit untergehen, vielmehr vor seinem Ende noch mit den Bewohnern einer andern Welt den Bund anknüpfen, und so wird dann die Frucht des Ringens dieser Welt dem Weltall nie

verloren gehen. „Wahrlich, wahrlich ich sage euch: dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß alles dies geschehe!" wage ich gerade in solcher Ausdehnung mit den Worten Jesu am ersten zu verheißen. Wenn Littrow uns berechnet, daß wir, der Sonne näher, von unserer eigenen Schwere erdrückt werden würden, so hat er übersehen, daß mit uns auch die Erde schwerer wird und bei allmäliger Annäherung aller Planeten das Gleichgewicht nicht verletzt wird, da deren Gesammtmasse wohl hinreichen dürfte, die Wirkung der Sonnenmasse zu paralysiren.

Eine Aussicht in die Ewigkeit von dieser Art, die nicht einen unendlichen Progreß des Einzelnen, sondern nur die ewige Offenbarung Gottes in zeitlicher Form zur Voraussetzung nimmt, eine solche Anschauung der Zukunft verliert gar viel von ihrer Fremdheit, wenn man es vermag, sich einmal um Tausende und Hunderttausende von Jahren aus der Gegenwart hinauszuversetzen. Meinten die Apostel, schon am Ende der Weltgeschichte zu stehen, so wollen wir im Gegensatz dazu einmal dem Gedanken Raum geben, wir lebten erst am Anfange der Entwickelung des Menschengeistes, und die paar Tausend Jahre, die uns bis jetzt im Rücken liegen, gehörten mit ihren Blutvergießungen, mit ihren Menschenmartern, Religionsverfolgungen, Geburtsvorzügen, Weltbevölkerungs- d. i. Kinderheerdenerzeugungs-Vorrechten, Unwissenheitsblähungen und Geldbeuteleien, Lebensverkümmerungs- und Verkrüppelungsinstituten, kurz mit allen Lastern und Verbrechen, Schwachheiten und Tollheiten, sammt der ganzen Herrlichkeit der jetzt so nothwendigen Repräsentation, diese Zeit gehörte eigentlich noch dem Naturleben an, sei erst die Grundlage und der Anfang menschlichen Geisteslebens, und dieses selbst beginne im Ganzen und Großen erst da, wo die Menschheit mit Selbstbewußtsein und Selbstthätigkeit ihrer Vollendung entgegenschreite; wo die Mächtigen und Reichen und Jeder nach seinen Mitteln und Kräften in die würdigste Gestaltung des Menschenlebens im Einzelnen, wie im Ganzen, allein ihre Ehre setzten; wo Niemand mehr wünschen dürfte, lieber das Leibpferd seines Fürsten zu sein, als dessen Reitknecht oder Stallmeister; wo man nicht mehr in den

Zeitungen läse: 5000 Thaler für die Amazonengruppe und 5 Thaler für die kinderreiche Familie des verunglückten Schleusenknechtes; 150,000 Thaler für den gestrigen Ball und 100 Thaler für den armen Schriftsteller, der neue Ansichten zu Papier gebracht hat; wo man das Geld für Kanonen und Pulver sparte, um es zur ehrenvolleren gütlichen Aufrechterhaltung des ewigen Friedens anzuwenden; wo man stehende Heere, Polizei, Gensd'armes und Executoren nur benutzte, um täglich Haussuchungen nach Noth und Elend anstellen und diesen Makeln der Menschheit auf schleunigstem Wege abhelfen zu lassen; wo man nicht Schiffe zu Unterjochungen und Plünderungen wilder Völker ausrüstete, sondern einzig zu ihrer Cultur; wo es Gottesdienst wäre, neue Entdeckungen am Himmel, auf der Erde und in der Erde mitzutheilen; wo es für diesen Zweck so viele Naturforscher gäbe, als jetzt Landpastoren, während der Religionsunterricht vom Schullehrer ausreichend ertheilt würde; wo man der Begegnung mit den Bewohnern einer andern Welt schon auf Jahr, Tag und Stunde versichert wäre und nun im Vergleich mit diesen die Menschheit nicht herrlich nnd vollkommen genug darstellen zu können fürchtete; wo man den Richterspruch des Geistes einer anderen Welt als das schrecklichste Verdammungsurtheil betrachtete: „Ihr Menschen seid weit hinter dem Geschlechte unseres Planeten zurückgeblieben. Wir haben nicht so lange bestanden, als ihr, nicht die Bildungsmittel vorgefunden, wie ihr, und haben dennoch das uns gemeinsam gesteckte Ziel lange vor euch erreicht, die Welt gottgleich anzuschauen und fortzubilden, was bei euch nur höchst selten Einzelnen gelang!" — wie anders gestaltet sich der Blick in die Zukunft unter Voraussetzungen dieser Art!! Und doch ist jene Vollendung der Menschheit selbst nichts Unmenschliches, nichts, dessen das menschliche Geschlecht unfähig wäre, wozu nicht Jeder nach seinen Kräften beitragen könnte, ja, wozu ein Jeder, der sich überzeugt hat, daß im Leben der Menschheit ihm selbst nur das ewige Leben erblüht, nicht gern von selbst beitragen würde.

Doch nun zur Anwendung! Es giebt ein Weltende und

damit auch einen jüngsten Tag, eine Wiederkunft Christi, eine Auferstehung und ein Weltgericht; subjectiver Weise innerhalb der Sphäre des christlichen Bewußtseins, als Complex der letzten Dinge, die der Einzelne in sich durchzumachen, mit sich abzumachen hat, bevor er sich selbst des ewigen, seligen, göttlichen Lebens Jesu Christi gewiß wird; vielmehr erlangt er diese Gewißheit nur durch den Hindurchgang durch jenen jüngsten Tag. Er muß der Welt der Eitelkeit und Selbstsucht, wie diese ihm, absterben; er muß sich durch den geistig immer von Neuem wiederkehrenden Christus zu einem neuen Leben erwecken und richten lassen, sich für das Leben Gottes in der Gesammtheit bestimmen, oder diese Gemeinde der Heiligen verlassen und sich denen zugesellen, die zum Dienste der Nichtigkeit verdammt sind; die alte gegen ihn unbefangene Welt erreicht damit ihre Endschaft; fortan ersteht ihm entweder eine durch den ihr inwohnenden Gesammtgeist verklärte Welt, ein neuer Himmel und eine neue Erde, oder — ein Abgrund, in welchem nichts mehr leuchtet und wärmt, als der Schein eitler Weltehre und die Flamme heißen Sinnenkitzels. Aber diese letzten Dinge verwirklichen sich auch 2) objectiv. Der jüngste Tag kehrt im Leben der Gemeinden wieder, bricht über alle Staaten und Reiche dieser Welt herein, hier früher, dort später, und tritt endlich in seine vollen Rechte für die ganze Menschheit. Christus erscheint auch hier in der Verherrlichung des Gottmenschen; als der ewige Held der Wahrheit begriffen und anerkannt, als Krone aller geschaffenen Geister gepriesen, als Himmelskönig angebetet. Wo ein Volk durch das andere, eine alte Kirche durch die neue, die böse Gemeinschaft durch die gute überwunden wird, erscheint er als das treue und wahrhafte Gotteswort, welches mitkämpft, welches siegt und vollendet. An diesem Siege haben auch die Theil, welche vor Jahrhunderten und Jahrtausenden ihn vorbereiteten. Um zu bestimmen, wer von Verblichenen, wer von Lebenden der Miterrungenschaft werth zu achten sei, giebt das Meer der Vergangenheit und das Schattenreich der Unterwelt seine Todten wieder, d. h. das Buch der Geschichte entfaltet sich vor dem Todtenwecker

und Weltenrichter. Die abgelebte Weltgestalt und die ihr Angehörigen verfallen dem andern Tode, der ewigen Vernichtung, zur Nacht der Vergessenheit, zum Abgrund der Vertilgung ihres Weiterwirkens für alle Ewigkeit verworfen, während Selige und Erlöste sich des neuen Gottesstaates freuen, worin die guten Geister ewig wirken, weil sie im Ewigwirkenden nur leben wollen.

Nicht anders ist's am Ziele dieser Erdenwelt. Verjüngt sich einst der Tag der Menschheit nur so weit zum letzten Erdentage, daß zwei sonst nicht zum Zwiegespräch gekommene Weltgeschlechter sich vergleichen: so ist's der Menschensohn von Neuem, der als Menschengeist mit eintritt und hier scheidet, dort versöhnt, erweckt und richtet, Verdammung schleudert oder ewig selig spricht. Und ist für Alle dann die Zeit gekommen, zurückzukehren zu der Sonne Urstamm, — nun dann, was deine Menschheit, Gott, in dir gethan, das bleibt bei dir, — in dir ist's unverloren!

Nachschrift statt der Vorrede.

Nach dem in der Einleitung zum ersten Theile dieser Kritik gegebenen Versprechen sollte der zweite Theil bereits zur Michaelismesse 1833 erscheinen. Statt dessen erscheint er nun um mehr als zehn Jahre später. Wenn schon die Achtung, welche man dem an der Sache interessirten Publicum schuldig ist, dem Verfasser die Verpflichtung auferlegt, die Hindernisse anzugeben, welche einen so langen Aufschub veranlassen konnten: so werde ich um so lieber und ausführlicher jener Verpflichtung nachkommen, da die umständliche Darlegung der Ursachen, die mich so lange schweigen machten, mir nicht nur zur Entschuldigung und Rechtfertigung gereichen, sondern auch wohl eine Abhülfe und Erleichterung der mir aufgelasteten Bedrängnisse zur Folge haben dürften; und so mag man immerhin diese Nachschrift zugleich als einen Hülferuf in der Noth betrachten.

Eigenthümlichkeit und Neuheit des meinen Arbeiten zu Grunde liegenden Princips, wie der dabei in Anwendung gebrachten Methode, ist mir nicht nur von Freunden, sondern auch von Gegnern zugestanden und resp. vorgeworfen worden. Vor dem ersten Theile des vorliegenden Werkes sind sowohl die Coincidenzen, wie die Differenzen erörtert zwischen meiner Weltanschauung und dem Systeme derer, welchen ich meine academische Bildung verdanke. Einsam, wie ich noch 1833 mit meiner

religiös-kritischen Richtung dastand, ohne Kenntniß der Welt und in einem Alter, in welchem alle Kräfte ungeregelt durcheinander spielen, dabei aber tief durchdrungen von der absoluten Nothwendigkeit und Wichtigkeit meines Thuns, habe ich nicht anders gekonnt, als in Formen Bahn brechen, die oftmals anstößig und verletzend erscheinen mußten. Indeß wie unvollkommen, wie ungehörig ich mich vielleicht bisweilen ausgedrückt haben mag, ich bin doch verstanden worden, habe Anklang, Theilnahme, Nachfolge gefunden, und die Zeit hat selbst für mich mitgearbeitet.

In dieser Rücksicht dürfte ich also selbst eine Voreiligkeit nicht bereuen. Ein gutes Werk will zu guter Zeit angefangen sein. Später treten tausend Rücksichtnahmen und Bedenklichkeiten ein, an denen dann oft das ganze Vorhaben scheitert. Entscheidend aber für den ersten reformatorischen Schritt von meiner Seite war der Gedanke, der mich auch gegen den Vorwurf der Voreiligkeit rechtfertigen wird, daß ich mir in und neben dem negativen Verfahren einer durchaus positiven Productivität absolut gewiß war. Ich war mir der Macht bewußt, an die Stelle des wankenden Gebäudes, falls es stürzen sollte, ein neues aufzuführen, sobald ich darin nur von den äußeren Umständen und Verhältnissen begünstigt würde. Es war daher von Wichtigkeit, den ersten entscheidenden Schlag nicht von einer Hand ausgehen zu lassen, deren Geschick sich allein in der Auflösung, nicht in der Neugestaltung versuchen mochte. Zwei Jahre nach mir würde ruhiger, besonnener und mit augenfälligerem Erfolg vielleicht ein Mann, wie Strauß, die letzten Dinge in Angriff genommen haben, ob aber zum Heile kirchlicher und politischer Positiven, ist, nach dem eigenen Bekenntniß jenes ehrenwerthen

Charakters selbst, so sehr zu bezweifeln erlaubt, als nach den Ergebnissen, die uns sein Leben Jesu und seine Dogmatik bis jetzt vor Augen gestellt haben. Vermöge dessen, was ich als meine besondere Begabung anzusehen hatte und nach dem eigenthümlichen Bildungsgange, den ich durchgemacht, mußte ich vorzugsweise eine zeitgemäße Vermittelung zwischen der Wissenschaft und dem Leben als meine mir von Gott beschiedene Aufgabe und als meine eigentliche Bestimmung erkennen, und demgemäß handelte ich denn auch.

Auf welchem Wege und unter welchen Umständen zuerst der Gedanke an mich gekommen, den Begriff Gottes als des überall und so auch auf der Erde und in allen menschlichen Verhältnissen absolut gegenwärtigen Geistes zum Motive zu nehmen zu einer durchgreifenden Reform der Glaubens- und Sittenlehre, des Cultus und der Verfassung, dies ist mit sattsamer Deutlichkeit und Freimüthigkeit in dem meiner Zeitschrift „der Prophet“ vorangestellten Sendschreiben an Rosenkranz in Königsberg erörtert. Das Zusammenleben mit diesem meinem Jugendfreunde in Halle im Jahre 1829 war äußerst lehrreich für mich rücksichtlich des Verhältnisses, welches das Ministerium Altenstein zu etwaigen reformatorischen Tendenzen der hegelschen Schule zu beobachten geneigt schien. In dem Maaße, als Rosenkranz sich höheren Ortes insinuirte, in dem Maaße sah ich ihn auch die Entschiedenheit und Eigenthümlichkeit seiner ursprünglichen Richtung mehr und mehr aufgeben, und zwar zu Gunsten jenes hegelschen Schematismus, wie er vor 12 bis 14 Jahren ganz an der Tagesordnung war und von welchem man damals allein alles Heil für die Kirche, wie für den Staat, erwarten mochte. Von Hause

aus vermögender, als Rosenkranz, beschloß ich, mich unabhängig und selbstständig zu behaupten.

Schlesien war das Land, wohin es mich zog. Wenn schon dort ohne alle persönliche Bekanntschaft, hoffte ich dennoch, in Schlesien mancherlei Anknüpfungspuncte für mich vorzufinden: in dem milderen und gemüthlicheren Rationalismus, in dem reformbegierigen Katholicismus, in der Humanität der freisinnigen Oberbehörden, in dem deutschen Sinne der Hauptstadt und der Einfachheit und Unverdorbenheit des Volkslebens. Pecuniäre Verlegenheiten, die daraus erwuchsen, daß meine Eltern sich in meine Pläne nicht finden konnten, nöthigten mich, eine Zeit lang zu hofmeistern. Ich lernte so die Denk- und Lebensweise des schlesischen höheren Adels kennen und bald nachher auch die des meklenburgischen, indem ich meinen Zögling und dessen Mutter im Sommer 1831 nach Doberan begleitete, den Winter aber in Basedow zubrachte. Nach meiner Rückkehr nach Breslau erschienen mir weder die geistliche Amtspraxis, noch das Docentenleben mehr so reizend, wie früher. Für jene war ich nicht mehr unbefangen genug; für dieses bereits zu anspruchsvoll. Uebrigens besuchte ich Collegien und Seminarien fleißiger, wie zuvor; repetirte, excerpirte, memorirte wie zum Examen; sprach aber auch eben so bestimmt und rückhaltslos privatim und öffentlich meine Ueberzeugung aus. Mein reformatorisches Treiben hatte in den Mußestunden meines Hofmeisterlebens eine systematischere Gestalt gewonnen, aber im Kampfe gegen eine hyperorthodoxe Aristokratie auch an Entschiedenheit und Heftigkeit zugenommen. Was ich Grafen und Gräfinnen gegenüber zu verschweigen nicht über mich hatte gewinnen können, das hielt ich vor Professoren und

Studenten zu bekennen für um so heiligere Pflicht. Ein solches Benehmen zog nicht sowohl Rügen, als vielmehr Warnungen nach sich. Alle Zeichen der Zeit bestätigten, daß diejenigen es wohl mit mir meinten, welche mir von der academischen Laufbahn abriethen.

Erfahrungen dieser Art ließen mich von Neuem zur Feder greifen und mich mein Glück wieder als Schriftsteller versuchen. Einen bestimmten Lebensplan hatte ich noch nicht. Indeß war mir um meine Zukunft nicht bange, weil mein Vertrauen auf Gott und Menschen unbegrenzt war, unerschütterlich fest stand. „Gott hat einen Plan mit dir!" so war es durch die wachen Nächte meiner Apotheker-Lehrjahre erschollen; „mache dich auf und kehre zurück!" Ich war zurückgekehrt und hatte gefunden, weshalb man mich gesucht: die hegelsche Schule und ihren Esoterismus, das neue Testament und dessen Mißverständniß, die Oede der Kirchen, die Parteiungen des politischen, die Eitelkeiten des geselligen Lebens. Der Gott, dachte ich nun in meinem Kindesglauben, der damals nicht gelogen, der wird dir auch jetzt und immer Wort halten. Anders aber als durch Menschen wirkt Gott bewußter Weise für dich nicht; so viel galt mir bereits als Voraussetzung. Ich griff daher zur Feder und schrieb jene Neujahrsgabe „die Zeit nach ihrem Begriff entwickelt und dargestellt." Der Druck dieser Abhandlung ließ mich die Bekanntschaft meiner jetzigen Frau machen, Tochter eines geachteten, aber früh verstorbenen breslauer Arztes, Wittwe eines in Schlesien beliebten belletristischen Schriftstellers und damals Besitzerin der von ihrem Manne errichteten Buchdruckerei. Ihre Vermögens-Verhältnisse waren um nichts bedeutender, als die, welche meiner

etwa warteten; indeß hielt ich dafür, daß ihre Officin sie und eventualiter die Kinder, mich selbst dagegen aber meine Feder wohl erhalten würde. Was mich vornehmlich zu ihr zog, war der Ausdruck reiner Seelengüte, der mir aus diesem einfachen Frauengesicht, wie sonst nirgend, entgegenleuchtete; was mich an sie fesselte, waren ihre Sympathieen für mich. Nichte eines gelehrten rationalistischen Geistlichen und in rationeller Schule gebildet, in socieller und familiärer Rücksicht endlich ganz unabhängig, zeigte sie sich fähig, meine Pläne für das Leben zu fassen und deren Schwierigkeiten zu würdigen.

Nunmehr ließ ich die Docenten-Laufbahn fallen. Indem ich, wie Abraham, auf den Gedanken der absoluten Gegenwart Gottes ein Familienleben begründete, daneben aber mich als Schriftsteller zu bethätigen fortfuhr, hielt ich die Verwirklichung des christlich-theokratischen Princips, von dem ich mich beseelt wußte, für doppelt gesichert, öffentlich durch die Organe der Literatur, für das Haus aber durch die Nachkommen, die Gott mir schenken würde. Daß ich mich damals schon mit solchen patriarchalischen Gedanken trug, daß ich mit Bestimmtheit auf Kinder rechnete, an ein neues Fleischwerden des Wortes dachte u. dgl. m., ist aus einem schriftstellerischen Product meiner Flitterwochen zu ersehen, das unter dem Titel: „Vertraute Briefe über die Ehe" ebenfalls 1833 im Druck erschienen ist. Der erste Theil der Lehre von den letzten Dingen, seit vier Monaten im Werke, kam bald nach den Flitterwochen zur Vollendung. Nebenher ging der populare Auszug in Gesprächsform: „Die neue Unsterblichkeitslehre." Demnächst trat eine Pause ein, während welcher ich theoretisch und praktisch eine andere Bahn zu betreten mich veranlaßt fand.

So klein im Grunde die Buchdruckerei meiner Frau war, so viel beschäftigt ward sie zu der Zeit, da ich selbst hinzutrat. Außer mehreren Zeitschriften, die in Accord gingen, waren von verschiedenen Seiten her größere Manuscripte eingesandt. Meine eigenen Schriften kamen zu Hülfe. Es waren tüchtige Setzer und Drucker geworben, einige auf Lebensfrist, andere wenigstens auf mehrmonatliche Kündigung. Nach dem Wunsche meiner Frau übernahm ich die Leitung der Geschäfte. Wenn ich dabei auf eine Controlle des Technischen von vorn herein verzichtete, so sicherten mir doch meine literarischen Bestrebungen eine vorzügliche Theilnahme bei den Mitgliedern der Officin. Am Tage unserer Hochzeitsfeier wurden wir von denselben mit einem Glückwunsch begrüßt, worin es unter Anderem hieß:

„Zwar des Wunsches Macht liegt nur im Hoffen,
„Aber ist der Hoffnung Kraft so klein?
„Hält sie nicht allein den Himmel offen,
„Mag er in uns, mag er oben sein?"

Es war dann ganz im Sinne dieser „ehrfurchtsvollen" Huldigung, daß die, welche sie darbrachten, die Becher auf „ewige Treue" erklingen ließen; mit welcher Mentalreservation, weiß ich nicht. Mehrere davon und der Toastbringer selbst verließen später unsere Officin, um andern neuen Etablissements mit aufzuhelfen. Die Zurückbleibenden dagegen bewiesen auch nach Jahren noch dem theokratischen Princip die regste Theilnahme. Als ich im Februar 1835 von Magdeburg zurückkehrte, empfing man mich mit dem lebensmuthigen Gruß:

„Ob auch der Zeiten Stürme viel verweh'ten,
„Was Thätigkeit und reger Fleiß vollbracht;
„Doch nie vergehn die Worte des Propheten,
„Der Dich beseelt in seines Geistes Macht."

„Wir dürfen fröhlich in die Zukunft schauen,
„Ein mächtiger, Dein guter Geist schützt Dich,
„Uns blüht in Dir ein glückliches Vertrauen,
„Um Dich vereinigt Lieb' und Freude sich!"

Solche Momente waren aber auch die seltenen Hoch- und Glanzpuncte unseres Zusammenlebens. Entgegengesetzte Erscheinungen zeigten sich häufiger. Daß ich nicht Techniker von Fach war, daß ich so jung, so leidenschaftlich, so für Presse und Regal zumeist reformatorisch gesinnt sein mußte, führte manche bittere Auftritte herbei. Von außen her ließen sich die Verhältnisse auch viel schlimmer an nach der Hochzeit, als vor derselben. Ich führte diese Erscheinungen sogleich Anfangs auf ministerielle Instanzen zurück, nicht ohne Grund fürchtend, daß man in der Art und Weise, wie ich mich zur Kritik der Lehre von den letzten Dingen in Verfassung gesetzt, eine Art Kriegserklärung erblickt haben möchte. Die mißliebigen Stimmen, welche sich darüber privatim von verschiedenen Seiten her vernehmen ließen, verkündigten mir, was ich bald öffentlich zu erwarten haben würde. Unter diesen Umständen schien es mir zweckmäßig, den zweiten Theil der letzten Dinge noch eine Zeit lang ruhen zu lassen und dagegen eine Zeitschrift zu begründen, in der ich mich gegen Regierung, Aristokratie und Geistlichkeit beruhigend und versöhnlich über meine Tendenzen aussprechen, gegen Angriffe von Belang vertheidigen, mit Zugeneigten aber mich der Strebenseinheit versichern und auf die Gebildeten des Volks nebenher vorbereitend einwirken könnte. So entstand jenes religiös-politische Blatt „der Prophet," welches ich mit einer besonders gedruckten Abhandlung über das Prophetenthum bevorwortete und das man nicht verwechseln muß mit der gleichnamigen rein theo-

logischen Zeitschrift, welche 7 oder 8 Jahre später Herr Professor Suckow in Breslau begonnen hat.

Es schien mir — und dieser Gedanke war vorzugsweise der leitende Beweggrund bei meinem Unternehmen — zwischen der Regierung, den Beamteten und dem Volk eine Art Entfremdung um sich gegriffen zu haben, ein gegenseitiges Sich-nicht-verstehen, ein Mißtrauen, welches durch nichts motivirt war und nur dadurch veranlaßt sein konnte, daß man sich in seinem Wohlmeinen nicht begriff und das gemeinsame Interesse verkannte. Die Philosophie war von dem Ministerium gepflegt, Hegel berufen, die hegelsche Schule schnell gefördert worden. Jetzt war es, als erschräcke man über die Consequenzen, die sich aus diesen Prämissen ergeben wollten; als fürchte man die Folgen dessen, was man angebahnt; als müsse Alles aufgeboten werden, die Früchte jener Aussaat, wenn nicht gewaltsam zu unterdrücken, so doch der Welt möglichst zu verbergen. Hätten Hegel und seine älteren Schüler einerseits gegen das Ministerium, andererseits gegen die ihnen entgegenkommende jüngere Generation eine offene Sprache zu führen sich ermächtigen können: so würde man sich verständigt haben, und es wäre Alles wohl geordnet und in ruhigem Gleise fortgegangen. Der Esoterismus aber, mit welchem sich die Lehrer verschanzten, rief auf Seiten der Schüler jenen Gegensatz hervor, bei welchem sich die persönlichen und sachlichen Interessen oft im entgegengesetzten Verhältnisse kreuzen. Man bedurfte der Alten und suchte sie auf. Die Form aber, in der sie sich mittheilten, war von der Art, daß man nicht wußte, ob und wie man ihnen dafür zu danken habe. Ein Nachtreten in ihre Fußstapfen würde eine Verewigung dessen herbeigeführt haben, was nach dem eignen Einge-

ständnißjener nur Uebergangsepoche sein sollte. Ein Durchbruch der verbrauchten und deshalb dem Untergange verfallenen Form konnte kaum dem Scheine der Undankbarkeit, der Eigenmächtigkeit, der Schrankenlosigkeit und Willkühr entgehen. Einige Nachgiebigkeit von Seiten der alten Partei, verbunden mit wohlwollender Ueberwachung und Leitung des Fortschrittes der jüngeren, würde für Staat und Kirche, für Land und Welt die herrlichsten Früchte getragen haben. Die Starrheit und Selbstgenüge, in der jene beharrte, riß dagegen diese zum Aeußersten fort und trieb Manchen zur Verzweiflung, da sich zu dem Seelenleiden und der geistigen Noth gar oft die leibliche gesellte, und die Sorge um die Existenz am Herzen manches tüchtigen jungen Mannes eben so scharf nagte, als der Schmerz verletzter Würde und gekränkten Edelmuthes. Unter Voraussetzungen anderer Art würden Extreme, wie Mayerhof, Bauer, Ruge, Herwegh u. A. wahrscheinlich niemals zur Erscheinung gekommen sein, wenn Männer, wie Hegel, Hinrichs, Daub, Marheineke es offen eingestanden hätten, daß Gott als ein materielles Individuum unter endlichen Individuen oder diesen gegenüber nicht ihr Gott sei; daß das ewige Leben, wovon sie redeten, nicht die unendliche Fortdauer zeitlicher Individuen sei; daß dagegen ihr Begriff Gottes und der Unsterblichkeit diejenige Form sei, in der sie das Bis-dahin-Unbestimmte zu bestimmen unternähmen. So hätte man doch wenigstens gewußt, woran man mit ihnen war. Man würde sich haben beruhigen können, wenn man nicht ihrer Ansicht wurde; man würde haben nach andern Formen suchen können, wenn man sich von ihrer Fassungsform nicht befriedigt fühlte. Das Verschweigen dagegen aller Negativen, das politisch- und religiös-orthodoxe Gesicht,

mit welchem sich alle Lehrbegriffe, auch die eigenthümlichsten und neusten, darstellten, machten die Regierung mißtrauisch und erbitterten zugleich die Jüngerschaft, so daß diese, an einer Vermittelung mit jener Abgeschlossenheit verzweifelnd, nun wohl glaubte, nur durch die entschiedenste Entgegensetzung und eine wahre Formlosigkeit ihre Wahrheits-, ihre Volks- und Menschenliebe außer Zweifel stellen zu können.

Ich bestreite nicht, daß Erscheinungen solcher Art am Ende ein Einschreiten der Regierung nothwendig machten. Die Weltenstürmer nahmen von vorn herein an, daß man die Geister knechten und jedem Fortschritt gewaltsam in den Weg treten wolle. Sie handelten in diesem Sinne und forderten damit nun wirklich zum Unterdrückungskampfe heraus. Andrerseits konnte und mußte die Regierung nach solchen Anzeichen Besorgnisse fassen gegen die weitere Entwickelung ihrer eigenen Schöpfung, und die Zurückhaltung, die mancher Docent sich so lange freiwillig auferlegt hatte aus Furcht nach oben und nach unten hin, weil er weder bei den Fürsten, noch beim Volke und dessen Jugend Macht und Muth und Edelsinn genug voraussetzte, seine Redlichkeit zu ertragen, diese Zurückhaltung trat ihm nunmehr von außen her als gebieterische Nothwendigkeit entgegen.

Nach den Constellationen, die ich während meiner Universitätsjahre und bald nach denselben auf den Lehrstühlen, in der Literatur, so wie in den Cabinetten selbst erblickte, sah ich bereits damals voraus, wie sich im Wesentlichen die Dinge entwickeln würden. Den Sturz des Jenseits fürchteten sie alle, und freilich nicht ohne Grund. Wie der rohe Mensch, der bis dahin keine andere göttliche Vergeltung gekannt hat, als die nach dem Tode,

nun, wenn er hört, mit dieser Vergeltung sei es nichts, sich wohl versucht fühlt, sein irdisches Leben sich auf Kosten seiner wohlhabenderen Umgebung so gemächlich und genußreich als möglich zu machen: so will der Gebildetere unter gleichen Voraussetzungen für sich, für seine Familie, für seine Partei politische Vortheile erringen. Allerdings wird auch, wenn die Menschheit einmal ihre Bestimmung darin erkannt hat, sich in sich selbst zu vollenden, die zu große Kluft zwischen Stand und Stand in Rücksicht auf Arbeit und Lohn sich allmälig abebenen, und es wird nicht zugelassen werden, daß Einzelne in der Schwelgerei eines Schlaraffen, Andere in der Quälerei eines Lastthiers ihrer menschlichen Bestimmung verlustig gehen. Allein dies verhüthen will ja schon jeder weise eingerichtete, jeder christliche und vernünftige Staat. Man darf beim Wegfall zukünftiger Vergeltung also eigentlich nur an das erinnern, nur das immer vergegenwärtigen, was der Staat als solcher ursprünglich beabsichtigt. Außerdem kann man sich noch bei denjenigen Staaten Raths erholen, die sich von Anfang an ohne Zuhülfenahme eines Jenseits bildeten, und hier verdient dann vorzugsweise, wenigstens nach seiner allgemeinsten Grundlage, der mosaische Gottesstaat eine besondere Berücksichtigung. Politisch macht die Aufgabe des Jenseits zugleich die Annahme der Theokratie nothwendig, die sich, wie ich im Prophetenthum nachgewiesen, als christliche zumal mit jeder Regierungsform verträgt, mit der Republik sowohl, als mit der Monarchie, der constitutionellen, wie der absoluten.

Die Entgegensetzungen und die Einengungen, die ich in meiner bürgerlichen Existenz erfuhr, brachten es mir in Erinnerung, daß ich einem politischen Verbande angehörte und daß bei

der Anbahnung einer neuen Lebensrichtung auf diesen zu rücksichtigen wäre. Dies erwägend, entschloß ich mich, bevor ich noch weiter gegen das Jenseits zu demonstriren fortführe, mich politisch mit dem Diesseits zu verständigen, was dann in engem Anschluß an das preußische Interesse, wenn auch nicht immer an das preußische System, durch den Propheten geschehen sollte. Die dem Unternehmen zu Grunde liegende Idee war eigentlich eine „Glaubens-, Sitten-, Cultus- und Verfassungslehre nach den Ergebnissen der Wissenschaft und den Bedürfnissen der Bildung unseres Jahrhunderts.“ Diese Idee fand indeß nicht den beabsichtigten systematischen Ausdruck, kam nur in Bruchstücken hier und da zum Vorschein, bedingt durch die Interessen des Tages und durch die Sorge um die leidige Existenz. Die Zukunft Preußens, wie die Zukunft Deutschlands, habe ich immer im Herzen getragen und ihr Opfer gebracht, die in meinen Verhältnissen ohne Beispiel geblieben sind. Die Person des Königs und der Fürsten überhaupt habe ich stets wie ein Heiligthum gehüthet und jede passende Gelegenheit benutzt, dies öffentlich zu beurkunden. Uebrigens fand das Blatt keine große Verbreitung. Vieles wurde da, wo es mich rechtfertigen konnte und sollte, gar nicht bekannt, oder nicht nach der Absicht des Autors berücksichtigt, weshalb ich im Nachfolgenden diejenigen Partieen, an denen mir besonders gelegen ist, von Neuem hervorheben werde.

Ich ließ das erste Jahr hindurch eine Auflage von 750 Exemplaren, mit dem Beginn des zweiten Jahrgangs aber nur noch 500 drucken. In Breslau selbst zählte ich nicht über 30 Theilnehmer; durch directe Verwendung nach außen gingen 15 bis 20 Exemplare; das Resultat des Vertriebes durch den Buchhan-

del, das ich aber erst nach Jahr und Tag erfuhr, ergab etwa 50. Damit waren dann kaum die Druckkosten gedeckt. Papier und Manuscript wurden jedenfalls zugesetzt. Aus der Maculatur zog ich in Berlin im Jahre 1837 noch einen Erlös von nahe an 40 Thalern. Ich hatte also Tausende aufgewendet, um etwa mit 100 Menschen 1 Jahr und 7 Monate zu correspondiren. Da aber dem Sachinhalte und der ganzen Tendenz nach unter den Adressaten Mächte ersten Ranges sein durften, so war in Sachen der Menschheit eine solche Correspondenz nach meiner Meinung noch immer nicht zu theuer bezahlt.

Getreu dem im „Prophetenthum" ausgesprochenen Grundsatze hatte ich theokratisch immer das Ganze vor Augen und berücksichtigte die Interessen des Volks, wie die der Fürsten und Beamteten, welche letztere grundsätzlich nicht allein als Fürstendiener, sondern zugleich als Diener Gottes betrachtet werden sollten. Daß dennoch rücksichtlich der Erfassung des neuen theokratischen Princips die Erfahrung oft auffallende Unterschiede zwischen Staatsdiener und Freiem vor Augen führe, suchte ich sogleich in dem ersten prophetischen Gemälde „Eduard und Philipp" nachzuweisen. Die Hauptfiguren darin sind ein wohlgesinnter, aber überwachter und ängstlicher Religionsphilosoph und ein lebenstrotziger, ritterlicher Edelmann, der nach mancherlei Metamorphosen zum Gutsbesitzer wird und so in seiner kleinen Welt nach seinen Bedürfnissen schafft. Ich zog das Theaterleben mit hinein, um aus der ästhetischen Weltanschauung in die religiöse überzuleiten; den Katholicismus, um von den reformatorischen Tendenzen die Union nicht auszuschließen; und behandelte endlich die Geschlechtsliebe als etwas der Vernunft Unterzuordnendes,

wenn sie sich zur Gattenliebe erheben solle. Das monarchische Interesse ist, wenn in dem Incognito-Fürsten noch nicht völlig vertreten, so doch wenigstens beachtet, ihm gegenüber aber auch die Würde des reformatorischen Princips aufrecht erhalten. In letzterer Rücksicht sagt Philipp dem Fürsten gegenüber: „Niemand müsse glauben, er thue uns einen Gefallen, wenn er der Religion huldigt, die wir bekennen!" — In ersterer schreibt er an Eduard: „Diese heilige geistige Herrschaft neuer Vorstellungen von Gott und Seligkeit machten immer den Weg von unten her nach oben hin. Die Staatsmänner und Fürsten dürfen deshalb ihres Lorbeers doch nicht verlustig gehen; nein, ich habe Gott sei Dank! das Vertrauen zu den Vätern und Häuptern, daß mich irgend einer von ihnen schon zu rechter Zeit mit Weisheit und Macht unterstützen werde." Was die Form der reformatorischen Wirksamkeit betrifft, so vertritt der Held dem Fürsten gegenüber meinen eigenen damaligen Standpunct in folgendem Bekenntnisse: „Die Form, in der ich aufzutreten gedenke, ist eine doppelte, aber weder der einen, noch der andern soll man den Einwand machen dürfen, daß sie nicht legitim sei. Ich bin vornehmlich durch die Literatur unseres Volkes gebildet worden und durch eben diese will ich dasselbe wieder bilden. Was man auf Kanzel und Katheder nicht sagen darf, wird man der Presse anvertrauen dürfen. Durch sie weiß ich mich in Uebereinstimmung mit Geistern, die gleiche oder ähnliche Gesinnungen und Bestrebungen hegen als ich; durch sie werde ich mich in Zusammenhang erhalten mit meinen Freunden und Gönnern. Stehe ich wirklich zur Zeit noch ganz isolirt da: so wird man mich um so weniger eines Parteiwesens und einer Conspiration anklagen können. Auch

Luther stand eine Zeit lang vereinzelt. Uebrigens ist dieser mir nicht absolutes Muster. Wir können weiter in die Geschichte zurückgehen, wir dürfen uns Jesum selber zum Muster und Vorbild nehmen; wir dürfen das Patriarchen- und Prophetenthum, durch welches der Grund zur jüdischen wie zur christlichen Religion gelegt wurde, als ein Beispiel betrachten; wir können endlich aus dem Verfahren aller Religionsstifter, Apostel, Kirchenlehrer und Reformatoren das Passende uns auswählen und Neues dazu thun. Dies erlaubt unsere christliche Freiheit, dergleichen ist legitim vor Gott und Menschen. Und damit wäre dann zugleich die zweite Form bezeichnet, in der wir wirken dürfen. Niemand kann mir verwehren, daß ich in meinem Hause und auf meinem Grund und Boden geltend mache, was ich in der Welt nicht geltend machen soll. Mit Hausgenossen, mit Weib und Kind kann ich meinen Gott auf meine Weise verehren, und mit mir können es Alle, die meine Ueberzeugung theilen. Solch eine Wirksamkeit, zu deren allmäliger Entwickelung ganze Reihen von Generationen in Rechnung gestellt werden, nenne ich mir eine prophetische. Der Prophet will und weiß, im Vertrauen auf den Wahrheitssinn der Menschen, daß nach einer bestimmten Reihe von Jahren gewisse Gedanken und Gesinnungen sich zum allgemeinen Bewußtsein eines Landes, eines Welttheils gemacht haben werden. Daher ist seine Lehre der Wahrheit zugleich eine vorherverkündende Weissagung. Indem er uns in Kenntniß setzt von dem, was augenblicklich für ihn, — in welchem sich das Bewußtsein seiner Zeit concentrirt, — da ist, erfahren wir zugleich, was in Zukunft für Andere da sein wird. Und eben so stehen seine Handlungen in Beziehung auf die Zukunft."

Die Bedeutung des Adels als Vererblichung und Fixirung eines bestimmten Princips durch alle Generationen der Familie und die äußeren Auszeichnungen als Accidentien zu jener inneren Substanz brachte ich in einer Abhandlung zur Sprache unter dem Titel „der Adelstolz, der gerechte und der ungerechte,“ so wie in der rein für Fürsten bestimmten Predigt „des Fürsten-Ahnherrn Testament.“ Indem ich einerseits darzuthun suchte, daß die von Fürst und Edelmann prädicirten göttlichen Eigenschaften (großmächtig, durchlauchtig, gnädig u. s. f.) gerade erst in theokratischer Rücksicht Sinn und Berechtigung gewännen, hob ich doch eben so stark hervor, daß die natürliche Abstammung von Ausgezeichneten allein so viel Auszeichnung noch nicht rechtfertige; daß es nicht genüge, Abraham zum Vater zu haben, sondern daß man auch, wie Abraham, den Willen Gottes thun müsse. Die Standesprädicate nehme ich sämmtlich durch und suche durch Analyse ihren Begriff zu gewinnen, die Gnade — von Nahen und Geneigen — als die entgegenkommende Güte, nicht als Mitleid und Erbarmen u. s. f. Ich suche nicht die Freiheit in der Gleichheit, sondern im Unterschiede, und setze an die Stelle der Gleichheit das Gleichgewicht aller Stände. Was die Freiheit im Unterschiede anbetrifft, so habe ich mir in einem anderen Aufsatze („Soll das Volk im Staate belehrt oder beherrscht werden?“) den Vergleich des Lebens mit einem Schauspiele in einer neuen Wendung zu Hülfe zu nehmen erlaubt. „Stellen wir uns die sämmtlichen, das Volk constituirenden Individuen unter dem Bilde einer Gesellschaft von Schauspielern vor, welche hinsichtlich der Kunst darzustellen einander gleich ständen, und denken wir uns, daß der Dichter des auszuführenden Schauspiels unter sie

nach eines Jeden Eigenthümlichkeit die Rollen gewissenhaft vertheilte und darüber wachte, daß keiner aus der seinigen herausfiele: so läßt sich erwarten, die Darstellung werde, ohnerachtet der eigentlichen Gleichheit aller Darsteller, recht wohl von statten gehen. Keiner wird Anstand nehmen, vor dem Andern das Knie zu beugen, ihm Unterwürfigkeit zu bezeigen, seine Aufträge zu vollführen und was dabei anscheinend Drückendes mehr vorfallen kann, weil Jeder weiß, dergleichen sei zum Gelingen des Spieles nothwendig und im Grunde sei er ein eben so guter zum Ganzen mitwirkender Acteur als jedes andere Mitglied der Gesellschaft. Nun ist zwar das wirkliche Leben des Volkes und der Menschheit kein solches Spiel als das vom Dichter geschaffene Drama, aber es ist eben so sehr Handlung als dieses, und deshalb läßt sich, was von jener Theaterdarstellung gesagt wurde, auf die Darstellung des menschlichen Lebens überhaupt anwenden. Ihrem wesentlichen Gehalte nach sind und bleiben die Menschen frei und gleich, und diese göttliche Freiheit und Gleichheit fortwährend zu behaupten und aufrecht zu erhalten ist Sache des von der religiösen Idee beseelten, durch den Staatsorganismus hindurch greifenden geistlichen oder kirchlichen Lebens. Bevor der Mensch sich zu einer Rolle im bürgerlichen Leben, zu einem Stande im Staate bestimmt, muß ihn die Kirche durch Confirmation mündig gesprochen haben. Bei dieser Weihe gilt kein Unterschied des Ranges und Standes; die jungen Christen sind alle einander gleichgestellt. Nun soll innerhalb der Kirche und der durch sie erzeugten und genährten Gesinnung diese Gleichheit eigentlich auch für alle Lebensalter beobachtet und bethätigt werden. Daß es nicht geschieht, daß im Gotteshause schon durch die verschiedent-

lich ausstaffirten Plätze immer wieder an Rang und Stand und Geld und Gut erinnert wird, ist leider wahr, aber leider auch durch nichts zu rechtfertigen. Gleichwohl verträgt es sich mit der von uns behaupteten Freiheit und Gleichheit recht wohl, daß von derselben Kirche Gehorsam gegen die Obrigkeit, Herrschaft und Eltern gepredigt und eingeschärft wird. Denn gerade weil die Kirche als Dienerin Gottes und als Organ eines heiligen Geistes das Geschäft des schaffenden und erhaltenden Autors hat, möge sie darüber wachen, daß die einmal ergriffene Stellung im Staat behalten und wohl ausgeführt werde. Hätte die französische Aufklärung bis zu solcher Erleuchtung fortschreiten und sich bis zur Idee dieser religiösen Freiheit und Gleichheit erheben können und nicht an deren Stelle das Unmögliche möglich machen und eine bürgerliche Freiheit und Gleichheit realisiren wollen, die bald zur Frechheit und Plattheit führen mußte: so wären weder die Revolution, noch die darauf folgenden Extreme der Despotie und der Volksherrschaft nothwendig gewesen. Aber freilich, manche Erfahrungen scheint die Menschheit nur mit Blutvergießungen gewinnen zu können."

Während in Dichtungen, wie die Todtenfeier, in Lesefrüchten aus classischen Werken, in Kritiken geistesverwandter Erscheinungen der Tagesliteratur und der bedeutendsten localen Bühnenleistungen eine Volksemancipation für die höheren geistigen Interessen angestrebt und zugleich dahin gearbeitet wird, das Befremdliche an der Erscheinung eines neuen Lebensprincips möglichst zu mildern, ist die Musterung einer Sammlung geistlicher Reden des Magdeburger Klerus, mit Einschluß Dräseke's, dazu benutzt, auf die klericalischen Interessen bei einer etwaigen

kirchlichen Reform überhaupt aufmerksam zu machen. Hier schon ist die Farbe nicht nur ganz preußisch, sondern theilweis auch der Inhalt, da die gehaltenen Reden meist eine sehr nahe Beziehung zur Person des Königs Friedrich Wilhelm III. hatten. Noch mehr Aufforderung, meine Verehrung der persönlichen Tugenden und Verdienste des Monarchen an den Tag zu legen, bot mir die Aufführung des zum 3. Aug. 1834 in Scene gesetzten ausgezeichneten Festspiels „Pyrrhus in Delphi" von Herrn von Perglaß dar. Der Aufsatz „die Freimaurerlogen in ihrem Verhältniß zu Staat und Kirche" verfeindete mich mit den Logenbrüdern und zog mir viel Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten, namentlich einen heftigen Angriff vom Dr. Grattenauer, zu.

Die Novelle „Prinz Traugott" hatte eigentlich keinen andern Zweck, als zu zeigen, daß man in meiner Region ohngefähr auch wisse, was Hofton sei und wie sich ein König, der mit dem Geist der Zeit fortgeschritten, in den Conflicten dieser Zeit würdevoll zu nehmen verstehe. Mancherlei Parteirichtungen, wie sie an den Höfen selbst wohl vorzukommen pflegen, haben hier ihre Vertreter gefunden, und ich erlaube mir, besonders nachstehenden Passus in Erinnerung zu bringen.

„Der Hofprediger suchte Seine Majestät über diesen Verlust (den Abfall des Erzbischofs) zu beruhigen. „Es ist," sagte er, „nach der Natur der Dinge gar nicht anders zu erwarten, als daß bei einem Regierungswechsel ein Jeder, der am öffentlichen Leben ein Interesse hat, neue Hoffnungen schöpft, neue Pläne entwirft und diese auf neuen Wegen zu verwirklichen sucht. Ich will es keinesweges verhehlen, daß nicht nur hier, sondern auch im ganzen Lande und in der Residenz selbst ein

Geist der Unruhe erwacht ist. Allein wir werden mit Gottes Hülfe denselben bannen. Noch giebt es aller Orten Seelen, die an unserem Herrn Christus ihr bleibendes Gut haben, und es wohl wissen, daß sie dieses gnadenreichen Königs ewige Barmherzigkeit unter dem neuen wie unter dem alten Regiment bedürfen. Jesus Christus gestern und heute, sagt der Apostel, und derselbige auch in Ewigkeit! Man führe nur die Menschen zu rechter Buße, man zeige ihnen den alten Seelenschaden, an welchem sie alle leiden, man lehre sie erkennen, wie sie alle der Gnade und Vergebung bedürfen, man erinnere sie an das Verderben, das wir von Adam ererbet haben, aber man halte ihnen auch die Wunden und das Blut des zweiten Adams vor, durch welches wir die Versöhnung haben mit Gott. Daraus quillt immer und ewig das Heilmittel nicht nur für die Gebrechen des Einzelnen, sondern auch für die Gebrechen der Staaten und Völker."

„Diese geistliche Betrachtung unterstützte der Polizei-Minister mit einer andern, indem er sagte: „Auch ich halte dafür, daß der Staatsorganismus nur aus dem Principe erhalten werden kann, auf welchem sein Dasein beruht. Alles erhält sich aufrecht, so lange die Idee aufrecht erhalten wird, der die Regierer ihr Regiment verdanken. Nicht der König allein, sondern jeder Staatsmann hat seine Existenz nur in der Idee, welche sich über ihn im Volke unterhält. Wird diese durch die Wirklichkeit vernichtet, so steht er selbst vernichtet da, und schwer ist es alsdann, ja oft unmöglich, das Verlorene wieder zu gewinnen. Am meisten muß nach meiner Ueberzeugung der Fürst sich in dieser idealen Existenz halten, und nichts, meine ich, schadet ihm mehr, als

die übergroße Popularität, die überall selbst erscheinen, selbst reden, selbst handeln will. Lasse man das Volk aus seinem Könige so viel machen, als es will; dieses ertragen zu können, ist der Vorzug der Majestät. Er sei Gegenstand der Verehrung und sein Anblick Quell der Begeisterung; der Gedanke an ihn müsse jedem höheren Streben aufmunternd und ermuthigend, jeder großen Handlung förderlich sein. Aber man sorge dafür, daß nur das Fertige, das Gelungene zum Angesicht der Majestät gelange und diese nur das beglückende Fiat auszusprechen habe; das Beginnende, das noch in der Entwickelung Begriffene werde durch stille Theilnahme geachtet und unterstützt. So ist ein Jeder in den Stand gesetzt, in Bezug auf das allerhöchste und allgemeinste Ideal des ganzen Volkes seine eigenen Ideale zu verwirklichen; die Majestät ist groß genug, Alles zu umfassen, ihre Großmacht vermag jeder edlen Bestrebung Raum zu geben und Freiheit zu gewähren.“

„Nur wird man,“ entgegnete der Leibarzt, „wenn auch ich eine unmaaßgebliche Meinung bekennen darf, doch dahin sehen müssen, daß diese Macht auch wirklich da ist. Das scheint mir das Allergefährlichste, wenn von König und Hof Ideale genährt werden, hinter denen die Wirklichkeit längst zurückgeblieben ist. Die, welche ihr ganzes Vertrauen auf die Humanität der Regierung und die Macht des Fürsten setzten und in diesem Vertrauen am Ziele ihres Strebens sich getäuscht fanden, wurden immer die bittersten Feinde, die heillosesten Widersacher der Könige und des Staats. Andrerseits, glaube ich, wird man sich jenen chimärischen Idealen des Einzelnen entgegenzusetzen haben, die kosmopolitisch bei ihrem Beginnen nur das Abstractum Menschheit,

nicht den individuellen Staat in das Auge fassen; denn gewiß ist mit Sicherheit ein Volk nie anders zu regieren, als daß man es in seiner Eigenthümlichkeit erfaßt; verbietet, was sie beeinträchtigen kann; geschehen läßt, was ihr gut ist. Ideen, die an sich gut und groß sind, können in Anwendung auf ein bestimmtes Volk und zu einer gewissen Zeit von Nachtheil und Gefahr sein, und jedenfalls wird ihre Durchführung von oben her ausgehen müssen, wenn wohlthätig von ihnen das Ganze durchströmt werden soll."

„Der König versetzte hierauf mit Ruhe: „Ihre Bemerkungen, im Allgemeinen ausgesprochen, lasse ich für etwas Allgemeines gelten und zweifle nicht an ihrer Richtigkeit und Wahrheit. Allein entscheidend ist der einzelne Fall in der Wirklichkeit. Wer mir hier sagt, wie der Augenblick zu verstehen und zu benutzen sei, der ist mein Freund. Die Regierungsmaximen sind willkommen in den Zeiten des Friedens und der Ruhe; der Unfriede aber wird nur geschlichtet und beschwichtigt durch Geistesgegenwart, dadurch, daß wir von der imponirendsten Seite unsere Würde an den Tag legen. Und so kommt in einem solchen Falle Alles zurück auf die Persönlichkeit des Einzelnen."

„Die Persönlichkeit," fiel der Kammerherr Graf von Reckhaupt bei, „ist wohl das bedeutendste Element der ganzen Regierungskunst. Mehr als die Bethätigung einiger trefflichen Grundsätze wirkt die ganze Erscheinung der Person, und hierin mag überhaupt das Privilegium ererbter und erblicher Vorzüge seinen Grund haben. Wie die ältesten Stämme die kräftigsten Früchte treiben und die vollendetste Stärke und Schönheit offenbaren, so dürfen wir aus den ältesten Familien die gediegensten

Individuen erwarten, und Niemand wird den Familien der regierenden Fürsten den Vorzug des Alters streitig machen."

„Vergessen Sie nicht, lieber Graf," erinnerte der König, „daß es Krankheiten giebt, die aus Altersschwäche entstehen, und daß wir zur Zeit tüchtige Regenten haben, deren Ahnen uns gänzlich unbekannt sind. Sonst mögen Sie wohl Recht haben, und dies ist ganz meine Ueberzeugung, daß die Maxime für sich, ohne zu Fleisch und Blut geworden zu sein, niemals den Völkern nützen wird."

Der Aristokratismus, auf dem Gipfelpunct einseitiger Entwickelung und in einer Ausschließlichkeit, daß er zur Parodie des monarchischen, zur Verhöhnung jedes theokratischen, ja jedes religiösen Staats- und Lebensprincips wird, ist in jenem Bekenntniß des Prinzen Julius zu Wort gekommen, welches dieser in vertraulicher Mittheilung vor dem Könige ablegt. „Vertraue dich nur den Beichtigern und bleibe ihr gehorsamer Sohn, vergebens hoffst du, damit das Volk an dich zu ketten. In dieser Provinz nennt dich eine Secte Auserwählter den lieben frommen König, in jener giltst du für einen stumpfen Pietisten und Kopfhänger, in der dritten für einen pfiffigen Hierarchen, der seine Rolle gut zu spielen versteht. Wo ist jemals das Volk in der Religion einig? und wenn es ist, wer darf gebieten, daß der Fürst diese Religion theile? Jener Christus, auf den die Pfaffen pochen und mit dem wir die armen geplagten Creaturen zu ihrer Beruhigung sich trösten lassen, ist er nicht selbst Plebejer? Weiß er, wie es an den Höfen aussieht? Kennt er die Entbehrungen, welche die Sitte den Fürsten auferlegt hat, und die zur unerträglichen Bürde werden müßten, wenn auch die Schadloshal-

tungen, welche die Etikette duldet, weil sie nicht gegen sie verstoßen, uns genommen werden sollten? Sein Ahnherr David war ein frommer Mann, aber er war König und ein großer Fürst, und was lesen wir von ihm? Nein, nein, mein Freund, Fürstenthum und Christenthum sind unverträgliche Elemente. Wo dieses sich geltend macht, muß jenes in den Hintergrund treten. Mögen die Christen sich begnügen, daß wir es nicht verschmähen, an den Ceremonien ihres Kultus Theil zu nehmen; nimmermehr aber sollen sie fordern, daß wir uns durch ihre Grundsätze fesseln lassen. Was sie Gewissen nennen, ist es nicht bedingt durch die Einsicht, durch die Vorstellung und diese wieder durch den Eindruck der Umgebung, durch größere oder kleinere Verhältnisse? Ist nicht das Gewissen des Philosophen weiter als das des Bürgers? das Gewissen des Beichtigers weiter als das des Beichtkindes, da jener diesem Sünde zu erlassen im Stande ist? Auf den Höhen der Menschheit aber, ist die Aussicht am reinsten, ist die Umsicht die weiteste, die Einsicht die tiefste; hier ist auch das Gewissen ein anderes als in der Bauerhütte."

Dagegen aber findet nun der Volksgeist, der die Monarchie nur als sittliche Macht will, einen eben so radicalen Vertreter in dem alten Grimmhold. „Ich will den Frieden," sagt er, „ich predige nicht den Krieg! Aber frei soll die Menschheit sich entwickeln und zu der Höhe sich erheben können, die ihr zu erreichen überhaupt möglich ist. Das verlange ich von dem Staatsleben, das verlange ich namentlich von unserem Staate, ich verlange es im Namen der Menschheit von Ihnen, Allergnädigster König. Wozu diese ungeheueren Heeresmassen, die der Bürger mit sauerem Schweiß ernähren helfen muß, wozu diese

große Zahl von stehenden Kanonen und Macht aller Befehls-
habern, wenn sie uns nicht einmal den Vortheil gewähren, daß
wir mit Ruhe und Sicherheit innerhalb unserer Grenzen die
möglichste Vollkommenheit anstreben und erringen dürfen? Sind
sie alle nur da, um die Unterthanen in knechtischer Furcht zu er-
halten, damit sie Keiner von ihnen es [illegible], einen
Finger breit von dem Standpunkt früherer Jahrhunderte ab-
zuweichen? Sollen sie nur darüber wachen, daß die Fürsten und
einige erlesene hochgestellte Familien desto ruhiger essen und
trinken und ihren Vergnügungen nachjagen können? Wahrlich!
die Völker wären treu und zufrieden und keins von ihnen würde
an Revolutionen und Umstürzungen des Bestehenden denken,
keinem würde der entsetzliche Gedanke beikommen, gegen das Le-
ben des Landesvaters selbst aufzutreten, wenn Thaten im Lande
geschähen, woran jeder Einzelne sich begeistern und erheben könnte
und die seinen besten Kräften edle Beschäftigung gäben. Die
Feste, die man aufführt, die Paraden, die man sie sehen läßt,
die Schauspiele, die man ihnen gönnt, diese Dinge allein befrie-
digen den erwachten Thatendrang nicht, noch giebt dagegen der
Putz der Prinzen und Prinzessinnen ein Waage haltendes Ge-
gengewicht. Diese erbittern vielmehr oft durch ihr Schlaraffen-
leben, durch Ueppigkeit und Uebermuth das Volk gegen sich.
Das aber ist das Allernothwendigste, was wir von den Fürsten
und den hohen Staatsmännern verlangen, daß sie in sittlicher
Hinsicht unsträflich und ehrwürdig als Muster voranleuchten;
Schaden genug, wenn sie nicht auch durch Talente, Genie, Ge-
schick, Charakter ihre Stellung rechtfertigen können. Die Religion
unserer Tage bietet Stoff genug dar, um die regen Gemüther

auf edle und erhebende Weise zu beschäftigen, und wenn es die Fürsten nun verabsäumen, diesen Stoff zu nützen, so halten wir sie für machtlos, für selbstsüchtig oder für träge. — Dies Ew. Majestät zu sagen, habe ich den günstigen Augenblick ergriffen, und es gesagt zu haben, halte ich für den Triumph meines Alters. Gefällt es Allerhöchstdenselben, mich dafür tödten oder zeitlebens einkerkern zu lassen, hier bin ich, ich fürchte mich nicht."

Was ich über das Abendmahl und den Selbstmord beigebracht, sollte als Probe dienen, wie sich solche Gegenstände ernst und fruchtbar behandeln lassen, auch wenn man, oder vielmehr gerade wenn man von der individuellen Fortdauer in einem Jenseits abstrahirt. Mit Uebergehung einer Menge von Lückenbüßern und Erzeugnissen des Mißmuths erinnere ich vorzugsweise nur noch an die größere von mir herrührende Arbeit über „das christlich-theokratische Princip in Preußen." Diese, von den Unionsversuchen und Confessionsdifferenzen in Schlesien ausgehend, giebt eine vollständige Entwickelung dessen, was nach meinem Ermessen Preußen zu thun hat, wenn es sicher, folgerecht und ehrenvoll auf der einmal betretenen Bahn zum Ziele schreiten will. Zum Verständniß alles Nachfolgenden und um den Leser in den Stand zu setzen, die Motive dieser ganzen Nachschrift aus dem richtigen Gesichtspunct würdigen zu können, hebe ich besonders folgende Stellen heraus.

„Nothwendig gemacht ist die früher oder später zu entwickelnde christliche Theokratie in Preußen durch das von dem Staate recipirte wissenschaftliche System. Indem die von dem Ministerium des Unterrichts und der geistlichen Angelegenheiten berufene und geförderte Philosophie von einem jenseitigen Ver-

geltungs-Gotte abstrahirt, dagegen die Wirklichkeit in allen Verhältnissen aus dem Wesen des gegenwärtigen Gottes vernünftig erkennen und ihre absolute Vernunftmäßigkeit und Göttlichkeit begreifen und darstellen lehrt, hat sie eigentlich damit selbst schon ein theokratisches Princip — welches hier eins mit dem logokratischen — an den Tag gelegt. Die Entschuldigungen, daß doch alles Menschliche nur unvollkommen sei und bleibe, werden dann außer Gebrauch kommen, wenn man im Stande ist, zu zeigen, worauf im speciellen Falle die Unvollkommenheit beruht und wie sie sich heben lasse und wenn der für wahr und gut erkannte, von dem Monarchen ausgesprochene, von den Behörden vertretene, von dem Volke angenommene Gesammtwille durch die Religion zur Festigkeit göttlicher Auctorität sanctionirt ist. So von der Religion geweiht und wahrhaft durchdrungen, müssen aber auch natürlich alle Sphären des kirchlichen wie des weltlichen oder staatlichen Regimentes und also selbst die Politik, die Rechtspflege, die Polizei Manches in sich aufnehmen, was man für gewöhnlich Moral nennt und was man mit diesem Namen nur zu oft für etwas Schlechtes, dem Staatsrecht zu Niedriges ausgegeben hat; denn allerdings muß, wenn es um Erreichung und Darstellung möglichster Vollkommenheit zu thun ist, Gewissen, Gesinnung, Gemüth mit in Anspruch genommen werden, und der Buchstabe des Gesetzes allein kann nicht entscheiden, sondern seine Wahrheit und Recht wollende Deutung und Anwendung. Es wird von Seiten der Oberen eine väterliche Fürsorge und Treue, von Seiten der Untergebenen und Mitglieder Vertrauen und Gehorsam vorausgesetzt, und die besten Fähigkeiten und Kräfte zu entwickeln soll einem jeden Gutgesinnten Gelegenheit

und Vorschub gegeben werden. Unsere Zeit ist Gott lob! unbefangen genug, das Gute, was die Hierarchie von Seiten ihrer organischen Form hat, anzuerkennen, ohne sich dadurch bestechen zu lassen, auch ihren Gehalt und den Zweck, zu welchem sie verwendet worden, zu billigen. Eine Unterjochung der Gemüther, eine Gefangenhaltung der Gewissen, kurz eine Restitution der römischen Pfaffenherrschaft ist bei uns geradezu unmöglich. Der ewige und unsterbliche Gewinn der Reformation bleibt die Freiheit des Gedankens und durch sie sind wir gesichert davor, der Tyrannei des Klerus anheimzufallen, in Aberglauben und Thorheit zurück zu versinken. Allein wenn wir hinsichtlich der Verfassungsform unserer Kirche durch die Institutionen von Bischöfen dem Katholicismus näher gestellt sind, so ist diese Annäherung eines Theils wenigstens billig, da auch die Katholiken in unserem Vaterlande, was Glaube und Lehre anbetrifft, sich uns bereits genähert haben. Anderntheils ist es zur sichern und segensreichen Regierung einer Landeskirche nothwendig, daß der Unterschied, wie von Secten und Parteien, so von Confessionen und ecclesiolis in ecclesia allmälig getilgt werde und möglichst verschwinde. Wegen dieser Nothwendigkeit, welche in dem weniger klaren Verlangen und Wünschen der Menge des Volkes selbst zustimmigen Anklang findet, läßt sich ohne großen Scharfsinn prophezeihen, daß vielleicht nicht zweihundert Jahre vergehen werden, bis Katholiken und Evangelische sich in Preußen zu einer katholisch-evangelischen Kirche vereinigt haben werden. An die Stelle des römischen wird ein germanischer Katholicismus treten, der keinen Protestanten verletzen soll. Dieser Katholicismus wird den Fortschritt in Kunst und Wissenschaft und Lebensführung und

Verfassung nicht nur nicht hemmen, sondern fördern; aber er wird darauf bestehen, daß diese Fortschritte organisch sich entwickeln und niemals partiell geschehen, sondern gleichmäßig von der Gesammtheit des Volkes ausgehen, veranlaßt und begonnen vom Haupte des Ganzen und von da aus durch alle Organe folgerecht die Gesammtheit durchdringend. Der König wird der oberste Bischof der Nationalkirche nicht nur sein, sondern als solcher auch erscheinen und vorkommenden Falls fungiren, und wie in den übrigen Collegien der Justiz, des Kriegs, der Polizei, so wird in den geistlichen Angelegenheiten und namentlich in den Consistorien einer jeden Provinz der fachkundige Geistliche präsidiren und das Collegium repräsentiren."

„Daß Jesus ganz und wesentlich, wie er ist, ganz und wesentlich von den Menschen erfaßt und angeeignet werde, das ist seine Verklärung, das ist offenbar der Sinn des Genusses in der Abendmahlsfeier. Etwas Anderes hat Jesus bei der Einsetzung des Abendmahles mit den Einsetzungsworten selbst nicht meinen können, oder er hätte sich, wie er da am Tische saß, von den Jüngern leibhaftig zerstückeln und verzehren lassen müssen."

„Es ist eine durch Erfahrung bewährte Thatsache, daß das, was der Mensch aus freiem Entschlusse unternommen, ihn nicht nur glücklicher in seinem Sinne, sondern auch kräftiger und stärker macht, weil, was er mit Vorliebe erfaßt hat, ihn wiederum stärker ergreift und inniger durchdringt. Niemals sind Entschlüsse, die nach Vorschrift gefaßt werden, denen an Stärke und Wirksamkeit und Nachhaltigkeit gleich, welchen die gleichlautende Vorschrift nachfolgt. In der Freiheit des Volkes kommt erst seine Bildung, seine Kraft, sein guter Wille zu Tage, und

je freiere Völker ein Regent ertragen kann, desto mächtiger ist er. Die Regierungskunst besteht dann darin, daß die Freiheit des Regenten mit der des Volkes nicht mit gleichen Schritt hält, sondern daß sie wo möglich dieser noch zuvorschreite. Sodann ist nicht zu läugnen, daß es Zeiten des Ueberganges giebt, auf welche der Maaßstab des Systems keine Anwendung leidet und wo die systematische Einordnung in das Bestehende und die Vermittelung des Neuen mit dem Alten von der Zeit erwartet, mit der Zeit vollbracht werden muß. Ist die nächste Geburt einer solchen Krisis nur eine Zwittergestaltung, was kann sie der Regierung schaden, sobald diese sich nur die Mühe nehmen will, sie zu studiren und sie nach ihrer Eigenthümlichkeit zu handhaben? Jeder Stillstand ist ein Rückschritt, jeder Fortschritt ist Gewinn, erfordert es zu seiner Vollendung auch noch einen doppelten oder dreifachen Fortschritt. Jedes Zeitalter will aus sich beurtheilt, begriffen, behandelt sein. Acte, wie Carls des Großen Sachsentaufe, sind heut zu Tage eben so unmöglich als unnöthig, und jede eigene patriotische Unternehmung des Volkes ist an sich schon ein Entgegenkommen für das Princip und die Absicht einer weisen Regierung."

„So gewiß ein jedes Land sein von andern unterschiedenes Regierungs-, Verwaltungs- und Bildungs-Princip haben kann, so gewiß hat Preußen hierin seine ihm eigenthümliche Maxime, und eben diese ist es, welche die Nation sowohl unter sich zusammenhält, als an das erlauchte Königshaus kettet. Preußen ist ein auf die Macht der Intelligenz begründeter und durch sie erhaltener Staat; dieses zu wissen, ist die Befriedigung derer, die neu diesem Reiche einverleibt wurden. Man nehme diese Macht

hinweg, und das Ganze wird entweder wieder in sich zerfallen und andern Nationen zur Beute werden, oder es wird zu einem durch blinde Gewalt der Waffen sich ausstreckenden Koloß aufsteigen, der, indem er sich fortwährend materialisirt, den Geist (an den Leib) aufgiebt. Dieser Gesichtspunct muß von andern Mächten respectirt werden, und ist von ihnen bereits respectirt worden. Wenn Oesterreich seine Preßgesetze schärfte, seine Bücherverbote häufte und mehrte, so war es vergebliches Bemühen, Preußen zu gleichen oder ähnlichen Schritten zu vermögen. So sehr ist das Volk hier politisch organisirt, daß Alles von selbst seinen guten Gang geht, und das Geschäft der Regierung ist nur das glückliche, fördern zu müssen, nicht aber hemmen zu dürfen. Wenn nun aber im weiteren Laufe der Zeiten das Christenthum, wie es in der Bibel sich darstellt, sich als ungenügend und unzureichend für die religiösen Bedürfnisse der Menschheit ausgewiesen, wenn über die Bibel hinaus die Vernunft als Erkenntnißquelle der Glaubens- und Lebenswahrheiten sich nothwendig gemacht hat: so dürfte nun durch die Vernunft auch die Tradition wieder zu ihrem Rechte gelangen und als etwas, das mit der Bibel gleiche Wichtigkeit und gleichen Werth hat, in Anschlag kommen, so daß die Lehre Christi und der christlichen Kirche als eine ununterbrochene Kette der Tradition betrachtet wird, in welche Manches mit übergegangen ist, was vor der denkenden und begreifenden Vernunft nicht Probe hält. Die Lehre der Apostel, wie die aller bedeutenden Kirchenlehrer, ist demnach der Kritik der Vernunft zu unterwerfen, und hat von dieser zuvor ihre Sanction zu empfangen, bevor sie Anspruch machen kann, allgemein angenommen und befolgt zu werden. Und umgekehrt

ist die Wahrheit, von welcher Seite her und von wem sie auch kommen mag, schon als solche heilig zu erachten, und steht somit in ihrer Würde keiner Auctorität nach, auch der Auctorität Jesu Christi nicht, denn er gerade hat die Wahrheit zum Gipfel- und Centralpunkt der Religion gemacht."

„Die Vertretung der Nation durch gebildete und wohlmeinende, aus ihrer Mitte von ihr selbst gewählte Deputirte gewährt ohne Zweifel den Vortheil, daß die Regierung fortwährend über den Nothstand des Volkes Erfahrungen sammelt, und daß sie diesem abzuhelfen beständig Anstoß empfängt. Allein um wirklich zu handeln, um helfend und bessernd einzuschreiten, dazu gehört nicht nur Kenntniß der Lage, sondern vielmehr noch der gute Wille. Wenn dieser fehlt, helfen alle Volksdeputirtenversammlungen nichts, und um den guten Willen zu erzeugen, wird demnach so viel als möglich immer auf den Einzelnen eingewirkt werden müssen. Ueberdieß fehlt es wenigstens bei uns nicht der Regierung an Mitteln, sich die genaueste Kenntniß von dem, was das Volk in Masse, oder das eine und andere Individuum beengt und drückt, jeden Augenblick zu verschaffen, so wie andererseits einem Jeden, der nur den ernsten festen Willen hat, einen vernünftigen Gedanken in das Leben zu stellen, der Weg zu den hohen und höchsten Behörden und zu dem Monarchen selbst offen steht. Endlich scheint es, als wenn zur Zeit, namentlich in dem begüterten Bürgerstande, noch zu wenig Interesse für Oeffentlichkeit und Gemeinsamkeit der kirchlichen und politischen Berathungen und Verhandlungen herrscht, als daß sich von einer solchen Repräsentativverfassung für die Förderung des nationalen Lebens schon etwas Erkleckliches hoffen ließe. Für zeitgemäßer

und wünschenswerther darf man es halten, daß der Schutz- und Hülfsbedürftige Muth und Geschick genug habe, alle Instanzen zu durchgehen, oder, wenn periculum in mora, sich sogleich an die höchste Instanz zu verwenden, und daß andererseits jeder hohe und höchste Beamte zugänglich, leutselig und wohlwollend genug sei, um anzuhören, zu prüfen und möglichst schnell zu entscheiden. Eine einzige kurze Audienz kann mehr wirken, als zehn Bittschriften."

„Nur von einer Seite her kann auch die beste Beamtenherrschaft doch einen Mangel haben, der, je weniger er vielleicht für den nächsten Augenblick und der einzelnen bestimmten Individualität fühlbar ist, doch für die Zukunft und für das Leben des Ganzen Nachtheil und Gefahr bringen kann. Dieser Mangel liegt darin, daß die Aemter nicht erblich sind, und wenn nicht ein viel größerer Schade geschehen soll, niemals erblich sein müssen. Allein das Leben des Volkes in Staat und Kirche ist nicht ein Leben von Einzelnen nur, es ist auch ein Leben der Familien, und durch sie ist es, daß der Organismus des Ganzen an seiner eigenen Zukunft sehr interessirt ist. Man kann es nicht läugnen, durch den Verband der Glieder einer Familie und durch den verschiedener Familien unter einander constituirt sich der eigentliche Körper alles politischen Lebens, und durch das Ineinandergreifen solcher Verbindungen regt und regiert sich das Ganze. So pflegen auch in dem größesten Lande unter cultivirten Völkern solche freundschaftlichen und verwandschaftlichen Verhältnisse von der Obrigkeit selbst vorzüglich berücksichtigt zu werden, um den Einzelnen zu dieser oder jener Handlung zu bewegen. Ehrgeiz, Eifersucht, Vorliebe, wie Mißgunst, werden als Triebfedern und Hebel

benutzt; alle diese Leidenschaften aber existiren nur bei denen und in Verhältniß zwischen solchen, die einander bekannt sind und sich selbst in Beziehung zu einander gestellt haben. Ein ähnliches Verhältniß waltet nun positiver Weise ob zwischen Clienten und Gönner. Niemand kann im Staate, in der Kirche etwas Bedeutendes unternehmen, ohne von irgend einem oder einigen Beamten tolerirt oder protegirt zu sein. Geht aber nun die Abhängigkeit dessen, der die Wohlthat des Schutzes empfängt, von demjenigen, der ihm den Schutz angedeihen läßt, so weit, daß jener ohne diesen nichts mehr ausrichten und ohne ihn sich nicht erhalten kann: so ist damit oft das Herrlichste und das für die Gesammtheit Wichtigste allein auf die Lebensdauer dieses einzelnen Beamten beschränkt und mit seinem Tode fällt entweder Alles wieder in Nichts zusammen, oder es bildet sich, wenn die Familie des Verstorbenen die Grundsätze ihres Ahnherrn mit dessen Mitteln zugleich erbt, eine Aristokratie aus, welche die Macht des Regenten schwächt und dem Volke nachtheilig werden kann, weil nun die Macht der Entscheidung nicht mehr auf einem Einzigen, sondern auf Mehreren beruht, von denen man nicht voraussetzen kann, daß sie immer unter sich einig sind. Danach scheint es nun das Gerathenste, daß alle für die Nation im Ganzen bedeutendere und einflußreiche Angelegenheiten in ihrer Wurzel von der Person des Monarchen und von der Persönlichkeit seiner Familienglieder, die mit der Macht auch zugleich den Beruf und das Recht erben, dependiren. Wenn der Monarch in eigener Person seine Länder bereist, oder wenn als seine Stellvertreter die ihm anverwandten und an sein Interesse gebundenen Fürsten, durch das Land hin vertheilt, ein jeder nach seinen Fähigkeiten für Je-

dermann zugänglich an der Verwaltung Theil nehmen: so scheint dies für das Volk die glücklichste Auskunft zu sein, und sie ist zugleich ächt theokratisch, sofern man Ursach hat, in der Naturnothwendigkeit fürstlicher Abkunft ein unmittelbares Zeugniß des Schöpfers und eine göttliche Sanction anzuerkennen. Aus diesem Gesichtspuncte läßt sich der Einwand, den bürgerliche Aristokraten gegen die Machtvermehrung des Königs zu machen pflegen, so leicht erledigen, als die Beschwerde des Adels, daß er auf diese Weise seine ganze Bedeutung einbüße. Jene meinen, wenn auf der Person des Königs so viel beruhe: so sei der ganze Organismus des politischen Lebens, in welchem doch allein die Nothwendigkeit, die Vernunft herrschen solle, dem Zufall preisgegeben, und mit jedem Regentenwechsel ständen dem Lande allerlei schädliche Aenderungen bevor. Noch mehr Gefahr sei vorhanden, wenn der Thronfolger zufällig ein schwachköpfiger, launenvoller, unwissender Mensch sei. In solchem Falle müsse alsdann der Organismus der ihm zunächst stehenden, unter sich verbundenen Aristokraten beschränkend einschreiten, oder es müsse vielmehr auch ohne ihn Alles seinen Gang fortgehen. Hiergegen läßt sich nur bemerken, daß es höchst seltsam ist, warum, wenn überall auf die Persönlichkeit ein so großes Gewicht gelegt wird, dies da, wo die Person am wichtigsten, die Persönlichkeit am nöthigsten sich zeigt, nicht geschehen soll. Dem Zufall, d. i. hier dem Irrthum, kann am Ende auch die Besetzung der Aemter nicht ausweichen, und bei jedem Thronfolger ist doch wenigstens noch eine Bildung seiner Persönlichkeit gedenkbar und überall angestrebt. Macht doch lieber Einfluß und Macht da geltend, wo es sich um Rein- und Gut- und Starkerhaltung der Prinzen handelt. Und

wenn denn in einer vernünftigen Politik Alles den Charakter der Nothwendigkeit tragen soll: so ist auch dahin zu sehen, daß sie auf einer nothwendigen Grundlage beruhe, die gerade in der fürstlichen Geburt von der Natur vorgezeichnet, von der Erziehung verfolgt und ausgebildet erscheint. Der Adel aber ist hinsichtlich seiner eigenen Besitzungen, und wenn er arm, hinsichtlich seiner Connexionen in dem nämlichen Falle, und behält in Rücksicht hierauf seine Bedeutung und Wichtigkeit für das Leben des Ganzen vollkommen. Er vererbt zu Gunsten der Krone, und damit zu Gunsten des Volkes, seinen Einfluß auf die Willensbestimmung und Regierung der ihm Untergebenen oder mit ihm Verbundenen auf die nachfolgenden Generationen der Familie, und sichert so schon die Zukunft des Staates und der Kirche, wie es der Bürger als solcher nicht kann. Diese unparteiliche Anerkennung, welche bei einer demokratischen Tendenz nicht möglich ist, können wir vom theokratischen Standpuncte aus mit aller Ruhe und mit vollkommen gutem Gewissen allen Parteien gewähren."

„Das allerdings bleibt nicht nur wünschenswerth, sondern wird sich mit der Zeit immer mehr als nothwendig ausweisen, daß der jedesmalige Thronfolger, um einst das höchste Episcopat zu behaupten, in seine Studien auch das Nothwendigste der Theologie und Philosophie aufnehme, und, wie jetzt einen juristischen, cameralistischen, militairischen und diplomatischen, so auch künftig einen geistlichen Cursus durchmache, damit der König vorkommenden Falles auch als Patriarch geistlich fungiren könne."

Hiermit, hoffe ich nun, mich über mein Preußenthum — der Gesinnung nach — hinlänglich und allen Betheiligten ein-

leuchtend ausgewiesen zu haben. Ich werde im Nachfolgenden zeigen, daß ich es bei der guten Gesinnung, womit sich heut zu Tage so gern Scribenten breit zu machen pflegen, nicht habe bewenden lassen, daß ich vielmehr auch zur That geschritten bin; und in einer Weise, wie es mir noch von Niemanden in meinen Verhältnissen vorgethan worden ist, auch nicht leicht wieder von Jemanden nachgethan werden wird.

Dem zweiten Jahrgange des Propheten widmete ich nur wenig eigene Thätigkeit. Indeß habe ich mit Lust und Liebe jenen Briefwechsel geschrieben über den Begriff Gottes. („Der Gott der Wirklichkeit in seinem Wesen, seinen Eigenschaften und Werken. Correspondenz zwischen den Freunden“). Es war meine Absicht hier, in popularer Form den Begriff wie ein Rechenexempel zu construiren. Soll Gott begriffen, gedacht, nicht angebetet, empfunden oder blos vorstellig gemacht werden: so unterliegt dieser Begriff, wie jeder andere, der Gliederung und der Zergliederung und wird zu einer Gedankenbestimmung. Das Sein Gottes als des die Welt schaffenden, erhaltenden und regierenden Geistes ist hier vorausgesetzt und darum nicht erst bewiesen. Dagegen ist aus jener einfachen Voraussetzung — d. i. Unterscheidung des Geistes der Welt von der Welt selbst — im Wege logischer Deduction, aber popular nachgewiesen, wie wir uns ihn in seinem Verhalten zur Welt und zur Menschheit zu denken haben. Die Correspondenten sind wieder die Hauptfiguren des Gesprächs über die neue Unsterblichkeitslehre und unter ihnen auch eine Dame. Vielleicht ist davon Veranlassung genommen, diesen Artikel unter denjenigen mit aufzuführen, mit welchen später das Verbot gegen die Fortsetzung des Propheten motivirt erschien. Die Schlußartikel „Jesus in seiner

Chyra“ und „der verbesserte Weltverbesserer“ kamen nicht mehr zur Ausführung. Ich selbst lege auf diese Anfänge kein Gewicht und habe mich nie entschließen können, sie wieder aufzunehmen.

Im Ganzen sollte ich an meinen Unternehmungen wenig Freude erleben. Wenn ich mir Alles ruhig vergegenwärtige, kann ich mich nicht genug wundern, daß ich im Kampf mit endlosen Chikanen, Machinationen, Processen, öffentlichen Angriffen, förmlichen Belagerungen und Brodentziehungen nicht geistig untergegangen bin. Die literarischen Fehden mit Weiße, Fichte, Goeschel, und manchen Andern, die einen nicht unbedeutenden Theil des Propheten füllen, fand ich in Ordnung, wie heftig und bitter sie sich gestalteten. Die auf mich gehäuften Schmähungen ertrug ich mit Ergebung und Ruhe, weil ich sie vorausgesehen. Tiefer schmerzte es mich, Rosenkranz gegen eine Sache Partei ergreifen zu sehen, die, wie sie geworden, in dem Maaße auch als die seinige mit erscheinen mußte. Man wirft am Ende eine zwanzigjährige Freundschaft nicht wie einen abgetragenen Mantel von sich. Rosenkranz hat sich hinterher meiner Person angenommen gegen Verunglimpfungen, wie sie von der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung ausgingen. Ich dagegen habe ihn dieser Tage in Königsberg besucht und gesprochen, nach 13 Jahren zum ersten Male wieder; und gefunden, daß er privatim meine Ueberzeugung theilt, wie zu jener Zeit, da er Privat-Docent in Halle war, daß er aber publice eine solche Unsterblichkeits-Lehre noch nicht vorzutragen wagt, weil er, wie er sich ausdrückt, mit sich noch nicht darüber fertig sei, ob nicht das Selbstbewußtsein als etwas Ideelles das individuelle Leben überdauere. Hiergegen habe ich nur zu erinnern, daß das uns überdauernde Selbstbewußtsein sich

rücksichtlich unserer nach unserem Tode doch nicht anders manifestiren wird, als es sich bereits in und durch uns manifestirt in Rücksicht auf die, welche uns im Tode vorangegangen sind, — Fortdauer im Bewußtsein der Nachwelt, ewiges Leben im Leben des Ewigen. Ueberhaupt sind wir als Bewußte doch nur Form und Fassung des Begriffs; erst als Gewußte werden wir Gehalt desselben, bilden das Selbstbewußtsein der Uns-Wissenden und leben so ideeller, nicht individueller Weise fort.

Mein unverwüstlicher Humor ließ mich die Seelenleiden verschmerzen, die mir aus jenen wissenschaftlichen Kämpfen erwuchsen. Allein die literarischen Angriffe waren leider von materiellen begleitet, die mir bürgerlich den Tod zu bringen drohten. — Mein Name war in die Firma der Buchdruckerei aufgenommen. Hierauf entstanden in kurzer Zeit hintereinander 4 neue Buchdruckereien in Breslau. Jedes neue derartige Institut pflegt schon deshalb oft bevorzugt zu werden, weil es neue Schriften mitbringt. Zwei davon waren überdies mit sehr bedeutenden Mitteln ausgestattet. Sie gewannen mir sehr bald einige meiner „Ewig-Getreuen" ab und durch diese alsdann auch meine Kunden. Unsere Officin vereinsamte, ja wir hatten bald so wenig zu drucken, daß wir nicht einmal diejenigen recht beschäftigen konnten, denen wir auf Lebenszeit verpflichtet waren. Jetzt galt es, die Reserven heranzuziehen. Indeß sollte doch vor dem neuen Kampfe erst noch der Weg der Unterhandlung versucht werden. Ich reiste nach Magdeburg, aber über Berlin, um hier dem verewigten Minister von Altenstein aufzuwarten. Das Resultat einer fast einstündigen Audienz, die meinerseits mehr ein Sondiren als Ambiren zum Zweck hatte, waren ohngefähr die

Worte: „Ihre Schriften haben in unserem Ministerium großes Aufsehen erregt, aber empfohlen haben Sie sich uns damit keinesweges. Wenn Sie jetzt noch in Preußen ein Amt suchen, so müssen Sie alles Frühere, wenn nicht zurücknehmen, so doch mit Vergessenheit begraben. Wir stellen auch freisinnige Männer an, aber nach den Gegenden.“ Nicht undeutlich wurde mir zum Schluß Rosenkranz als Muster aufgestellt und ich an ihn gleichsam als an meinen zukünftigen Lehrer verwiesen. Ich empfahl mich mit dem Scheine der Unentschiedenheit. Indeß hatte ich meinen Entschluß gefaßt und wünschte mir Glück, daß Se. Excellenz sich wenigstens so offen und unumwunden gegen mich erklärt hatten.

Ich holte mir von Magdeburg meinen Bruder, einen jungen Mann, der damals eben 20 Jahre alt geworden war. Ich hatte ihn schon früher in meine Pläne eingeweiht, und es war zwischen uns verabredet, daß, wenn er seine Lehrzeit in der Creutz'schen Buchhandlung beendet haben würde, wir in Breslau zusammen eine Verlagshandlung etabliren wollten, die, wenn er aushielte und sich gefiele, später sein alleiniges Eigenthum werden sollte. Er kam, das Geschäft ward etablirt, wir verdruckten theures Lehrgeld und fühlten uns bald eben so beengt wieder, wie zuvor. Ihm sank vor der Concurrenz, mit der wir zu kämpfen hatten, binnen Kurzem so sehr der Muth, daß er die Gelegenheit zu einer Association, die sich ihm in Magdeburg darbot, ergriff und nach der Vaterstadt zurückkehrte. Dieser Schritt schlug, wie ich es vorhergesagt, zu seinem Verderben aus und machte demnächst auch den alten, noch lebenden Vater unglücklich, so daß mir auch noch der Schmerz aufbehalten blieb, den Mann, der sich für

seine Kinder aufgeopfert, in seinen Siebziger Jahren in das Schuldgefängniß wandern zu sehen, aus welchem ich ihn wiederum nur mit Preisgebung dessen befreien konnte, was mir einmal als väterliches Erbtheil werden sollte.

Um Form und Specialitäten der Geschäftsführung hatte ich mich bisher nicht gekümmert. Jetzt mußte ich es. Der Abgang meines Bruders kam unerwartet und traf gerade in die Ostermeßzeit (1835). Wollte ich nicht Alles fallen lassen, so mußte ich mich einstudieren. Dies machte mir große Mühe, wie denn überhaupt der Verlagsbuchhandel ein äußerst beschwerliches Geschäft ist, das noch dazu, wenn es nicht mit großen Fonds und mit Erfolg betrieben wird, wenig lohnt. Zu meinem Glück ward gerade um diese Zeit der Prophet verboten, eine Wohlthat für meine Casse, wie für meine Seelenruhe. Jedoch hatte ich noch lange nachher an Preß- und Injurienprocessen zu käuen. Ich hatte nämlich einmal zwei Nummern des Propheten ohne Censur ausgegeben und in einem Theater-Artikel, der aber die Censur passirt war, die öffentliche Usurpation eines fremden Geistesproductes einen literarischen Diebstahl genannt. Dafür ward mir in zwei Instanzen eine mehrmonatliche Gefängnißstrafe zuerkannt, welche nur durch die Humanität der resp. Vorgesetzten, deren Vermittelung ich ansprach, namentlich mittels Befehls Sr. Excellenz des Herrn Oberpräsidenten Dr. von Merckel, aufgehoben wurde. Indeß hatte ich nahe an 200 Thaler Kosten zu tragen.

Gegen Ende des Jahres kam die Einleitung eines Unternehmens an mich, das eine neue Aera in meiner buchhändlerischen, wie in meiner schriftstellerischen Laufbahn begründen sollte; ich meine die Geschichte des deutschen Freiheitskrieges von 1813 bis

1815. Ich ergriff dieses Thema, dem ich mich schon auf der Schule zugeneigt, mit der größten Lebhaftigkeit und verfolgte es mit allem Eifer und ganzer Energie, nicht allein, weil ich hierin die Möglichkeit sah, für die Tausende, die ich dem öffentlichen Wohl zum Opfer gebracht, endlich einmal eine Art Vergütigung zu gewinnen, sondern weil ich deutlich erkannte und es tief empfand, daß in der Errungenschaft jener großen Zeit für die Form, wie für den Zweck meines reformatorischen Treibens vorerst allein Berechtigung und Ermächtigung zu suchen sei. In dieser Weise habe ich mich in der im März 1837 geschriebenen Vorrede zur ersten Auflage des ersten Bandes darüber ausgesprochen. „Was den Charakter unserer Zeit überhaupt anbelangt," heißt es daselbst, „so weiß ich sehr wohl und glaube dies größtentheils durch meine bisherigen schriftstellerischen Productionen hinlänglich belegt zu haben, daß wir gegenwärtig nicht auf einen nach außen hin durch die Gewalt der Waffen zu erringenden Frieden, sondern vielmehr auf eine von innen her durch wissenschaftlichen Kampf zu ermittelnde Befriedigung der vorhandenen religiösen und politischen Gegensätze angewiesen sind. Allein wenn das Ziel einer solchen Bestrebung das sichere Anrecht unserer Gegenwart auf die nächste Zukunft bleibt: so darf mit gleichem Rechte die jüngst vergangene Zeit an uns die Forderung machen, zuvor in ihrer ganzen Bedeutung beachtet, begriffen und beherzigt zu sein, ehe wir zu neuen Zielen neuen Bahnen folgen. Ohne diese Rücksicht auf die vorhandenen Grundlagen zu nehmen, kann man der Idee die beste Lebensblüthe aufopfern und dennoch die Erfahrung machen, ein offenes, halt- und schutzloses Gebäude hingestellt, ein Schloß in der Luft gebaut zu haben. Die Basis

unserer Zeit aber für das Leben im Staate, ohne welches auch keine vaterländische religiöse Entwickelung und kirchliche Gestaltung mehr gedeihen mag, bilden ohne Zweifel die Kriege vom Jahre 1813 bis 1815, und besonders der durch sie erwirkte Friede, der indeß ohne die Einsicht in jene weder recht zu verstehen und zu würdigen, noch mit wirklichem Erfolge anzuwenden ist. Die durch die Ereignisse jener Zeit in das Leben getretenen Bestimmungen sind für uns, die Spätergekommenen, Bedingungen unserer Wirksamkeit; Personen, Zustände und Verhältnisse aus jenen Jahren sind die unsere Gegenwart haltenden Auctoritäten, unter deren schirmender Hand der Zukunft junges Leben sicher geborgen emporkeimt."

Nach der Theilnahme, die ich mit diesem Unternehmen bei dem preußischen Volk und später persönlich bei dem deutschen Publicum überhaupt gefunden, hat es sich gezeigt, daß jene Hoffnung keinesweges eine chimärische war. Wäre mir von der Krone Preußen, zu der das Werk in so naher Beziehung stand, da es dem hochseligen König — diesen Ausdruck habe ich in neuerer Zeit adoptirt — zugeeignet war, wäre mir von der Krone Preußen oder der preußischen Regierung eben so eine verhältnißmäßige Rücksicht bewiesen worden, so würde ich mich nicht nur früher schon meinen theologischen und philosophischen Arbeiten haben wieder zuwenden können, sondern ich würde außerdem noch vielleicht 4 bis 5000 Thaler erübrigt haben, während ich jetzt beinahe eine eben so große Summe Andern verschulde und nicht weniger aus eigenen Mitteln zugesetzt habe. Was ich unter jener Voraussetzung binnen 2, höchstens 3 Jahren umgesetzt hätte, habe ich so nur in 6 bis 7 Jahren unterbringen können; welch'

einen bedeutenden Unterschied das ergiebt, ist leicht zu begreifen. Ich habe also von Neuem Tausende von meinem eigenen und von Anderer Vermögen geopfert, acht Jahre hindurch Talent und Fleiß, meine heiligsten Wünsche, meine zartesten Verhältnisse, Hunderte von Nächten meinen Schlaf und zuletzt selbst meine Gesundheit dem preußischen Interesse hintangesetzt und damit bis jetzt nichts weiter errungen, als daß mir zwischen endloser Furcht und Hoffnung, zwischen einem Heer von treibenden Gläubigern und einem nur durch Ambition — im eigentlichsten und etymologischen Wortsinn — zu gewinnenden Publicum die nackte Existenz gelassen und einige Wochen im Jahre meine Frau und meine sechs Kinder zu sehen gestattet ist. Deutschland ist Zeuge gewesen meiner beispiellosen Anstrengungen; Tausende von Männern aus der Blüthe der Nation sind mit theilnehmendem Blick meinem Pilgerzug von der Oder bis zum Rhein, vom Bodensee bis nach der Nord- und Ostsee, kurz bis an die äußersten Grenzen des Vaterlandes gefolgt. Ihnen, wie meiner Familie, meinen Gläubigern und mir selbst, ja in letzter Instanz Gott und der Menschheit bin ich es schuldig, öffentlich zu sagen, wie es mir mit diesem vaterländischen, vorzugsweise preußischen Unternehmen in Preußen ergangen ist.

Die Einleitung dazu kam unter Insinuationen an mich und meine ersten schriftstellerischen Bemühungen dafür wurden von sacherfahrenen und einflußreichen Männern in einer Weise unterstützt, daß es erlaubt war, zu glauben, man wolle mir von oben her wohl und werde es gern sehen, wenn ich mich darum bewürbe, das Werk der Allerhöchsten Person des Königs zu dediciren. Ich ging hierauf ein und erhielt nach den nothwen-

digsten vorbereitenden Schritten eine bejahende Antwort aus dem Cabinet. Das Werk erschien in Lieferungen von fünf Bogen, und so reichte ich es auch dem Könige ein, jedoch jedes Heft in einem sogenannten Prachtbande. Es zog sich mit der Vollendung gar sehr in die Länge. Die Stahlstecher arbeiteten langsam, von den Subscribenten sprangen daher Hunderte nach den ersten Lieferungen ab. Alle Requisiten der Abfassung, wie der äußeren Herstellung, fanden sich in Berlin, nicht in Breslau. Ich mußte deswegen öfter selbst nach Berlin reisen und dort längere Zeit verweilen. Das Alles kostete viel Geld. Zwölf hundert Thaler hatten wir zu diesem Werke bereits aufgeliehen und verdruckt. Mehr als dies lief in creditirter Rechnung. Die Bemühungen des Buchhandels erwiesen sich, wie beim Propheten, äußerst winzig. Ich bekenne, daß seit 1836 im Wege des gewöhnlichen Buchhandels nicht 300 Exemplare vom Freiheitskriege umgesetzt sind. Es ist mir nicht nur für die von mir selbst verfaßten, sondern schlechthin für alle meine Verlagsartikel von den buchhändlerischen Collegen dieselbe Lauheit oder Einflußlosigkeit bewiesen worden. Die Corporation handelt in dieser Beziehung gegen mich gerade, wie ein Vorgesetzter, oder als wäre sie das Organ desselben, immer Hoffnung erregend, immer mit Rivalen fürchten machend, um ohne eigene Mühe und Gefahr Nutzen und Gewinn zu ziehen. Trotz Inseraten, Circularen, Bitten und Versprechungen habe ich noch in keiner Messe mehr vom gewöhnlichen Buchhändlerbetriebe empfangen, als etwa die Kosten der Geschäftsführung, und oft diese nicht einmal. Dagegen habe ich nachweislich den Herren allein für die durch meine eigene Betriebsamkeit erworbenen Abonnenten zum Freiheitskriege über 10,000

Thaler Rabatt zugewiesen. Hätte ich ungehindert auf meine eigene Firma nur in Preußen reisen und Subscribenten sammeln lassen dürfen, so sparte ich diesen Rabatt entweder ganz, oder ich hätte wenigstens Dank dafür geärndtet, während man so wohl noch eine Protectionsmiene gegen mich annimmt, auch unfrankirt und oft sehr vornehm an mich schreibt, als müsse ich mich eigentlich für genossene Wohlthaten bedanken und mir etwas dafür gefallen lassen.

Einstweilen suchte ich meine Hülfe bei dem Könige. Durch die Einreichung des Werks in Lieferungen hatte ich mir den Weg gebahnt zu einer Correspondenz mit dem Cabinet, die ich nicht ungenutzt lassen wollte. Bereits bei der vierten Lieferung bat ich um einen Vorschuß, da mein Credit bei den Breslauer Capitalisten erschöpft schien, ward aber damit ganz und gar abschläglich beschieden. Bei der siebenten bat ich, dem Ketzerberg in Breslau, einer Straße, die mit der Kirchgasse, der neuen Gasse und der heiligen Geiststraße grenzt, und in der ich nach meiner Rückkehr meine Wohnung gefunden, den Namen „neue Kirchgasse" zu geben, oder zu genehmigen, daß ich mich von Breslau nach Berlin übersiedelte. Das Erstere ward mir abgeschlagen, vom Andern wurde ich dringend abgerathen. Indeß erlaubte ich mir in diesem letzteren Puncte allerunterthänigst nach meiner eigenen Einsicht und Kenntniß der Verhältnisse zu handeln. Wenn aus meinem Werke etwas Ordentliches werden, es dem Könige selbst Ehre machen und zweckmäßig verbreitet werden sollte, war es unumgänglich, daß ich meinen Wohnsitz in Berlin nahm. Hier mußte auch am letzten Ende entschieden werden, was die Welt, was ich selbst von der preußischen Großmacht in Bezug auf

das reformatorisch-theokratische Princip erwarten und verlangen dürfe und was nicht.

Nach dem, was vorangegangen, durfte ich mich nicht wundern, daß mein Umzug sehr viel Mißliches hatte; es fand sich aber dessen bald mehr, als nach meiner Ansicht für mich nothwendig war. Ich wurde wegen der Censurvergehen, deren ich mich in Breslau schuldig gemacht hatte, die aber dort schon längst erledigt waren, gegen $\frac{5}{4}$ Jahre hingehalten, ehe ich die Concession zum hiesigen Etablissement erlangen konnte, und ich war schon im Begriff, wieder nach Breslau zurückzukehren, als sie mir „auf Allerhöchsten Befehl" von den betreffenden Ministerien im Wege der „Gnade" ertheilt ward. Ich hatte mich nämlich, nachdem ich $\frac{3}{4}$ Jahre gebraucht hatte, alle Instanzen zu passiren, allerdings zuletzt an Se. Majestät den König gewendet und dabei von der zweiten Auflage des Freiheitskrieges den 1sten Band allerehrerbietigst eingereicht. Statt aller Antwort kamen mir zunächst 100 Thaler aus dem Cabinet, worauf ich dann mit dem Dank für solch ein unerwartetes und unverdientes Glück noch einmal und zum letzten Male in dieser Angelegenheit supplicirte, was eben den gemeldeten Erfolg hatte. Auch bei Einreichung des 2ten Bandes ward mir ein Cabinetsgeschenk von 100 Thalern; für den 3ten Band dagegen nur ein einfaches Dankschreiben, und als der 4te, der das Werk beschließt, erschien, war der König bereits nicht mehr unter den Lebenden. Während dessen hatte ich noch öfter wieder die Feder angesetzt, ein Darlehn oder die Erlaubniß, im Preußischen reisen lassen zu dürfen, von den resp. hohen Behörden oder aus dem Cabinet zu erlangen, indeß jedes Mal ohne Erfolg.

Meine Lage war um diese Zeit — 1838 bis 1840 — die peinvollste von der Welt. Ohne reisen und sammeln zu lassen, konnte ich selbst weder bestehen, noch das Werk zum Ziele führen. Individuen für solche Reisen fanden sich genug; aber sobald sie erfuhren, daß unser Vorhaben nur unter der Hand auszuführen sei, schracken sie zurück und dankten. Andere, welche die Noth zwang, einen Versuch zu machen, waren liederliche, unzuverlässige oder ungebildete Menschen, die dann auch nichts ausrichteten. Ein alter Mitkämpfer, gelernter Kaufmann und ehemaliger Officier, der mir in Schlesien gute Dienste geleistet hatte, wagte noch manche Reise innerhalb der preußischen Grenze; allein da er der Einzige war, der sich dem unterzog, so wurde er auch äußerst pretiös, reiste nur, wenn es ihm und so lange es ihm gefiel, und ward mir außerdem oft, wenn er im besten Zuge war, von den Regierungen und Localbehörden plötzlich nach Hause geschickt, mit der Weisung, er treibe unerlaubte Geschäfte. Inzwischen verstrich die Zeit. Die Exemplare waren gedruckt. Der Verdienst ward aufgezehrt. Drucker, Papierhändler, Stahlstecher, Buchbinder, Wirth, Schneider und Schuhmacher u. s. w. verlangten ihr Geld. Wechsel, Klagevorladungen, Executions-Androhungen und Ausführungen umlagerten mich. Im Vertrauen, daß es doch einmal besser werden müsse, hatte ich eine Anleihe gewagt. Ein Nachbar und Freund hatte mir noch 1500 Thaler geliehen, aber nicht auf einmal, sondern in Raten von 10 bis 100 Thalern, wie er es hatte und konnte. Größere Summen, die in Berlin oft an die unzuverlässigsten, schlecht renommirtesten Menschen mit unbegreiflichem Leichtsinn hingegeben werden, wenn man nur recht hohe Zinsen verspricht, hatte ich

nie auftreiben können, trotz so vielen Anzeigen im Intelligenz-blatt, trotz Juden und Agenten, trotz eigenen Laufereien und Schreibereien, Gesuchen, Bitten, Vorstellungen, Auseinandersetzungen und Berechnungen. Aber ich fand noch immer und oft wider Erwarten für den Druck Credit und schleppte mich stets mit einer Art Geschäftshypothek von 3 bis 4000 Thalern umher, die mir besonders deshalb so drückend war, weil ich keine Möglichkeit mehr sah, sie je abzutragen und weil mich die Gläubiger abwechselnd nach Laune und Bedarf drängten, schalten, verklagten.

Unter solchen Umständen kam meine zunächst zu Preußens Ruhm und Ehre unternommene Geschichte des deutschen Freiheitskrieges zu Stande, und als sie vollendet war, starb ihr Patron, auf den ich immer noch gehofft hatte. Unter der neuen Regierung das Suppliciren von Neuem anzufangen, schien mir eine allzugroße Inconvenienz, und zwar 1) weil Se. jetzt regierende Majestät nicht in dem Grade an der Sache interessirt sein konnten, als der verewigte Herr. Was für Friedrich Wilhelm III. eigenes Erlebniß war, konnte für Dessen Sohn und Nachfolger nur den Werth geschichtlicher Ueberlieferung haben. Außerdem war 2) Jenem und nicht Diesem das Werk gewidmet. Dazu kam 3) daß die Beamteten, ohne deren Vermittelung ich nicht an den König kommen konnte, noch dieselben waren, wie früher. Ihre Auffassung der Sache, ihr Wohl- oder Uebelwollen blieb das Entscheidende, und nach der Aufnahme, die ich früher bei ihnen persönlich gefunden, wagte ich hier keine besondere Gönnerschaft zu suchen. Was sollte ich endlich erbitten? Capital? Nach meinen bisherigen Erfahrungen war gar kein Termin zur Wiederbezahlung abzusehen. Die Erlaubniß, reisen zu lassen?

Die Mittel-Provinzen waren bereist und hatten ein schönes, ehrenvolles Resultat gewährt, welches mir nur darum nicht zu gut kam, weil das, was, durch mehrere Reisende zu gleicher Zeit in 1 oder 1½ Jahre erzielt, mich wahrhaft glücklich gemacht haben würde, bei einer Zeitdauer von 3 bis 4 Jahren nur eben ausreichte, meiner Familie und meinem Geschäft die Existenz zu sichern, die Proceßkosten, Zinsen und sonstige Ausfälle zu decken. In Westphalen, den Rheinlanden, West- und Ostpreußen fand sich überdies kein Reisender; auch würde eine solche Reise, wenn sie prosperiren sollte, Anstrengungen nothwendig gemacht haben, wie ich sie keinem Fremden, sondern höchstens mir selbst zumuthen konnte. Für die nichtpreußischen Staaten aber konnte ich die Erlaubniß nicht beim preußischen Cabinet suchen. Wenn also von dem Könige nicht aus freier Entschließung, aus Achtung der von mir verfolgten Tendenzen etwas geschah, hatte ich mich zu bescheiden und mein weiteres Geschick von der Zukunft und von einem Versuch meiner letzten Kräfte zu erwarten. Indeß kam noch Alles darauf an, wie weit die Maaßregeln der neuen Regierung mich neuen Muth und neues Vertrauen fassen ließen.

Des jetzt regierenden Königs Majestät hatten als Kronprinz auf 1 Exemplar des Werkes subscribirt. Ich reichte einige Tage vor der Huldigung ein Prachtexemplar ein und fügte den der Bibliothek des hochseligen Königs noch schuldigen 4ten Band bei. In der begleitenden Zuschrift sprach ich aus, daß ich mich höchst glücklich schätzen würde, wenn es mir vergönnt wäre, dasselbe Werk noch einmal in neubearbeiteter, verbesserter Gestalt Sr. Majestät zu produciren. Wäre hierauf irgend eine öffentliche Anerkennung erfolgt, oder wäre mir für die jahrelange

Mühe und Resignation nur eine pecuniaire Munificenz bewiesen, die mir als Verleger nützen konnte, etwa wie dem Rheinlieds-dichter, dem Dichter Freiligrath u. A. m., so würde ich dies als ein solch Vergönnen verehrt und die mir widerfahrene Gunst nach Kräften zu rechtfertigen gesucht haben. Mit diesem Bekenntniß soll kein Urtheil, am wenigsten ein mißbilligendes ausgesprochen sein. Ich sage nicht, daß ich eine Auszeichnung erwartete, beanspruchte oder verdient zu haben glaubte. Ich behaupte lediglich den historischen Standpunct; ja ich gestehe, daß ich mir ein Ignoriren meiner Bemühungen für das Andenken der Vergangenheit als eine Begünstigung meiner Bestrebungen für die Zukunft deutete. Eben deshalb aber war es so bestimmend für mich, wiederum nur ein Gnadengeschenk von 100 Thalern zu empfangen, als es in entgegengesetzter Weise für mich bestimmend gewesen sein würde, wenn mir irgend eine andere Ehre widerfahren wäre.

Ich unterwarf jetzt mein Werk einer neuen Ueberarbeitung, machte, ohne das preußische Interesse zu beeinträchtigen, von vorn herein einen allgemein deutschen Gesichtspunct geltend und widmete das Ganze den Manen Friedrich Wilhelms III., überzeugt, daß dieser König bei seinen Lebzeiten persönlich nichts gegen mich gehabt und daß die objective Macht seines Namens mir, so viel möglich, nach seinem Tode so sehr zu statten kommen werde, als vor demselben. Noch während der Arbeit ward mir, wie früher in Breslau mancher gute Typograph, mein alter Officier entfremdet und für die ähnliche, nur kleinere Unternehmung eines schlesischen Subaltern-Beamteten in Anspruch genommen. Ich befand mich jetzt in einer Krisis, die der glich,

welche ich nach dem Abgange meines Bruders 1835 durchzumachen hatte. Damals blieb mir nur die Wahl, mich selbst in den Buchhandel hineinzuarbeiten oder mich für fallit zu erklären. Jetzt mußte ich widerum das Letztere, oder ich mußte mich entschließen, einmal mein eigener Colporteur zu werden. Nach glücklich überstandenem, lebensgefährlichem nervösen Gallenfieber faßte ich den Entschluß, es selbst mit den Reisen zu versuchen, in Hoffnung, es werde, wenn man mir wohlwolle, schon während meiner Abwesenheit irgend eine Offerte eingehen, die wiederum mein Zusammenleben mit meiner Familie möglich mache.

Meine Absicht ist nun nicht, hier eine Beschreibung meiner Reisen zu liefern. Was an ihnen von allgemeinerem Werthe ist, bringe ich wohl noch ein anderes Mal zu Papier. Es sei daher nur kurz bemerkt, daß ich mit geringen Unterbrechungen mich bereits über drei Jahre auf Reisen befinde, daß sich aber, so oft ich zurückgekehrt bin, auch nicht ein einziges Mal ein Anerbieten gezeigt hätte, wovon eine Verbesserung meiner Lage zu erwarten gewesen wäre; im Gegentheil, was von kleineren Unternehmungen angebahnt worden in Hoffnung allmäligen Wachsthums, fand ich gewöhnlich nach meiner Rückkehr durch mißliebige Zwischensaat verdorben oder vernichtet. Die Handlung Duncker und Humblot hatte zwei Mal die Aufmerksamkeit, mir um die Zeit meiner Wiederkunft mit Blättern der literarischen Zeitung aufzuwarten, in denen Verlagsunternehmungen von mir, die 7 bis 800 Thaler gekostet hatten, als ganz nichtswürdige dargestellt waren. Daneben nun keine rentable Verlagsofferte, kein außerordentliches Verlangen früherer Artikel, kein Anlaß zu Connexionen mit Geldmännern, zu Association, zu Verkäufen des

Ganzen oder einzelner Verlagsartikel, wie es wohl Andern begegnet! Mich selbst haben aber jene Reisen belehrt, daß ein Individuum, mag es immerhin das Non-plus-ultra menschlicher Thätigkeit entwickeln, für sich nicht ausreicht, ein öffentliches Geschäft und eine zahlreiche Familie zu erhalten, wenn ihm so große Hindernisse in den Weg gelegt werden, wie dies bei mir der Fall gewesen ist. Diese Erfahrung endlich und die daraus gewonnene Ueberzeugung, daß es für mich höchstens besser, aber nicht schlimmer werden könne, hat mich denn auch vermocht, mit einem Magdeburger Credit von 1000 Thalern mir selbst die Zeit zu nehmen, den zweiten Band der letzten Dinge zu schreiben. Als Verfasser dieses Werks und als ein Vertreter der reformatorischen Tendenzen unserer Zeit habe ich überhaupt an vielen Orten auch nur für den Freiheitskrieg Anerkennung gefunden. Zu meiner Selbstbehauptung habe ich nach Vollendung des ersten Bandes in ein mir fast fremdes Element untertauchen und 10 Jahre lang darin aushalten müssen. Damit aber habe ich keineswegs mich selbst verloren, vielmehr bin ich erstarkt und neu geboren daraus hervorgegangen. Ich bin jetzt nach der Vollendung des zweiten Bandes, wenn es sein muß, eines gleichen Entschlusses fähig, voll Zuversicht, daß ich mich, wenn mir Gott Leben und Gesundheit schenkt, nach einem zweiten Jahrzehend nicht weniger leicht in meiner Provinz wieder zurecht finden werde. Für meine Leistungen, nicht für meine Schicksale bin ich verantwortlich. Es ist nicht Theilnahmlosigkeit, wenn ich Jahre lang bei den wissenschaftlichen Kämpfen gleichsam nur den Zuschauer mache, so wenig als es Menschenscheu ist, wenn ich den geselligen Freuden mich verschließe. Durch die auf mich gehäufte Noth bin ich

gegen meinen Willen isolirt. Es ist immer dafür gesorgt, daß ich mit allem Mühen und Ringen kaum so viel erschwinge, als ich mit den Meinigen zum täglichen Lebensunterhalte bedarf, d. i. in Berlin das Jahr 12- bis 1600 Thaler. Wir sind mit Geräth und Kleidung immer um einige Jahre hinter der Mode zurück, und müssen zufrieden sein, wenn nur für das Allernöthigste Rath geschafft wird. Miethe, Zinsen und laufende Rechnungen kommen immer erst Monate, oft Jahre lang nach der bestimmten Zeit zur Erledigung. Dieselbe Macht, welche verhindert hat, daß in der — bei meinem Umzuge nach Berlin verkauften — Buchdruckerei nie zwei große Werke zu gleicher Zeit gedruckt werden konnten, die mich nie mehrere Reisende auf einmal in die Welt senden ließ, die mich noch heute nicht zwei oder drei Unternehmungen mit gleichem Erfolge fördern läßt, dieselbe Macht verhüthet auch, daß mir die Reisen jemals einen größeren materiellen Nutzen bringen, als aus der Hand in den Mund zu leben. Entweder gehen die Unterschriften oder die Gelder schlecht ein, oder die Abonnenten treten wieder zurück, oder endlich die buchhändlerischen Collegen machen mir Querelen, Abzüge und Hinhaltungen. Eine neue Unternehmung, die ich 1841 begonnen, die „Bibliothek der Unterrichtslectüre," basirte sich nach jenen niederschlagenden Erfahrungen auf die Theilnahme der Schuldirigenten. Ich erbat mir von diesen Verzeichnisse derjenigen Eltern ihrer Schüler und Schülerinnen, die nach Stand, Vermögen und Bildung u. s. f. sich am ersten an einem solchen Unternehmen mit betheiligen könnten, habe diese Verzeichnisse aber von den Wenigsten, fast ausschließlich nur von Berlinern und auch hier erst nach wahrem Drängen und Stürmen empfangen. Von Auswär-

tigen erhielt ich meine Sendungen oft mit theuerem Porto zurück, und im glücklichsten Falle behielt man sie für die Schulbibliothek ohne weiteres Lebenszeichen. Also hier dieselbe Erscheinung, wie im Buchhandel selbst, und so denn abermal eine kostbare Unterternehmung gelähmt!

Ueberhaupt ist es ein hoher, ein schwerer Preis, um welchen ich mir die Unabhängigkeit meiner Ueberzeugung und deren freie Mittheilung habe erkaufen müssen. Jeder, dessen Hülfe ich bedarf, und die Kleinsten und Unbedeutendsten oft am ersten, spielen gern die Rolle eines Machthabers oder eines Retters mit der Hand aus den Wolken gegen mich und wissen oft gar nicht, wie sie mir wohl das Gewicht ihrer augenblicklichen Stellung am fühlbarsten machen sollen. Von den Geldmächten versteht sich dies, mit seltenen Ausnahmen, ganz von selbst. Kann man wohl nach solchen Erfahrungen eine Volksherrschaft herbeiwünschen wollen? Kann man sich da noch aufgelegt fühlen, sich für Volksbelehrung und Volksbeglückung aufzuopfern?

Indeß der Wahrheit die Ehre! — Ich habe in Deutschland unter den Männern aller Stände dennoch viele wahrhaft edle Seelen und manchen großdenkenden Geist gefunden, und so habe ich mich auch mancher wohlthuenden Sympathieen für die Zukunft des Vaterlandes versichert, unter Katholiken, wie unter Protestanten. Dies hat mir die Beschwerden der Reise versüßt, aber die Kosten freilich nicht verringert. Ich kann persönlich das Subscriptionsgeschäft nur als Ehrensache treiben, kann nicht drängen und drücken und muß, so klein ich mich im Hause einrichte, am fremden Orte einen Aufwand machen, als repräsentirte ich ein Großgeschäft. Als dieser Fremde, der so viel Hun-

derte und Tausende verreist, sich einen Doctor nennt, bei Durchlauchten und Excellenzen Zutritt hat, wohl gar Einladungen empfängt, Merkwürdigkeiten in Augenschein nimmt, mit berühmten Männern verkehrt, ein Reise-Journal führt u. dgl. m., als solcher werde ich männiglich berupft und bezupft. Wenn mir nahe gelegt wird, mich honett zu zeigen, so kann ich mich dem nicht erwehren, weil mir gerade für meine Geschäfte die dienende Classe von so großer Wichtigkeit ist. Mag ich immerhin Knechtsgestalt annehmen und wie ein Commis voyageur das Land durchziehen, pecuniair stehe ich schlechter als ein solcher, der jährlich seine 1000 bis 1500 Thaler Gehalt und resp. Reisespesen hat und gewöhnlich ohne Familie ist.

Bei der Abfassung des Freiheitskrieges, welche wegen des Geschäftsdranges am Tage, oft Abends und Nachts bei der Lampe vor sich ging, bei dem Durchmustern der Karten und Pläne mit der Brille fingen meine Augen an zu kranken. Die Reise sollte sie mir wieder herstellen. Allein die Nachtfahrten, die unregelmäßige Lebensart überhaupt, zu der sich der Reisende bequemen muß, sind nicht geeignet, den Zustand meiner Sehwerkzeuge zu verbessern. Während der Großhändler an kleinen Plätzen 2 bis 3, an größeren 10 bis 20 Besuche im Ganzen zu machen hat, habe ich an einem Tage dort 20 bis 30, hier 40 bis 60 Häuser durchzugehen. Das kostet Füße, Brust und Zunge. In Städten, wie Braunschweig, Cassel, Frankfurt, München, Cöln, Bremen, Stuttgart, Dresden u. dgl m. meinte ich oft am Abend meines Tagewerks, meine Beine müßten mir zusammenbrechen. Ich habe in Leipzig und Hamburg Blut gespieen; ich habe ein Gewächs an den linken Fuß bekommen und es Monate mit mir

umhergeschleppt, bis ich mir in Berlin die Zeit dazu stahl, es operiren zu lassen. Und nun die Seelenleiden zu diesen körperlichen! Mag man immerhin den Mechanismus des Handels durch messianische oder apostolische Thätigkeit — in diese Form schlägt nothwendiger Weise die patriarchalische, prophetische und literarische auf der Reise um — adeln, es ist und bleibt doch für einen Ehemann, Familienvater und Handlungschef eine schlechte Sache, wenn er in Person die Welt durchwandern muß. Wie oft, wenn ich bei Schnee und Regen einsam im verschlossenen Fahrzeug da saß, wie oft habe ich meinen Mantel und die harten Wagenkissen naß und weich geweint, gleich einem Mädchen, dem Vater und Mutter oder Bräutigam und Bruder abgestorben sind! Unter solchen Herzenskämpfen konnte mich allein der Geist aufrecht erhalten, dessen ich mir im Fortschritt der Erfahrung immer gewisser wurde, den ich im Gedankentausch mit der Welt gleichsam bei mir wachsen fühlte. Ja, es war eine Herzensstärkung, die Denkenden der jüngeren Generation, besonders unter den Coätanen, bis an die äußersten Enden Deutschlands von dem Princip ergriffen zu sehen, dem ich zuerst Bahn gebrochen hatte, umherspähend nur nach einem Leiter und Führer der geistigen Bewegung. Es war eine erquickende Befriedigung, es eingestehen zu hören, daß ich zwischen der starren wissenschaftlichen Orthodoxie in Religion und Politik und andererseits der radicalen und revolutionairen Bewegungspartei die Mitte behaupte. Vertraut mit den Ansichten, Fähigkeiten und Bedürfnissen des Volks, wie mit den Interessen, Mitteln und Tendenzen der höheren Stände, lernte ich selbst meinen Beruf würdigen für wissenschaftliche und populare Vermittelung zwischen den Extremen. Ihre Verwirklichung aber

ist nur dem Freien und Selbstständigen möglich, und auf jeder Wiederholung in der Geschichte, sei es immerhin die einer neuen Messiaserscheinung, ruht ein Fluch.

Ich würde literarisch Alles, was ich jetzt erlangt und geleistet habe, eben so gut und noch besser vielleicht haben leisten und erlangen können, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, mich einer behaglichen bürgerlichen Existenz zu erfreuen. Durch den Fond, den ich von der Universität mitbrachte und der mir bereits aus meinen eigenen Schriften entgegentrat, war ich davor gesichert, zu verbürgern. Ich konnte am Tage meine Comtoirstunden halten, daneben des Umgangs mit anregenden Männern pflegen, meiner Studien und der Erziehung meiner Kinder wahrnehmen und doch noch Zeit erübrigen, um durch schriftstellerische Thätigkeit oder durch Vorlesungen vor einem gemischten Publicum die Ergebnisse meines Denkens und meiner Erfahrungen periodisch der Welt mitzutheilen. Der Regierung selbst hätte es von Interesse sein können, diese freie Thätigkeit eines Nichtbeamteten mit der schwerbesoldeten derer zu parallelisiren, die mit mir aus einer Schule stammen. Das Alles aber war und ist natürlich nur möglich, wenn die äußeren Verhältnisse wenigstens vor den drückendsten Nahrungssorgen schützen; wenn man nicht vom Morgen bis zum Abend oder gar wohl noch über Nacht im Joche ziehen muß, um sich die leidige Existenz zu fristen. Nach der harten Lehre, die ich in den letzten zehn Jahren durchzumachen gehabt habe, bin ich freilich zu jeder Form der Wirksamkeit geschult, die mich und die Meinigen mit Anstand leben und mich das Vertrauen meiner Gläubiger rechtfertigen läßt; in keiner fürchte ich meinen religiösen Gehalt, noch meinen wissenschaftlichen

Fond zu verlieren, wenn ich gleich oder vielmehr eben weil ich kein Heiliger sein, noch werden will. Die weltstürmerischen Ideen haben sich gelegt. Gott hat mir hoffnungsvolle, zum Theil wohlbegabte Kinder geschenkt. Erhält er uns einander, so kann mir die Verzichtung auf eine öffentliche reformatorische Thätigkeit kaum schwer ankommen, und ist's in seiner Weisheit anders noch beschlossen, so wird er an den veröffentlichten Anfängen sich schon zu rechter Zeit neue Kämpfer erwecken, die Waisen aber Vaterherzen finden lassen, wie sie deren werth sind. Ich bin zufrieden schon, daß mir vergönnt war, auszusprechen, was mich drückt, mich selbst erhebend an den Worten Tasso's:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
„Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide."

Berlin, im December 1843.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.



